Das frühe Rom und Afrika.
Ethnologie und Historizität der römischen Frühzeit im Licht der Königsrituale der Djukun und der Shilluk

1. *Einleitung*

Die Forschung zur römischen Königszeit hat seit den 1960er und 1970er Jahren in so grundlegenden Werken wie denen von Gjerstad, Alföldi und Ogilvie[1] immer wieder versucht, sich dem Problem einer systematischen historischen Wertung der bruchstückhaften Informationen zur dunklen Frühzeit der späteren Weltmacht anzunähern, wobei die Analyse meist vom ersten Buch des Titus Livius und in geringerem Maße auch den ersten Büchern des Dionysios von Halikarnassos[2] ausging. Wie verhärtete Fronten standen sich hier zeitweise die Ansichten gegenüber, das königszeitliche Rom sei entweder als ein prinzipiell etruskisches oder aber prinzipiell latinisches Staatswesen zu sehen; zwei Thesen, denen sich dann bald noch eine stärkere Berücksichtigung der bedeutsamen Einflüsse Großgriechenlands auf die ersten Jahrhunderte der Tiberstadt hinzugesellte. Wenn auch heute in der Erforschung des frühen Rom, welche seit den 1990ern mit Coarelli, Holloway, Miles, Cornell, Smith, Carandini und Forsythe[3] eine Art Renaissance erfährt, vor allem eine Art Mischthese bevorzugt wird, ist es doch erstaunlich, daß zahlreiche der in ihrer historiographischen Zusammenstellung oft disparat wirkenden antiquarischen Erzählelemente, in

[1] E. Gjerstad, *Early Rome*, Lund, 1960-1973; A. Alföldi, *Early Rome and the Latins*, Ann Arbor, 1965; R.M. Ogilvie, *Early Rome and the Etruscans*, Glasgow, 1976.

[2] R. Bloch, *Tite-Live et les premiers siècles de Rome*, Paris, 1965; R.M. Ogilvie, *A Commentary on Livy Books 1-5*, Oxford, 1965; B. Liou-Gille, *Une lecture "religieuse" de Tite Live I. Cultes, rites, croyances de la Rome archaïque*, Paris, 1998; G. Forsythe, *Livy and Early Rome. A Study in Historical Method and Judgment*, Stuttgart, 1999; A. Delcourt, *Lecture des Antiquités romaines de Denys d'Halicarnasse. Un historien entre deux mondes*, Brüssel, 2005.

[3] F. Coarelli, *Il Foro Romano, periodo arcaico*, Rom, 1983; R.R. Holloway, *The Archeology of Early Rome and Latium*, London/New York 1994; G.B. Miles, *Livy. Reconstructing Early Rome*, Ithaca, 1995; T. Cornell, *The Beginnings of Rome. Italy and Rome from the Bronze Age to the Punic Wars (c. 1000-264 BC)*, London / New York 1995; C.J. Smith, *Early Rome and Latium. Economy and Society c. 1000 to 500 BC*, Oxford, 1996; A. Carandini, *La nascità di Roma*, Turin, 1997; G. Forsythe, *A Critical History of Early Rome. From Prehistoric to the First Punic War*, Berkeley, 2005.

denen man neben dem rein anekdotischen Gehalt mit allen Mitteln historische, religionsgeschichtliche und kunsthistorische Informationen zur „Realität" des frühen Roms und damit der Bestimmung seiner „tatsächlichen" kulturellen Zugehörigkeit hineinzudeuten versucht hat, in ihrer Zuschreibung zu einem der damals in Italien wirksamen Kulturkreise höchst umstritten sind. Tatsächlich kann und wird oft ein und dasselbe Erzählelement von den einen als „typisch etruskisch", von den anderen als „eindeutig latinisch", von einer dritten Partei dann als „genuin griechisch" bewertet, wobei in allen drei Fällen meist ein gar nicht mehr hinterfragter wissenschaftlicher Wahrheitsanspruch gestellt wird.

Daß die Forschung zu den Legenden der römischen Frühzeit sich hierbei aber allmählich rein anthropologisch bedingten kulturellen Konstanten annähert, welche Denk- und Formtraditionen widerspiegeln, die der ganzen Menschheit gemeinsam sind und demgemäß weit über den beschränkten mittelmediterranen Raum des etruskischen Nord-, latinischen Mittel- und griechischen Süditaliens hinausweisen, und daß daher ein Paradigmenwechsel von einem eher antiquarisch-regionalgeschichtlichen zu einem vielmehr anthropologisch-ethnologischen Ansatz wünschenswert und zeitgemäß wäre, ist nur in den wenigsten Fällen in Erwägung gezogen worden. Ziel des vorliegenden Aufsatzes soll es daher sein, anhand ausgewählter Beispiele aus der römischen Frühzeit die potentielle Fruchtbarkeit eines rein ethnologischen Umgangs mit der Königszeit zu untermauern und einige methodologische und thematische Grundlinien eines solchen Ansatzes zu umreißen.

Ausgangspunkt der Überlegungen ist die aus einer Vorstudie zur römischen Apotheose[4] erwachsene und dort kurz angedeutete Aufdeckung einiger Parallelen zwischen den Königsritualen der in Nordnigeria ansässigen Djukun[5] und der im Südsudan lebenden Shilluk[6] mit zentralen Grundzügen der römischen Königszeit, welche bislangin der Forschung entweder als rein anekdotisch-aitiologische, oder aber als im Kern faktengeschichtliche Überlieferungen angesehen wurden, an

[4] Vgl. D. ENGELS, *Postea dictus est inter deos receptos: Wetterzauber und Königsmord. Zu den Hintergründen der Vergöttlichung frührömischer Könige*, in *Gymnasium* 114, 2007, 103–130.

[5] Zu den Djukun s. M. YOUNG, *The Divine Kingship of the Jukun: a re-Evaluation of some Theories*, in *Africa. Journal of the International African Institute* 36.2, 1966, 135–152; C.K. MEEK, *A Sudanese Kingdom. An Ethnographical Study of the Jukun-Speaking People of Nigeria*, New York [2]1969.

[6] Zu den Shilluk vgl. W. HOFMAYR, *Die Shilluk. Geschichte, Religion und Leben eines Niloten-Stammes*, Mölding, 1925; E.E. EVANS-PRITCHARD, *The Divine Kingship of the Shilluk of the Nilotic Sudan* (1948), in ID., *Social Anthropology and Other Essays*, New York, 1964, 192-212; W. ARENS, *The Divine Kingship of the Shilluk: a Contemporary Evalutation*, in *Ethnos* 44, 1979, 167-181; B. SCHNEPEL, *Shilluk Royal Ceremonies of Death and Installation*, in *Anthropos* 83, 1988, 433-452; ID., *Shilluk Kingship. Power Struggles and the Question of Succession*, in *Anthropos* 85, 1990, 105-123; ID., *Continuity Despite and Through Death. Regicide and Royal Shrines among the Shilluk of Southern Sudan*, in *Africa* 61, 1991, 40-70.

deren ausschließlicher Verankerung in einer genuin römischen Tradition aber nie gezweifelt wurde.

Nun sei ohne Scheu zugegeben, daß ein solcher motivgeschichtlicher Vergleich frührömischer Legenden mit afrikanischen Ritualvorstellungen im Rahmen einer althistorischen Untersuchung auf den ersten Blick wohl ein wenig erstaunen dürfte und vielleicht sogar Mißverständnisse bezüglich der grundlegenden methodologischen Arbeitshypothese aufwerfen könnte. Es sei daher hier noch einmal klar betont, daß es keineswegs Ziel der vorliegenden Untersuchung ist, wie auch immer geartete afrikanische Einflüsse auf die frührömische Legendenbildung zu unterstellen. Absicht ist es vielmehr zu zeigen, daß die Fülle der von beiden Gesellschaften trotz mangelnder historischer Kontaktzonen geteilten Vorstellungen recht eindeutig nahelegt, daß zahlreiche Aspekte der frührömischen „Geschichte" kaum als Produkte „typisch" latinischer (oder etruskischer – oder griechischer) Legendenbildung aufzufassen sind; vielmehr sind diese Parallelen als Niederschlag rein anthropologischer und somit allgemeinmenschlicher Konstanten aufzufassen, womit natürlich auch die streckenweise immer noch angenommene „Historizität" zahlreicher frührömischer Legenden endgültig widerlegt werden kann bzw. diese im besten Fall höchstens als Niederschlag ritueller Praktiken, nicht aber singulärer politisch-historischer Ereignisse verstanden werden müssen. Daß eine solche kulturvergleichende Vorgehensweise nicht nur auf dem Feld der Ethnologie, sondern auch der Geschichtswissenschaft durchaus methodologische Berechtigung hat, beweist überdies die Tatsache, daß ähnliche Vergleiche, etwa zwischen den Shilluk und dem Frankreich der Renaissance,[7] bereits eine durchaus fruchtbare Diskussion im Rahmen der Erforschung der frühneuzeitlichen europäischen Geschichte hervorgebracht haben.

2. *Grundlagen*

Eines der zentralen religiösen Elemente der römischen Frühgeschichte ist die allseits erkennbare Verehrung der Ahnen,[8] welche natürlich keineswegs ein typisch römischer religiöser Wesenzug war, sondern nahezu allen frühen Religionen eigen ist. Als *lares*, *genii* oder *penates* verehrt, sind die theologischen

[7] Vgl. W. ARENS, *The Demise of Kings and the Meaning of Kingship: Royal Funerary Ceremony in the Contemporary Southern Soudan and Renaissance France*, in *Anthropos* 79, 1984, 355-367.

[8] G. WISSOWA, *Die Überlieferung über die römischen Penaten*, in ID., *Gesammelte Abhandlungen*, München, 1904, 95-121; C. KOCH, *Gestirnverehrung im alten Italien. Sol Indiges und der Kreis der Di indigetes*, Frankfurt, 1933; F. BÖMER, *Ahnenkult und Ahnenglaube im alten Rom*, Leipzig, 1943; H. KUNCKEL, *Der römische Genius*, Heidelberg, 1974; A. DUBOURDIEU, *Les origines et le développement du culte des Pénates à Rome*, Paris / Rom 1989, 323-336; B. LIOU-GILLE, *Cultes „héroïques" romains. Les fondateurs*, Paris, 1980, bes. 99-116; EAD., *Divinisation des morts dans la Rome ancienne*, in *RBPh* 71, 1993, 107-115.

Differenzierungen dieser verschiedenen Ahnengottheiten wohl schon früh zunehmend verwaschen[9] und daher auch heute nur schwer rekonstruierbar, wurden alle drei doch schon rasch in derselben Familienkapelle verehrt und somit theologisch verschmolzen. Der *genius* galt als der persönliche Schutzgeist eines jeden Menschen und somit personengebunden;[10] die Verehrung der *lares* hingegen war wohl Sache der gesamten *familia*, also auch der Sklaven,[11] und durch rituelle Lokalisierung an Haus, Straßen und Kreuzwegen ortsgebunden,[12] obwohl auch sie einen Bezug zur Ahnenverehrung hatten, da man sie explizit mit den vergöttlichten Seelen der Vorfahren gleichsetzte[13] und ihre Entstehung in späterer Zeit auch aus urzeitlichen Hausbestattungen ableitete.[14] Die *penates* schließlich galten als die *patrii di* des *pater familias*[15] und schützten als die Götter des „Inneren" (*penus*) auch den Vorrat des Hausherrn,[16] konnten aber bei der Flucht aus dem Haus mitgenommen werden[17] und waren deshalb wohl weniger dem Haus als vielmehr seinen Bewohnern eigen.

Die Verehrung der Ahnen und die Notwendigkeit ihrer Zustimmung zur Bestellung eines neuen Herrschers bildeten wohl letztlich auch die sakrale Legitimation des archaischen Königs. Die enge kultische Verbindung wird allein dadurch klar, daß die *di penates* des römischen Staates im *penus Vestae* aufbewahrt wurden,[18] welcher nahe der Regia stand, so daß die Vermutung naheliegt, es handle sich hierbei um eine Übertragung des privaten Ahnenkultes der Königsfamilie auf den Gesamtstaat nach dem Sturz der Tarquinier,[19] was umso wahrscheinlicher anmutet, wenn man die erstmals durch Mommsen[20] vertretene These bedenkt, daß die vestalischen Jungfrauen kultische Vertreterinnen der altrömischen Königin oder der Königstöchter seien, deren rituelle Verpflichtungen sie nach dem Ende der Monarchie übernommen hätten, während der *pontifex maximus* zusammen mit dem *rex sacrificulus* die Aufgaben des Königs erhalten hätte und daher den Vestalinnen in symbolischer Ehe verbunden sei.[21]

[9] *Schol. Pers.* V, 31.

[10] CENS. III, 1-2.

[11] CAT., *Agr.* V, 3; DION. HAL., *Ant.* IV, 2, 1 und 14,3.

[12] CIC., *Tim.* 38; DION. HAL., *Ant.* IV, 2; PLUT., *Fort. Rom.* 2 (*Mor.* 316f); ARNOB. III, 41; SERV., *In Verg. Aen.* III, 302.

[13] FEST. 273 L.

[14] SERV., *In Verg. Aen.* VI, 152.

[15] PLAUT., *Merc.* 834; DION. HAL., *Ant.* I, 67, 3.

[16] GELL. V, 1, 1-23.

[17] HOR., *Carm.* II, 18, 26f.

[18] DION. HAL., *Ant.* II, 66; TAC., *Ann.* XV, 41.

[19] Vgl. OV., *Trist.* III, 1, 29.

[20] S. u.a. Th. MOMMSEN, *Römisches Staatsrecht*, Band II^3, Leipzig, 1887 (ND Darmstadt, 1963), 54.

[21] Daher wurde auch die „Ergreifung" der Vestalin durch den *pontifex maximus* als *captio* bezeichnet (GELL. I, 12, 14), eine deutliche Reminiszenz auf die Verbindung zwischen Ehe und Entführung.

Wenn diese These auch umstritten ist,[22] ist doch bemerkenswert, daß auch die Phallusverehrung zu den rituellen Obliegenheiten der Vestalinnen gehörte und einen Hinweis auf die Zuständigkeit der Priesterinnen für eine archaische Zeugungs- und Feuergottheit darstellt.[23]

Typisches Beispiel für die extreme Dimension, die diese Ahnenverehrung annehmen konnte, war der Glaube an die Zeugungsfähigkeit der Ahnengötter, welche sich in der bekannten Legende von der Empfängnis des Servius Tullius aus einem Herdfeuer niederschlägt.[24] Früheste Quelle sind hier im wesentlichen der Bericht des Dionysios von Halikarnassos,[25] der ev. sogar bis auf die *annales maximi* zurückgeführt werden kann, und eine Stelle bei Plutarch, die als Fragment aus Valerius Antias zu betrachten ist.[26] Beide Gewährsmänner überliefern, Servius' Mutter Ocrisia habe,[27] während sie im königlichen Palast als Sklavin[28] oder Begleitdame[29] diente, einen Opferkuchen zum königlichen Herd bringen wollen und aus dem Feuer einen Phallus aufsteigen sehen. Nachdem das Ereignis als Vorzeichen darauf gedeutet wurde, daß aus dem königlichen Herd ein übermenschlicher Sproß entstehen werde, der von der Frau zur Welt gebracht

[22] S. allein C. Koch, Art. *Vesta*, in *RE* VIII.A.2, 1958, 1718-1776.

[23] Plin., *Nat.* XXVIII, 39.

[24] S. allg. J.J. Bachofen, *Die Sage von Tanaquil*, Heidelberg, 1870; M. Schachermeyr, Art. *Tanaquil*, in *RE* IV.A.2, 1931, 2172; L. Euing, *Die Sage von Tanaquil*, Frankfurt a.M., 1933, 20ff.; H. Strasburger, *Zur Sage von der Gründung Roms*, Rom, 1968, 21ff.; H. Hommel, *Vesta und die frührömische Religion*, in *ANRW* I.2, 1972, 397-420, 414; R. Thomsen, *King Servius Tullius: A Historical Synthesis*, Gyldendal, 1980; F. Hampl, *Zum Ritus des Lebendigbegrabenwerdens von Vestalinnen*, in *Festschrift Muth*, Innsbruck, 1983, 165-182; P.M. Martin, *Les signes de souveraineté échus aux rois de la Rome étrusque*, in Ch. Guittard (Hg.), *La divination dans le monde étrusco-italique*, Bd. 2, Tours, 1986, 16-46, bes. 20-26; D. Briquel, *Le témoignage de Claude sur Mastarna-Tullius*, in *RBPh* 68, 1990, 86-108; Cornell, *The Beginnings* [n. 3], 130-141 ; D. Engels, *Das römische Vorzeichenwesen (753-27 v.Chr.)*, Stuttgart, 2007, 322-325 (Nr. 23).

[25] *Annales Pontificum*, *FRHist A.M.* F 8 = F 13 Chassignet = F ./. Peter = F ./. Frier (RH) = S. 308 Frier (LAP), in: Dion. Hal., *Ant.* IV, 2, 1-3. Vgl. hierzu E. Gabba, *Studi su Dionigi da Alicarnasso*, Teil 2, *Il regno di Servio Tullio*, in *Athenaeum* 39, 1961, 98-121, 98f. Zur Glaubwürdigkeit der Zuschreibung s. M. Chassignet, *L'Annalistique romaine*, Bd. 1, *Les Annales des pontifes et l'annalistique ancienne (fragments)*, Paris, 1996, 5: „Il est fort possible que les ‚archives locales' citées ici par Denys d'Halicarnasse désignent la chronique pontificale." Vgl. ebenfalls für eine Zuordnung zu den Pontificalannalen J.-V. Le Clerc, *Des Journaux chez les Romains*, Paris, 1838, 106f. und 348; auch B.W. Frier, *Libri Annales Pontificum Maximorum*, Rom, 1979, 111; dagegen aber J.G. Hullemann, *Disputatio Critica de Annalibus Maximis*, Amsterdam, 1855, 21f.

[26] Valerius Antias, *FRHist* 25 F 20 = Chassignet/*FRH* 15 F 13 = F 12 Peter, in Plut., *Fort. Rom.* 10 (323b-c).

[27] Vgl. E. Marbach, Art. *Ocrisia*, in *RE* XVII.2, 1937, 1781-1786.

[28] Dion. Hal., *Ant.* IV, 1; Plut., *Fort. Rom* 20 (323a-b).

[29] Liv. I, 39, 5-6; Plut., *Fort. Rom.* 10 (323a-b); hier ist es ihre Aufgabe, die Speiseopfer zum Herd zu tragen.

werden sollte, die sich mit der Erscheinung vereinige, wurde Ocrisia zur Durchführung des Vorhabens bestimmt, als Braut gekleidet und in das Zimmer eingeschlossen. Nach der entsprechenden Zeit wurde sie dann von Servius Tullius entbunden, und Dionys gibt so wie Plutarch/Antias an, es sei entweder Vulcanus/ Hephaistos oder aber die Hausgottheit (der *lar familiaris*) gewesen, die somit zum Vater des Servius Tullius wurde. Plinius[30] schließlich berichtet zusätzlich, man habe, da später einmal Servius' Haupt im Schlaf von Feuerschein umgeben war, diesen für den Sohn des Hausgottes gehalten.[31] Eine weitere Erzählversion bietet Arnobius, der sich hier auf einen Gewährsmann namens Flaccus als Quelle bezieht[32] und im Phallus eine Erscheinungsform der *dii conserentes* sieht, die Dal Pane mit den Lares identifizieren möchte. Nach seinem stilistisch recht drastisch formulierten Bericht hätte Tanaquil die Genitalien ergriffen und, um herauszufinden, was der Sinn der Erscheinung sei, die gefangene Ocrisia herbeigerufen, um ihr zu befehlen, sich mit dem Phallus zu verbinden, was zur Empfängnis des späteren Königs Servius führen sollte.[33]

Interessant für die gewissermaßen zeitlose Verortung der Geschichte ist die Angabe Plutarchs, Promathion,[34] der eine Geschichte Italiens verfaßte, habe eine ganz ähnliche Legende überliefert, die an die Stelle des Servius Tullius den Romulus gesetzt habe.[35] Tatsächlich sind Romulus und Servius Tullius nicht

[30] PLIN., *Nat.* XXXVI, 204.

[31] Zur möglichen Ableitung des brennenden Haupts aus der Herdlegende s. OGILVIE, *A Commentary* [n. 2], 158 : „It would appear that the crude story according to which his mother is conceived by a flame in the shape of the genitals […] was the primitive version – which was subsequently rationalized into the more respectable tale adopted by Livius, in which divine fire merely played about the child's head." Daher habe der spätere König auch die *Compitalia*, die Spiele zu Ehren der Hausgötter, ins Leben gerufen, welche kurz nach den Saturnalien Anfang Januar auf den Kreuzwegen gefeiert werden (S. VARR., *Ling.* VI, 25; CATO, *Agric.* V, 3; ISID., *Orig.* XV, 2, 15; FEST. 40 L).

[32] FLACCUS, in ARNOB., *Nat.* V, 18. Hiermit ist entweder Verrius Flaccus gemeint oder Granius Flaccus bzw. Licinianus, der ev. dieselbe Person ist. S. dazu G. FUNAIOLI, Art. *Flaccus* (12f.), in *RE* VII.2, 1901, 1819-1822 und F. DAL PANE, *Sopra le fonti di un passo di Arnobio*, in *SIFC* 9, 1901, 30.

[33] Dies spiegelt freilich die sowohl in Etrurien als auch Latium allgemein gängige Phallus-Verehrung wieder, sind doch aus Etrurien Gräbereingänge mit Phallussteinen bekannt, während in Rom die Braut sich während der Brautnacht auf eine Phallus-Nachbildung (der Mutunus Tutunus; vgl. AUG., *Civ.* IV, 11, 3; 6, 9 und VII, 24, 2; ARNOB., *Nat.* IV, 7 und 11) zu setzen hatte, um ihre Fruchtbarkeit zu sichern. S. hierzu allg. LIOU-GILLE, *Une lecture „religieuse"* [n. 2], 318.

[34] PROMATHION, *FGrHist* 817 F 1, in: PLUT., *Rom.* 2, 4-8.

[35] Der aus dem Herd emporgestiegene Phallus wird hier in das Haus des Tarchetius, König von Alba, verlegt. Dieser habe daraufhin eine Prophezeiung des Tethys-Orakel in Etrurien erhalten, derzufolge der Sohn der gespenstischen Erscheinung eines Tages hochberühmt durch Tugend, Glück und Kraft werden sollte (vgl. MARTIN, *Les signes de souveraineté* [n. 24], 22 zum Bezug der Stelle zur Dreifunktionenlehre Dumézils), und eine seiner Töchter zur Verbindung zwingen wollte, die dann aber eine Dienerin vorschickte, welche bald darauf von zwei Knaben entbunden wurde. S. hierzu auch STRASBURGER, *Zur*

die einzigen Sagengestalten der römischen Frühzeit, deren Empfängnis sich durch das Herdfeuer vollzogen haben soll; denken wir an die Geburt des Caeculus bzw. Cacus, den späteren Gründer von Praeneste,[36] der ebenfalls aus einem Herdfeuer gezeugt wurde, weshalb er als Sohn Vulcans galt.[37]

Ohne nun die Frage zu klären, welche Sage zuerst bestand, zeigt doch die Parallele von Empfängnis, Auffindung durch wasserholende Jungfrauen und Gründung einer Stadt durch Hirten, daß die einzelnen Versatzstücke des römischen Gründungsmythos und der Königszeit keineswegs zufällig oder vereinzelt in Mittelitalien dastehen, sondern fest eingebunden sind in gesamtlatinische mythische Vorstellungen.[38] Die Nähe zwischen späterer Ahnen- und Götterverehrung sowie die Amalgamierung zwischen jungfräulicher Priesterin und Königsmutter und zwischen Herd und Phallus sind wohl überdeutlich[39] und offenbaren, jenseits aller fachspezifischen Definitionsdiskussion über Laren, Genien oder Penaten, Herd-, Phallus-, Erd- oder Jungfräulichkeitskult, die enge Beziehung von Legitimation und Selbstdarstellung des frühen römischen Königtums mit dem archaischen Ahnenkult, sodaß sie wohl, wenn wir zunächst im vorsichtigen Rahmen des althistorisch Wahrscheinlichen verbleiben, als eine dauerhafte Konstante nicht nur der römischen, sondern auch der latinischen Königszeit gesehen werden dürfen.

Daß es sich bei der Legende der quasi-göttlichen Herkunft des Servius Tullius nicht nur um eine rein latinische[40] oder selbst rein italische Legende handelt,

Sage [n. 24]; HOMMEL, *Vesta* [n. 24], 414f. und J. CHAMPEAUX, *Fortuna. Recherches sur le culte de Fortune à Rome et dans le monde romain*, Rom, 1982, 441-444.

36 Vgl. ALFÖLDI, *Early Rome* [n. 1], 228-231.

37 CATO, *FRHist* 5 F67 = FRH 3 F 2, 29 = F 2, 29 Chassignet (Caton) = F 59 Peter; in *Schol. Veron. ad Verg. Aen.* VII, 681; VERG., *Aen.* VII, 678-681; CASS. DIO I, in: TZETZ., *Chil.* V, 21, v. 109-110, p. 8; s. auch SOLIN. II, 9; AUG., *Civ.* XIX, 12.

38 Vgl. Fr. GRAF, Art. *Caeculus*, in *DNP* 2, 1997, 899; J. BREMMER / N. HORSFALL, *Caecus and the Foundation of Praeneste*, in IID., *Roman Myth and Mythography*, London, 1987, 49-62. Schrein des Vulcan vgl. F. COARELLI, *Il Foro Romano*, Bd. 1, Rom, 1983, 161-178; A. MASTROCINQUE, *Romolo. La fondazione di Roma tra storia e leggenda*, Este, 1993, 60-62.

39 Hampl hat den Herdphallus mit dem latinischen Gott Fascinus identifiziert, in dessen Dienst auch die Vestalinnen stehen sollen (PLIN., *Nat.* XXVIII, 39), so daß diese selbst nicht nur als Priesterinnen Vestas zu betrachten seien, sondern zumindest ursprünglich (wenn auch in historischer Zeit nur noch sekundär) als Gottesbräute. In diesem Sinne erscheint auch die Legende von Ocrisias Empfängnis durch den Herdphallus in einem neuen Licht: „Das als Braut geschmückte Mädchen, mit dem sich der im Herdfeuer des Königssitzes und späteren Amtssitzes des Pontifex Maximus erscheinende Gott in ganz real-physischer Weise geschlechtlich vereinigt, und die als Bräute geschmückten Priesterinnen der Vesta, denen noch in späterer Zeit außer der Betreuung des Staatsfeuers neben der Regia die Pflege des Kultes des Gottes Fascinus obliegt – hier an rein zufällige Entsprechungen zu denken, ist wohl kaum möglich." (HAMPL, *Zum Ritus* [n. 24], 167)

40 OGILVIE, *A Commentary* [n. 2], 157-158.

sondern gewissermaßen um allgemein-menschliches Erzählgut, offenbart eine erste Parallelisierung mit sudanesischen Königsritualen. Wir wollen uns hier zuerst mit den Shilluk (eine arabische Verformung der Selbstbezeichnung Chol) beschäftigen. Dieses seit Jahrhunderten im südlichen Sudan ansässige, Mitte des 20. Jahrhunderts ungefähr 110.000 Menschen zählende Volk mit der Hauptstadt Fashoda gilt als ein Paradebeispiel für ein Gottkönigtum mit rituellem Königsmord. Wenn auch die politischen Umstände im Sudan des 19. Jh. die Shilluk in engsten Kontakt mit den ägyptischen Arabern, den osmanischen Türken, den aufständischen Mahdisten und der britischen Kondomiumsadministration gebracht haben und demzufolge viele der alten Gebräuche sicherlich in Vergessenheit gerieten, wurden zentrale Aspekte ihres Königsrituals doch seit 1898 wieder regelmäßig ausgeübt; die sudanesischen Bürgerkriege mitsamt der Gründung der Republik Südsudan haben Lebensraum wie Verfassung der Shilluk allerdings in starke Bedrängnis gebracht.[41]

Die Stellung des Königs der Shilluk, des *Reth*, war darauf begründet, daß er eine doppelte Persönlichkeitsstruktur aufwies, da er einerseits als lebendiger Einzelmensch, andererseits aber auch als direkte Verkörperung des Nyikang[42] aufgefaßt wurde, des heroischen Anführers und ersten Königs der Shilluk (31 Generationen vor der Mitte des 20. Jahrhunderts), welcher das Land eroberte, sein Volk zu seinem heutigen Sitz führte und sich seitdem in jedem neuen König verkörpert und daher Garant des Bestands von Volk und Reich ist.[43] Die Thronfolge darf nur von Vater auf Sohn geschehen; Königstöchter müssen unverheiratet bleiben. Der König selbst ist weitgehend machtlos und auf religiöse oder repräsentative Funktionen „beschränkt" – „The king of the Shilluk reigns but does not govern"[44] –, wenn auch sein indirekter Einfluß sicher groß ist. Denn durch die enge Verbindung mit dem Stammesgeist des Volks besitzt jeder individuelle König die überindividuelle Autorität (*Mar*) des Nyikang, mit dem er untrennbar verbunden ist.[45] Der Nyikang-Kult hat aufgrund seiner überragenden Stellung in der Selbstdefinition der Shilluk fast alle

[41] Vgl. zur kurzen historischen und demographischen Übersicht Evans-Pritchard, *The Divine Kingship* [n. 6], 193 und vor allem Schnepel, *Shilluk Kingship* [n. 6], 105-123; zur heutigen Situation s. *Angekratzte Autorität des Reths der Shilluk. Besuch beim halbgottähnlichen König im Südsudan*, in *Neue Zürcher Zeitung* vom 27.4.2006.

[42] Zu Nyikang vgl. C.G. Seligman, *The Cult of Nyakang and the Divine Kings of the Shilluk*, in *Report of the Wellcome Tropical Research Laboratories* 1911, 216-238, 221; D.S. Oyler, *Niwkang's Place in the Shilluk Religion*, in *Sudan Notes and Records* 1, 1918, 283-301; id., *Niwkang and the Shilluk Migration*, in *Sudan Notes and Records* 1, 1918, 107-115.

[43] Evans-Pritchard, *The Divine Kingship* [n. 6], 196.

[44] Evans-Pritchard, *The Divine Kingship* [n. 6], 200.

[45] Schnepel, *Shilluk Royal Ceremonies* [n. 6], 447: „On the one side, the reth is only reth thanks to the grace of Nyikang; on the other side, Nyikang can only become active when embodies by a king."

anderen religiösen Vorstellungen zurückgedrängt,[46] so daß auch die Verehrung der Ahnen eher sekundär scheint. Nichtsdestotrotz werden neben der Himmelsgottheit *Juok* auch sowohl kollektiv Familienschreine verehrt, deren Kult mit dem Aussterben der betreffenden Familie endet,[47] als auch individuell solche Ahnen als Dämonen (*Cyen*) gefürchtet, die im Streit mit ihren Angehörigen verschieden sind.[48]

Das Königreich der Djukun in Nordnigeria nun, welches im 18. Jahrhundert aus den Überresten des einst mächtigen Kororofa-Reichs entstanden war, deren Hauptstamm, die Wukari-Djukun, nach Kämpfen mit den Nachbarn um 1930 nur noch 20.000 Untertanen zählten,[49] ähnelt in einigen frappierenden Gesichtspunkten den ansonsten recht verschiedenen Shilluk und zeigt zudem einmal mehr, daß die in Rom verbreiteten Legenden bezüglich einer göttlichen Herkunft wichtiger Könige zumindest in ihrer Grundidee keineswegs regionalspezifisch sind. Der König der Shilluk, der *Aku Uka*, dessen Amt sich in direkter Linie von Vater auf Sohn fortsetzte (es bestand nur eine einzige Nebendynastie), galt als absoluter Herrscher des Lands, wenn er auch nur durch seine Minister und nicht durch eigene Entschlüsse regieren konnte und wohl auch einem Mehrheitsbeschluß seiner Minister unterworfen war.[50] Doch hatte er die Befugnis, diese, die meist seiner Familie entstammten, namentlich bestimmen und absetzen zu können, so daß er im Gegensatz zum König der Shilluk eine tatsächliche politische Machtstellung innehatte und die Herausbildung eines erblichen Feudaladels verhindern konnte.[51] Auch hier gründete die Macht des Königs auf dem Glauben, er sei die Inkarnation der himmlischen Kräfte, doch ist hier insoweit ein Unterschied zu den Shilluk zu bemerken, als auch alle anderen Stammesfürsten in gewisser Weise als Inkarnationen göttlicher Mächte betrachtet wurden und sich vom König nur quantitativ, nicht qualitativ unterschieden.[52] Denn die im König verkörperte Gottheit ist keineswegs eine Einzelgestalt wie der Nyikang der Shilluk, sondern vielmehr ein Amalgam zahlreicher verschiedener Kräfte. Die Djukun verehrten als Götter sowohl Schöpfer- und Himmels- als auch Schutz- und Ahnengottheiten,[53] alle kollektiv als *Basho*

[46] Seligman, *The Cult of Nyakang* [n. 42], 221: „The actual working religion is a cult of Nyikang“.

[47] Schnepel, *Continuity despite and through Death* [n. 6], 53.

[48] S. hierzu auch J.P. Crozzolara, *Beiträge zur Kenntnis der Religion und Zauberei bei den Shilluk*, in *Anthropos* 27, 1932; 183-212 und 881-897.

[49] Young, *The Divine Kingship* [n. 5], 140.

[50] So Young, *The Divine Kingship* [n. 5], 141f.

[51] In dieser Hinsicht irrte auch Meek, *A Sudanese Kingdom* [n. 5], wenn er an eine absolute Autokratie dachte.

[52] Young, *The Divine Kingship* [n. 5], 145.

[53] Zu den Ahnengottheiten vgl. Meek, *A Sudanese Kingdom* [n. 5], 265-293 (*Lares et Penates*).

bezeichnet. Da einige der Schutzgötter namentlich mit verstorbenen Königen identifiziert wurden, der König selbst aber auch oft poetisch mit den Himmelsgottheiten verglichen wurde, zudem natürlich auch ein evidenter Bezug mit den Ahnengöttern existierte, ergibt sich hieraus die Gleichstellung des Königs mit der Gesamtheit aller Götter, so daß Meek den König auch als „earthly image of the plurality of the gods“ bezeichnet.[54]

Um aber den inneren Widerspruch zwischen Inkarnationstheorie und Ahnenverehrung zu überwinden, unterschieden die Djukun sehr differenzierte Persönlichkeitskomponenten des Einzelmenschen, die hier natürlich nur unzureichend dargestellt werden können. Während der Körper im Leben als *Adi*, im Tod als *Aki* gilt, besteht die Seele für die Djukun aus drei Komponenten: *Dindi kpanki*, welches nach dem Tod als Ahnengeist im Jenseits verbleibt und sich, um eine unzulässige Parallelisierung zu gebrauchen, den *penates* zugesellt; *Dindi mba*, welches nach dem Tod in einem neuen Leib Reinkarnation findet; und schließlich das *Bwi*, welches man mit Meek als „the personified dynamism of a living thing […], which persists after death and with a power commensurate with that exhibited during life“ definieren kann,[55] welches daher auch dem jeweils mit der Königsmacht bekleideten Individuum eigen ist und ein wenig an den römischen *genius* erinnert. Das *Dindi* wurde zudem als positive magische Wirkmacht im Bereich des Getreidewachstums betrachtet, so daß die irdischen Manifestationen des *Dindi* herausgehobener Personen, Haare und Nägel, sorgfältig behandelt wurden. So wurden Haare und Nägel der Priester und Minister in Puje, der heiligen Stätte des Erntedankfests, begraben, die des Königs aber sorgfältig gesammelt und mit seinem Leichnam begraben, was stark an ähnliche Riten gemahnt, die in Rom den *flamen dialis* betrafen. Was aber nun den König angeht, so wurde die in jedem neuen König neu personifizierte und daher wohl im Gegensatz zu den obigen drei Komponenten beständige physische wie psychische Wirkkraft als *Juwe* bezeichnet und als potentiell bedrohlich empfunden. So kam es zur Herausbildung zahlreicher Tabus, glaubte man doch zum Beispiel, daß ein Aufstampfen des Königs genüge, das Land zu zerstören, daß seine Hand im Zorn Feuer versprühe, und daß ein Kontakt mit dem königlichen Körper die andere Person potentiell magisch verunreinige. Die seltsame Verbindung zwischen körperlichem und magischem Aspekt des *Juwe* äußert sich auch darin, daß jeder neue König sich erst in den Besitz des *Juwe* bringen mußte, indem er das pulverisierte Herz seines Vorgängers verzehrte und seinen mumifizierten rechten Arm aufbewahrte.[56]

[54] Meek, *A Sudanese Kingdom* [n. 5], 122.
[55] Meek, *A Sudanese Kingdom* [n. 5], 205.
[56] Meek, *A Sudanese Kingdom* [n. 5], 127ff.; Young, *The Divine Kingship* [n. 5], 147-148.

3. *Regenzeremonie*

Nun dürften die oberflächlichen Parallelen zwischen der göttlichen Herkunft diverser Könige und dem damit eng verbundenen Ahnenkult bei den Römern, den Shilluk und den Djukun den Leser kaum erstaunen, finden sich solche Entwicklungen doch in zahlreichen menschlichen Gesellschaften. Auffallender wird es allerdings, wenn wir uns der zentralen Bedeutung des Königs in den diversen Regenzeremonien annehmen. Wie bereits an anderem Ort dargelegt, geht aus dem Vergleich der Erzähltraditionen um Tod und Vergöttlichung von Aeneas, Latinus, Aremulus Silvius, Titus Tatius, Romulus und Tullus Hostilius hervor, daß hinter den antiken Quellenberichten offensichtlich die Erinnerung an einen archaischen Wetterzauber steht, der darin bestand, daß der mit Iuppiter identifizierte König durch Trommeln den Donner des Himmelsgottes imitiert und ihn hiermit durch sympathetische Magie zum Handeln zwingt, ist Iuppiter doch als Hauptgott des römischen Pantheons vor allem ein Wettergott, ähnlich wie in vielen anderen indoeuropäischen Kulturen.[57]

In diesem Sinne sind sowohl Kult als auch Namensgebung des *Iuppiter Elicius* mit der magischen Zeremonie des *Aqualicium* zu verbinden, welche ihr Zentrum in der Verehrung des *manalis lapis* hatte, des bereits erwähnten meteoritischen Regensteins,[58] der als Bild des Donnerwagens gesehen wurde.[59] So wissen wir aus mehreren Autoren[60], daß der albanische König Aremulus Silvius in seiner Hybris versuchte, lauteren Donner als Iuppiter zu erzeugen, indem er seinen Soldaten befahl, während eines Gewitters mit ihren Waffen gegen die Schilde zu schlagen und den Donner zu übertönen, und daraufhin von Iuppiter in dessen Zorn über diese Anmaßung durch den Blitz erschlagen und von einem

[57] Hierzu ENGELS, *Wetterzauber und Königsmord* [n. 4]. Allerdings handelt es sich hierbei nicht unbedingt um eine allgemeingültige Gleichheit von Himmels- und Wettergott mit dem hierarchischen Hauptgott; im Gegenteil wurde diese Gleichsetzung manchmal auch als Vermischung indoeuropäischer Vorstellungen mit proto-indoeuropäischen Religionen verstanden; vgl. J.P. MALLORY, *In Search of the Indo-Europeans. Language, Archaeology and Myth*, London, 1989, 128f.

[58] Vgl. FEST. 115 L; VARRO, in NON. 547 L; SERV., *In Verg. Aen.* III,175.

[59] C. THULIN, s.v. *Iuppiter* (5), in *RE* X.1, 1918, 1129. Diese Verehrung des Regensteins soll nach FULGENTIUS, *Serm. ant.* p. 112,11 Helm auch in der etruskischen Religion existiert haben (vgl. auch C. THULIN, *Etruskische Disciplin*, Bd. 2, Göteborg, 1906, 44-45), doch mögen die Etrusker hier auch uritalische Vorstellungen aufgegriffen haben. Auch E. AUST, s.v. *Elicius*, in *RE* V.2, 1905, 2366-2367 bestreitet einen Zusammenhang dieses Kultes mit der etruskischen Religion: „Der Kult und die Bräuche sind echt römisch und haben weder mit der Fulguraldisziplin der Etrusker noch sonst mit etruskischem Ritus irgend etwas zu schaffen."

[60] *Annales Pontificum*, *FRHist A.M.* F 3 = F 5 Chassignet; PISO, *FRHist* 9 F 48 = Chassignet/*FRH* 7 F 28 = F ./. Peter = F 33 Forsythe; AUFIDIUS, *FRHist* 17 F 1; DOMITIUS, *FRHist* 104 F 2; alle in: PS.AUR. VICT., *Orig.* 18, 2-4; DION. HAL., *Ant.* I, 71, 3. Vgl. ENGELS, *Vorzeichenwesen* [n. 24], 299 (Nr. 6).

Luftwirbel in den Albaner See gestürzt wurde. Ähnlich ist überliefert,[61] daß Tullus Hostilius nach der Lektüre der Bücher des Numa Pompilius so wie dieser[62] Blitze erzeugen wollte, doch dann wohl aufgrund eines Ritualfehlers selbst von einem dieser Blitze erschlagen worden sei; Livius[63] spricht sogar explizit von *praua religione* bei der Beschwörung des Iuppiter Elicius, welcher Tullus durch einen Blitz erschlagen habe. Auch von Aeneas ist überliefert,[64] er sei am Numicus bei einem Wolkenbruch den Augen der Umstehenden entschwunden. Als letztes sei noch Romulus erwähnt, welcher bei einer Heeresmusterung durch ein plötzliches Unwetter den Blicken des Volks entzogen wurde.[65] Als aber danach das Wetter aufklarte, war der König nicht mehr zu finden, woraufhin teils an seine Ermordung, teils an seine Vergöttlichung geglaubt wurde. Es ist also ganz offensichtlich, daß die oben erwähnten Legenden mit ihrer Kombination zwischen außerordentlichen meteorologischen Ereignissen und dem Tod bzw. der Entrückung des Herrschers durchaus vor dem Hintergrund einer archaischen Regenzeremonie verstanden werden können.

Ein solcher Schluß liegt umso näher, wenn wir die analog gelagerten rituellen Traditionen aus dem afrikanischen Raum betrachten. Ganz ähnlich galt nämlich der König auch bei den Djukun als Verantwortlicher für das Wachstum des Korns und das Fallen des Regens, und zwei seiner wichtigsten Regalia waren das Samenkorn, das ihm bei der Inthronisierung vom Priester des Korns überreicht, und der Umhang des Regens, welcher ihm vom Regenpriester

[61] PISO, *FRHIST* 9 F 11 = *FRH*/Chassignet 7 F 12 = F 10 Peter = F 17 Forsythe; in: PLIN., *Nat.* II, 140; PISO, *FRHIST* 9 F 15b = *FRH*/Chassignet 7 F 15 = F 13 Peter = F 20 Forsythe; in: PLIN., *Nat.* XXVIII, 14; DION HAL., *Ant.* III, 35. Vgl. ENGELS, *Vorzeichenwesen* [n. 24], 315 (Nr. 20).

[62] Ähnliches wurde auch vom volsinischen König Porsenna berichtet; vgl. G. FORSYTHE, *The Historian L. Calpurnius Piso Frugi and the Roman Annalistic Tradition*, Lanham, 1994, 196-197.

[63] LIV. I, 31,5-8; s. auch *Liv. Perioch.* I.

[64] CASSIUS HEMINA, *FRHist* 6 F 8 = *FRH*/Chassignet 6 F 8 = F 7 Peter = F 8 Santini; in: SOLIN. II, 14; CATO, *FRHist* 5 F 7 = *FRH* 3 F 1,10 = F 1,10 Chassignet (Caton) = F 10 Peter, in: SERV., *In Verg. Aen.* IV, 620; LIV. I, 2,6; PS.AUR. VICT., *Orig.* 14,2-4.

[65] CIC., *Tusc.* I, 28 und *De orat.* III, 154; CIC., *Rep.* I, 16 (25),1-2 (hier auch ENN., *Ann.* IV, 153 (Skutsch) und *Annales Pontificum*, *FRHist A.M.* F 5 = F 8 Chassignet = F 3 Peter = F 8 Frier (*RH*) = S. 302 Frier (*LAP*)); *Rep.* II, (10) 17 und 20; *Rep.* III, 28 (40); *Leg.* I, 1 (3); *Cat.* III, 1 (2); VARRO, *Ant. rer. div.* XV, F 215 (Cardauns), in: TERT., *Nat.* II, 9,19; LIV. I, 16,1-3 und 6-8; DION. HAL., *Ant.* II, 56, 1-6 und 63,3-4; *Vir. ill.* 2, 13-14; OV., *Met.* XIV, 805-828; *Fast.* II, 475-512; VAL. MAX. V, 3, 1; SEN., *Ep.* 108, 31; CASS. DIO I, in : JOH. ANT. F. 32 M., p. 11; PLUT., *Rom.* 27, 3-28; *Num.* 2, 1-3; *Cam.* 33, 9-10; *Fort. Rom.* 8 (*Mor.* 320b); ARISTOB., *FGrHist* 54 F 1, in: PS.PLUT., *Par. min.* 32 (*Mor.* 313d); SUET., F 178 (*de reg.*); APP., *Bell. civ.* II, 114; FLOR. I, 1 (I, 1, 16-18); EUTR. I, 2, 2; ARNOB. I, 41; LACT., *Div. inst.* I, 15; SERV. AUCT., *In Verg. Aen.* II, 649; AUG., *Civ.* II, 15 und III, 15; HIERON./EUSEB., *Chron.* a.a. 716 (Helm).

umgelegt wurde.[66] Wenn der König auch nicht als spezifische Inkarnation eines Einzelgottes gesehen wurde, verkörperte er doch in gewisser Weise das Prinzip von Wachstum und Nahrungsfülle, da er bei allen öffentlichen Anlässen mit den Rufen *Azaiwo* („Unser Korn"), *Afyewo* („Unsere Bohnen") oder *Asoiwo* („Unsere Erdnüsse") angerufen wurde,[67] wie ja auch der ägyptische Pharao, mit dem der Djukun-König große Ähnlichkeit aufweist, als „unsere Ernte" bezeichnet wurde.[68]

Auch bei den Shilluk bestand eine der Hauptaufgaben des Königs darin, Opfer darzubringen für Regen und Sieg,[69] wobei die leeren Schreine des Nyikang wie auch die identisch aufgebauten königlichen Grabstätten Zentrum des Regen- und Erntekults und der Opfergaben bei Seuche und Hunger waren.[70] Da die Inthronisierung des neuen Königs (*Rony*) wohl meist im Januar oder Februar stattfand, war es eine der wichtigsten ersten Verpflichtungen des neuen Königs, die Regenzeremonien durchzuführen,[71] da im April und Mai die Regenzeit beginnt. Im Rahmen der nicht nur vom König in der Hauptstadt Fashoda, sondern auch von jedem Gebietsfürsten in seinem Dorf durchgeführten Regenzeremonien wurden vor allem die Trommeln geschlagen, ein ritueller Tanz durchgeführt und vom König bzw. den Fürsten Flußwasser und Speichel über ein Opfertier gesprenkelt, welches daraufhin von einer Lanze verwundet, zum Nil geleitet und ins Dorf zurückgeführt wurd, während es langsam verblutete.[72] Es ist in dieser Hinsicht interessant, daß auch Nyikang, der mythische Gründerheros der Shilluk, der Tradition nach wie Aeneas oder Romulus in einem Sturm verschwand und bei Akurwa in den Nil fiel.[73] Dies ermöglichte ihm ständige Wiedergeburt, stammte er doch väterlicherseits vom Himmelsgott *Juok*, mütterlicherseits aber von einem halb menschlichen, halb amphibischen Krokodilwesen, Nyikaya, ab.[74] Tatsächlich war auch die kultische Verehrung Nyikangs

[66] MEEK, *A Sudanese Kingdom* [n. 5], 173; YOUNG, *The Divine Kingship* [n. 5], 147.

[67] YOUNG, *The Divine Kingship* [n. 5], 149.

[68] J. HASTINGS/J.A. SELBIE/L.H. GRAY, *Encyclopedia of Religion and Ethics* 12, 1969, 776.

[69] EVANS-PRITCHARD, *The Divine Kingship* [n. 6], 200. In diesem Kontext ist es daher auch unwichtig, ob der König wie im Frazer'schen Modell als der magische Hervorbringer des Regens angesehen wird, oder als bloßer Mittler, der bei Gott für einen gleichmäßigen und günstigen Niederschlag bittet, wie SCHNEPEL, *Continuity despite and through Death* [n. 6], 57-58 hervorhebt: „The Shilluk king is not a rain maker but a ritual expert who prays for rain."

[70] SELIGMAN, *The Cult of Nyakang* [n. 42], 221 und 225.

[71] S. auch SCHNEPEL, *Shilluk Royal Ceremonies* [n. 6], 434

[72] SELIGMAN, *The Cult of Nyakang* [n. 42], 226.

[73] EVANS-PRITCHARD, *The Divine Kingship* [n. 6], 202; SCHNEPEL, *Shilluk Royal Ceremonies* [n. 6], 447.

[74] SCHNEPEL, *Shilluk Royal Ceremonies* [n. 6], 448.

mit allerlei Wasser- und Regenritualen verbunden, vor allem gegen Ende der Trockenzeit, denn

> „[…] the sun, in Shilluk country, seems to be at its hottest at the end of the dry season, just before the rains, and its heat is in a sense overcome when the rains fall. Nyikang is believed to bring the rain, and in that sense still revives his people by sprinkling them with water.“ [75]

4. *Opfertod*

Während wir also gute Gründe haben, die rituellen Obliegenheiten der frührömischen Könige mit einem Wetterzeremoniell zu verbinden, so scheint auch deutlich, daß sich mit diesem eine Art Opfertod des Königs verbunden haben muß. Ob nun aber der König aufgrund persönlicher oder kollektiver Verfehlung als mit Schuld befleckt galt oder einfach nur als Sinnbild saisonalen Wachsens und Vergehens angesehen wurde, führte sein Tod zu einer ambivalenten postumen Idealisierung und Divinisierung,[76] welche sowohl den Ahnenkult nährte als auch aus ihm seine Legitimation schöpfte. Ein unnatürlicher Tod ist in dieser Sichtweise geradezu der Garant bzw. das äußere Anzeichen des göttlichen Königtums. Hier sei nur an die Definition von Seligman erinnert:

> […] such rulers, as being held responsible for the right ordering and especially the fertility of the earth and domestic animals, end their lives by being killed or killing themselves eith greater or lesser ceremony, often at a fixed period (or the oncoming of senescence) or ceremonially expose themselves to the chance of death or else feign to die.[77]

Auch hiervon finden wir Spuren nicht nur im römischen Triumphzug und seiner starken Iuppiter-Angleichung des Triumphators, sondern auch in den Quellen zur Königszeit selbst. Bei Aeneas wird die Vergöttlichung, die den König nach seinem Ertrinken zum *Iuppiter Indiges* oder *Pater Indiges* machte, sogar in fast allen Quellen explizit erwähnt[78] und ist als Tradition auch archäologisch nachweisbar,[79] wenn sich hinter dem Ertrinken wohl auch ein Tod durch Strangulation

[75] SCHNEPEL, *Shilluk Royal Ceremonies* [n. 6], 448.

[76] Vgl. hierzu J. FRAZER, *The Golden Bough*, New York, 1922, 149; LIOU-GILLE, *Une lecture „religieuse“* [n. 2], 98.

[77] C.G. SELIGMAN, *Egypt and Negro Africa: A Study in Divine Kingship*, London, 1933, 5.

[78] S. zusätzlich zu den bereits erwähnten Quellen auch: SISENNA, *FRHist* 26 F 3 = *FRH*/Chassignet 16 F 3 = F 3 Peter, in: NON. 127M = 185 L; VARRO, *Ant. rer. div.* XV, F 214 (Cardauns), in: TERT., *Nat.* II, 9, 19; DION. HAL., *Ant.* I, 64, 5; TIB. II, 5, 39ff.; VERG., *Aen.* XII, 794; s. auch SERV. AUCT., *In Verg. Aen.* XII, 794; OV., *Met.* XIV, 581-608; SERV. AUCT., *In Verg. Aen.* I, 260; FEST. 94 L; DIOD. SIC. VII, 5, 2; AUG., *Civ.* XVIII, 19.

[79] Zur Aeneas-Inschrift vgl. S. WEINSTOCK, *Two Archaic Inscriptions from Latium*, in *JRS* 50, 1960, 112-118; H.-G. KOLBE, *Lare Aineia?*, in *Römische Mitteilungen* 77,

verbirgt, wie Alföldi vermutet, auf die dann die Beförderung des Leichnams in den Fluß folgte.[80] Ganz ähnlich aufgebaut ist ebenfalls die Tradition der Vergöttlichung des Latinus,[81] welcher nach seinem Tod als *Iuppiter Latinus*[82] bzw. *Iuppiter Latiaris*[83] verehrt wurde.[84] Auch hier begegnen wir der Gleichsetzung zwischen einem verstorbenen archaischen König und einer Funktion Iuppiters, welche die Selbstidentifizierung der frühen latinischen Könige mit dem Himmelsgott erneut belegt. Die Selbstidentifizierung des Aremulus Silvius mit Iuppiter Elicius selbst ist uns durch seine Imitation des Donners ja bereits bewußt geworden, wobei die Verschiebung der Motivation dieser Tat vom Ritus auf die Hybris auch die Ambivalenz in der archaischen Auffassung der Person des Königs widerspiegelt. Ähnlich steht es mit Tullus Hostilius, dessen späte Frömmigkeit und (scheinbar fehlerhafte) Beschwörung des Iuppiter Elicius merklich mit der überraschend vehementen Reaktion der Gottheit selbst kontrastiert. Daß der mythische Stadtgründer Romulus nach seinem Tod schließlich als Gott unter Verwendung des alten Namens Quirinus[85] verehrt wurde, ist allbekannt, wobei die Vermutung, daß sich hinter der Vergöttlichung ein ritueller Zerstücklungsmythos verbirgt, ebenfalls keine Neuheit ist.[86] Auch was Titus Tatius betrifft, haben Forscher wie Cook[87] und Enßlin[88] erkannt, daß hinter den Sagen um seinen Tod letztlich Erinnerungen an eine archaische Gottheit stecken mögen, wurde er doch in aller Öffentlichkeit, ähnlich also wie Romulus, bei

1970, 1-9 und M. Guarducci, *Enea e Vesta*, in *Römische Mitteilungen* 78, 1971, 73-89. Zum Heroon des Aeneas vgl. P. Sommella, *Heroon di Enea a Lavinium*, in *APAAR* 44, 1971-1972, 47-74; id., *Das Heroon des Aeneas und die Topographie des antiken Lavinium*, in *Gymnasium* 81, 1974, 273-297.

[80] Alföldi, *Early Rome* [n. 1], 253.

[81] Vgl. zu Latinus: W. Schur, s.v. *Latinus* (1), in *RE* XII.1, 1924, 928-937; Fr. Prescendi, s.v. *Latinus* (1), in *DNP* 6, 1999, 1176.

[82] Frazer, *Golden Bough* [n. 76], 159-160.

[83] Vgl. zu *Iuppiter Latiaris* C. Thulin, s.v. *Iuppiter* (14), in *RE* X.1, 1918, 1134-1135.

[84] Fest. 212,15 L: *Latinus rex, qui proelio, quod ei fuit aduersus Mezentium, Caeritum regem, nusquam apparuerit, iudicatusque sit Iuppiter factus Latiaris.*

[85] Zu Quirinus vgl. allg.: G. Dumézil, *Jupiter, Mars, Quirinus. Essai sur la conception indo-européenne de la société et sur les origines de Rome*, Paris, 1941; Id., *Jupiter Mars Quirinus – et Janus*, in *RHR* 139, 1951, 208-215; C. Koch, *Bemerkungen zum römischen Quirinus-Kult*, in *ZRG* 5, 1953, 1-25; C. Koch, s.v. *Quirinus*, in *RE* XXIV.1, 1963, 1306-1321; A. Brelich, *Quirinus. Una divinità romana alla luce della comparazione storica*, in *SMSR* 30.1, 1960, 63-119; W. Burkert, *Caesar und Romulus-Quirinus*, in *Historia* 11, 1962, 356-376; D. Porte, *Romulus-Quirinus, prince et dieu, dieu des princes. Étude sur le personnage de Quirinus et sur son évolution des origines à Auguste*, in *ANRW* II.7.1, 1981, 300-342; G. Radke, *Quirinus. Eine kritische Überprüfung der Überlieferung und ein Versuch*, in *ANRW* II.17.1, 1981, 276-299.

[86] A.B. Cook, *The European Sky-God*, in *Folk Lore* 16, 1905, 260-332, hier 324ff.; C. Zintzen, *Analytisches Hypomnema zu Senecas Phaedra*, Meisenheim, 1960, 127-128f.; Burkert, *Caesar* [n. 85], 367-371.

[87] Cook, *The European Sky-God* [n. 86].

[88] Vgl. W. Ensslin, s.v. *Tatius* (1), in *RE* IV.A.2, 1932, 2471-2477.

einem Opferfest in Lavinium – später mit den *feriae Latinae* identifiziert, die Iuppiter Latiaris, also dem vergöttlichten Latinus gewidmet waren[89] – aufgrund der Nichtahndung einer Völkerrechtsverletzung mit Schlachtmessern und Opferspießen ermordet.[90] Auch sein Name legt eine Verbindung zur Götterwelt nahe, lassen sich doch seine beiden Komponenten laut Altheim und anderen mit „Vater" übersetzen,[91] so daß auch die *sodales Titii* als eine frühe Kultgenossenschaft zur Verehrung eben des divinisierten Königs Titus Tatius verstanden werden können, für den bei Dionys zudem staatliche Opfer überliefert sind.[92]

Betrachtet man die außereuropäischen Kulturräume, ist es umso wahrscheinlicher, daß auch in Rom[93] (und vielleicht auch Griechenland)[94] eine rituelle Opferung archaischer Könige durchgeführt wurde, handelt es sich hier doch um eine bis in die Frühzeit der Menschheitsgeschichte zurückreichende Sitte[95], die nicht nur auf die indoeuropäischen Völker beschränkt war, sondern auch für zahlreiche andere Gesellschaften des außerindoeuropäischen Raums belegt ist, die manchmal noch bis in die jüngste Vergangenheit ähnliche Rituale ausübten. Hier mag man zuerst die Djukun erwähnen, bei denen die ambivalente Rolle des Herrschers als Garant der Prosperität einerseits, als potentieller Sündenbock andererseits sehr ausgeprägt war. Auch hier besteht kein echter Widerspruch zwischen der Tötung des Herrschers zur Sühnung etwaigen rituellen Fehlverhaltens zum einen und dem Glauben an seine unsterbliche, göttliche Natur zum anderen:

> „[…] inauspicious circumstances in the kingdom may logically be blamed on the inadequacies of the king, since he is the kingdom, and conversely, overt failings

89 S. hierzu auch BURKERT, *Caesar* [n. 85], 368.

90 DION. HAL., *Ant.* II, 52; Andeutungen auch bei PLUT., *Rom.* 23 und LIV. I, 14, 1-2.

91 Literatur bei ENSSLIN, s.v. *Tatius* [n. 88].

92 DION. HAL., *Ant.* II, 52. Selbstverständlich wurden auch Tarquinius Priscus und Servius Tullius ermordet, was auf eine allgemeine Anwendbarkeit des Opfertod-Schemas auf die gesamte römische Königszeit verweist – bei Numa Pompilius zeigen sich Züge der Apotheose bereits zu Lebzeiten, wobei die Iuppiter-Elicius-Bezüge ja durch die Zuschreibung der Einführung des Kults zu diesem König ja ohnehin gegeben sind –, doch sind die Begleitumstände in solchem Maße vom Regenzeremoniell getrennt, daß wir unsere Hypothese hier nicht durch gezwungene Umdeutung spröden Materials überbelasten wollen.

93 BURKERT, *Caesar* [n. 85], 366.

94 W. BURKERT, *Homo necans*, Berlin, 1972, 168.

95 Vgl. A.E. JENSEN, *Das religiöse Weltbild einer frühen Kultur*, Stuttgart, 1948, bes. 142ff.; A. OLERUD, *L'idée de macrocosmos et de microcosmos dans le Timée de Platon*, Uppsala, 1951; BURKERT, *Caesar* [n. 85], 365-367; K.H. KOHL, *Der sakrale Königsmord. Zur Geschichte der Kulturmorphologie*, in *Paideuma* 45, 1999, 63-83; B. SCHNEPEL, *Königsmord*, in E. FISCHER-LEICHTE *et al.* (Hgg.), *Ritualität und Grenze*, Tübingen, 2003, 177-191.

of the king, sickness, senility and the like, may be viewed as threats to the well-being of the kingdom.“ [96]

Tatsächlich mußte der König der Djukun, wenn er vom Pferd fiel, eines der zahlreichen Tabus brach, eine Seuche entstand oder er selbst krank wurde, spätestens aber nach einer Regierungszeit von maximal sieben Jahren [97] durch heimliche Strangulation oder Gift getötet werden, [98] wobei die Todesart darin begründet liegt, daß sein Blut den Boden nicht benetzen darf. Auch im Fall von Hungersnot und Mißernte wurde der König getötet, doch bezeichnenderweise erst nach Ende der Hungernot, also im Rahmen eines Sündenbockritus, und nicht währenddessen, also als Bittopfer. Hierbei ist umstritten, inwieweit dieser Opfertod tatsächlich regulär durchgeführt wurde oder erst eine spätere, ritualisierte Umdeutung für andere Vorgänge wie Bürgerkriege etc. war. [99] Die Gewohnheit, das Königsamt jedesmal zwischen zwei Dynastien wechseln zu lassen, zeigt allerdings, daß bei der Ermordung kaum fest definierbare, regelmäßig anzunehmende politische Gründe vorlagen, ersetzten die neuen Könige doch die alten Minister (und damit Mörder) trotzdem immer durch solche ihrer eigenen Familie, welche ihrerseits eigentlich kein Interesse an einem Dynastiewechsel haben konnten, da dieser auch sie langfristig um ihre Machtposition brachte. Wie in Rom geht auch bei den Djukun der Herrscher nach seinem Tod in die Welt der vergöttlichten Vorfahren ein, deren Verehrung Hauptbestandteil der Religion der Djukun ist, und so wird sein Tod mit *Aku ne hwara*, also „Der König ist oben“, d.h. im Himmel, umschrieben. [100] Die Entscheidung über die Ermordung mußte in Übereinstimmung mit dem königlichen Seher von den vier oder fünf wichtigsten Mitgliedern des Ministerrats getroffen werden, welche aus der Dienerschaft des Königs zwei Mörder bestimmten und danach seinen Nachfolger wählten. [101]

[96] J.H. VAUGHAN, *Culture, History and Grass-Roots Politics in a Northern Cameroon Kingdom*, in *American Anthropologist* 46, 1964, 1078-1095, 1084.

[97] In späterer Zeit ist der 7-Jahresrhythmus allerdings nicht mehr erkennbar; vgl. die Königslisten bei YOUNG, *The Divine Kingship* [n. 5], 144, Anm. 1. Meeks Hypothese für die trotz allem bestehende Tradition des 7-Jahreszyklus ist die Beobachtung, daß in Nordnigeria Hungersnöte meist alle sieben Jahre auftreten; vgl. MEEK, *A Sudanese Kingdom* [n. 5], 164.

[98] Vgl. YOUNG, *The Divine Kingship* [n. 5], dessen Schlußfolgerung darin besteht, daß der Königsmord der Djukun eher ein ritueller Imperativ mit politischen Implikationen als ein politischer Vorgang mit ritueller Verkleidung war.

[99] Letzte Klarheit hierzu ist leider nicht zu gewinnen, da die Djukun erst dann von Anthropologen studiert werden konnten, als sie schon Teil des British Empire geworden waren und die Einflüsse der europäischen Zivilisation die alten Riten und Gebräuche bereits zu verformen begonnen hatten und hiermit auch die Erinnerung an die Vergangenheit trübten.

[100] MEEK, *A Sudanese Kingdom* [n. 5], 126.

[101] YOUNG, *The Divine Kingship* [n. 5], 141.

Auch bei den Shilluk bestand, vielleicht im Anschluß an das mystische Verschwinden Nyikangs in einem Sturm, die Sitte, den König von einer seiner Frauen oder dem Mitglied eines nicht erbberechtigten Seitenzweigs des Königshauses (*Ororo*) töten zu lassen, wenn er krank, impotent oder senil wurde, oder aber Niederlagen, Seuchen oder Hungersnöte zu befürchten waren, denn: „The king must be killed to save the kingship and with it the whole Shilluk people.“ [102] Hierbei mußte der Mord, ganz ähnlich wie bei den Djukun, entweder durch Strangulation, Ersticken oder lebendiges Einmauern geschehen. [103] Auch das Versagen beim Gebet um Regen konnte Grund zur Ermordung sein, wobei hier darauf hinzuweisen ist, daß andere Völker des Oberen Nils in diesem Fall sogar den Bauch ihres Königs aufschlitzten, da man hier die Regenschauern verborgen wähnte, [104] was auch stark an die Tötung des Opferstiers bei der Regenzeremonie der Shilluk erinnert.

Wie bei den Djukun ist auch bei den Shilluk umstritten, inwieweit es sich beim Tod des Königs jedesmal um einen richtiggehenden Opfertod handelte, oder vielmehr um einen natürlichen Tod, den man dann aufgrund der bestehenden Tradition und der vorgeschriebenen Geheimhaltung im Nachhinein als rituellen Mord interpretierte. Hierbei macht die Tatsache, daß die Quellen zu den attestierten Todesfällen des 20. Jahrhunderts zwar alle auch von körperlichen Gebrechen des gestorbenen Königs berichten, trotzdem aber keine präzise Todesursache angeben, die Analyse des Problems nicht leichter, verlangte doch gerade in einer solchen Situation die Tradition den Königsmord. Daher ist auch die Trennung zwischen Mord und Euthanasie fließend, [105] wissen einige Quellen doch, daß der König nur dann ermordet wurde, wenn er ohnehin den Tod spürte, [106] was er durch den Satz *Ya um* andeutete („Ich bin am Ende“). [107] In dieser Hinsicht läßt sich die Tötung sogar als ein Versuch verstehen, die Auslöschung der irdischen Existenz der Nyikangs durch das Aushauchen des Lebensatems (*Wei*) des alten Königs zu verhindern, indem durch die rituelle Tötung seine Weitergabe an einen Nachfolger gewährleistet wurde. [108] Fraglich ist ferner, inwieweit der König in der Vergangenheit tatsächlich nur dann ermordet wurde,

[102] Evans-Pritchard, *The Divine Kingship* [n. 6], 202.

[103] Hierzu ausführlich Seligman, *The Cult of Nyakang* [n. 42], 223.

[104] Vgl. Meek, *A Sudanese Kingdom* [n. 5], 130.

[105] Vgl. hierzu prinzipiell Schnepel, *Continuity despite and through Death* [n. 6], 43-50 und den Fall von König Fafiti Yor (1918-1943)

[106] Unveröff. Aufzeichnungen von A. Singer 1975; zitiert bei Schnepel, *Continuity despite and through Death* [n. 6], 46

[107] W. Hofmayr, *Die Shilluk. Geschichte, Religion und Leben eines Niloten-Stammes*, Mölding, 1925, 178.

[108] Schnepel, *Continuity despite and through Death* [n. 6], 48: „The ceremonial death by suffocation of a Shilluk reth, one can assume, is intended to prevent the breath or vitality in the reth, which represents the life of all the people, from gradually dwindling and escaping from its main vessel, so that a controlled dissolution and renewed association of a royal body and wei are made possible.“

wenn er alt und gebrechlich wurde,[109] oder vielmehr manchmal Bürgerkriegen zum Opfer fiel, wie Evans-Pritchard vermutete, war doch das Amt des *Reth* nur einer begrenzten Zahl von Familien zugänglich, so daß dessen Besetzung, wenn der König auch faktisch keinerlei politische Gewalt hatte, oft intensive Rivalitäten und bürgerkriegsähnliche Zustände hervorrief.[110]

5. *Krankheit statt Tod*

Selbst auf den ersten Blick rein akzidentelle Bestandteile altrömischer Legendenbildung lassen sich durch Vergleich mit den Königsriten afrikanischer Stämme als möglicherweise rein anthropologisch bedingte Narrationen verstehen, so wie die rituelle Geheimhaltung des Todes des Königs durch Vorspiegelung von Krankheit.

So wissen unsere Quellen, daß nach dem Tod des Tarquinius Priscus seine Frau Tanaquil dem Volk offiziell verkündete, der König sei lediglich krank, während sein Schwiegersohn Servius Tullius scheinbar provisorisch die Amtsgeschäfte leitete. Erst nach einigen Tagen, als die Regierungskompetenz des Servius erwiesen und wohl auch eine Leibwache aufgestellt worden war, wurde der Tod öffentlich bekanntgegeben und die Machtübernahme offiziell vollzogen.[111] Nun kann natürlich nicht ausgeschlossen werden, daß es sich hierbei tatsächlich um einen Nachhall historischer Ereignisse handeln könnte, wurde eine ähnliche List doch auch nach dem Tod der Berenike durch Ptolemaios Euergetes im Jahre 246 und nach dem Tod des Ptolemaios Philopators durch Agathokles und Sosibios angewandt;[112] auch aus dem orientalischen Raum ist überliefert, daß die Sultanin Shajar den Tod des Sultans Ayub verbarg, um Fakhr ad-Din zum Vizekönig einsetzen zu können.[113] Nichtsdestoweniger könnte es sich bei besagter Legende durchaus ebenfalls um den Widerhall rituell bedingter Vorgehen handeln, wie ein Blick in den afrikanischen Raum suggeriert.

Eine unerwartete Parallele dieser nur auf den ersten Blick trivialen und scheinbar ganz dem profanen Bereich der List entstammenden Anekdote findet sich nämlich als streng ritualisierte Handlung auch bei den Djukun. Der in allergrößter

[109] So etwa M. Riad, *The Divine Kingship of the Shilluk and its Origin*, in *Archiv für Völkerkunde* 14, 1959, 141-284.

[110] Evans-Pritchard, *The Divine Kingship* [n. 6], 209: „It must here be remarked that Shilluk rebellions have not been made against the kingship. On the contrary, they were made to preserve the values embodied in the kingship which were being weakened, or it was believed so, by the individual who held office."

[111] S. Liv. I, 41,1-7.

[112] Vgl. F.W. Walbank, *The Accession of Ptolemy Epiphanes*, in *JEA* 22, 1936, 20-34, 22-23.

[113] Ogilvie, *A Commentary* [n. 2], 162-163.

Diskretion verübte Mord des Königs wurde zunächst geheimgehalten, und ein naher Verwandter des Königs, üblicherweise ein Sohn seiner Schwester, welcher aus der rein männlichen Thronfolgelinie ausgeschlossen war, gab sich rituell als der alte König aus und übte in dieser Funktion die täglichen Riten aus. Während dieser Zeit konnte dann der Körper des toten Königs ausgenommen, die Eingeweide separat aufbewahrt und später begraben, der Rest des Körpers aber zugenäht, mit Salz und Butter eingerieben und in einem Loch im Boden allmählich geräuchert werden, um den Leichnam zu konservieren. Das Herz aber wurde verbrannt und seine Asche seinem Nachfolger später unter das Essen gemischt, während die rechte Hand mumifiziert und ebenfalls dem Nachfolger übergeben wurde.[114] Während dieser Zeit, die von vier bis zu zehn Monaten reichen konnte, entschied der Ministerrat über die Thronfolge und konnte den präsumtiven Nachfolger informieren.[115] Der provisorische König, der aufgrund seiner Abstammung ja ohnehin nicht erbberechtigt war, wurde dann nach der Bekanntgabe des Mordes von der Öffentlichkeit rituell für den Tod verantwortlich gemacht, aber nicht bestraft; eine Parallele zur Sitte der Shilluk, den König immer durch ein Mitglied einer nicht erbberechtigten Seitenlinie der königlichen Dynastie (*Ororo*) töten zu lassen.

Auch bei den Shilluk wurde der Tod des Königs zuerst rituell verschwiegen, da jede Art öffentlicher Trauer untersagt war.[116] Die offizielle Kunde lautete nur, daß der König mit unbekanntem Ziel verreist sei und die Stammesfürsten zwischenzeitlich die Macht ausübten.[117] Der Leichnam selbst war zuerst nur den Königstöchtern und -schwestern zugänglich und wurde dann unter größter Geheimhaltung auf einem Karren zu einer Hütte nahe Fashoda transportiert, wo er für die Dauer einiger Monate eingemauert wird, „bis die Würmer aus dem Dach hinauskommen“[118], also das Fleisch abgenagt war, da auf diese Weise Nyikang vom Körper des Menschen gelöst und für eine neue Verkörperung freigesetzt wurde.[119] Erst dann wurden seine Knochen heimlich in der Nacht aus der Hütte herausgenommen und zu seinem Heimatdorf überführt, wo die rituelle Beerdigung stattfand, wobei dieser meist im Oktober oder November durchgeführte Vorgang (*Wowo*) eher als Familien- denn als Staatsakt galt, während die Wahl des Nachfolgers den Gesamtstaat beschäftigte.[120]

[114] Zum Procedere s. MEEK, *A Sudanese Kingdom* [n. 5], 167ff.
[115] YOUNG, *The Divine Kingship* [n. 5], 143.
[116] SCHNEPEL, *Shilluk Royal Ceremonies* [n. 6], 435.
[117] SCHNEPEL, *Shilluk Royal Ceremonies* [n. 6], 443.
[118] So die Shilluk laut SCHNEPEL, *Shilluk Royal Ceremonies* [n. 6], 434.
[119] SCHNEPEL, *Shilluk Royal Ceremonies* [n. 6], 449.
[120] EVANS-PRITCHARD, *The Divine Kingship* [n. 6], 203; vgl. SCHNEPEL, *Shilluk Royal Ceremonies* [n. 6], 435f.

6. *Vernichtung des Palasts*

Ein weiterer erstaunlicher Vergleichspunkt, welcher einige Traditionen zur Frühzeit der römischen Monarchie in einem anthropologisch ganz neuen Licht erscheinen läßt, ist die rituelle Bedeutung der Vernichtung des Palastes des getöteten Königs.

Über den später vergöttlichten König Latinus ist nämlich bekannt, daß das Haar seiner Tochter Lavinia kurz vor der Landung des Aeneas in Latium Feuer gefangen hätte, welches daraufhin durch die in panischem Schrecken umherlaufende Prinzessin durch den ganzen Palast verbreitet wurde.[121] Ähnlich heißt es auch, das Haus des Aremulus Silvius sei nach seinem Tod durch ein Erdbeben in den Albanersee[122] hineingerissen worden,[123] auf dessen Boden man bei ruhigem Wasser die Reste des Palastes erblicken könne.[124] Fernerhin ist überliefert, daß der Blitzschlag, welcher Tullus Hostilius töten sollte, auch sein Haus verbrannte,[125] wobei unsere Quellen gleichzeitig auch die Variante bringen, das Haus sei der Brandstiftung des Ancus Marcius zum Opfer gefallen[126] – auch dies nicht unbedingt eine spätere „rationalistische" Ausformung der alten Legende, sondern vielleicht eher die Erinnerung an die Verbindung zwischen dem Königsmord und der rituellen Zerstörung des Palasts des alten Königs durch seinen Thronfolger. Schließlich berichtet der zugegebenermaßen nicht sehr glaubwürdige Autor der pseudoplutarchischen *Parallela minora*, nach dem Tod des Romulus habe die empörte Volksmenge die Curie in Brand gesteckt.[127] Wenn man diese Tradition auch als durchaus zweifelhaft betrachten kann und eine Imitation der Ereignisse nach dem Tod des Clodius in Betracht ziehen könnte, mag sich doch auch hier ein letzter Rest einer lokalen Sagentradition erhalten haben. Dies ist umso wahrscheinlicher, als nicht vergessen werden soll, daß die traditionell als Wohnstätte des Romulus angesehene und jedenfalls tatsächlich bis in die früheste Vergangenheit Roms zurückreichende „Hütte des Romulus" (*casa Romuli*) tatsächlich bis in die Kaiserzeit hin sorgsam als

[121] VERG., *Aen.* VII, 64-81. Vgl. hierzu H. STOCKINGER, *Die Vorzeichen im homerischen Epos. Ihre Typen und ihre Bedeutung*, St. Ottilien, 1959, 95; V. BUCHHEIT, *Vergil über die Sendung Roms*, Heidelberg, 1963, 95; B. GRASSMANN-FISCHER, *Die Prodigien in Vergils Aeneis*, München, 1966, 64-77; ENGELS, *Vorzeichenwesen* [n. 24], 286-288 (Nr. 2).

[122] G. DUMÉZIL, *Mythes romains*, Bd. 3, Paris, 1973, 67-85 und ID., *Fêtes romaines d'été et d'automne*, Paris, 1975, 25-31.

[123] *Annales Pontificum*, *FRHist A.M.* F 3 = F 5 Chassignet; PISO, *FRHist* 9 F 48 = Chassignet/*FRH* 7 F 28 = F ./. Peter = F 33 Forsythe; AUFIDIUS, *FRHist* 17 F 1; DOMITIUS, *FRHist* 104 F 2; alle in: PS.AUR. VICT., *Orig.* 18, 2-4; DION. HAL., *Ant.* I, 71, 3.

[124] Selbstverständlich eine typisch indoeuropäische Legende, welche sich auch im keltischen Raum oftmals wiederfindet; man denke nur etwa an die Zerstörung von Ker-Ys.

[125] LIV. I, 31, 5-8; *Liv. Perioch.* I.

[126] DION. HAL., *Ant.* III, 35.

[127] ARISTOB., *FGrHist* 54, F 1, in: PS.PLUT., *Par. min.* 32 (*Mor.* 313d).

religiös verehrungswürdiger Ort gepflegt und nach jedem Stadtbrand wiederaufgebaut wurde; eine Tradition, hinter der sich vielleicht die Gewohnheit der rituellen Zerstörung und Wiedererrichtung der königlichen Wohnstätte verbergen mag, oder aber zumindest ihre Umwandlung in eine mit diversen Tabus belastete Stätte.

Auch für die Legenden um die Vernichtung bzw. Tabuisierung des Hauses der frührömischen Könige finden sich Parallelen in den Gesellschaften Afrikas. So kennen wir den Brauch der Djukun, den Palast des toten Königs zu zerstören und hierauf zeremoniell wieder neu zu errichten,[128] doch sind präzise Angaben hierzu nur schwer zu erhalten, da der Tradition nach alles, was sich innerhalb der Wohnanlage des Königs und seiner Minister abspielte, strengster Geheimhaltung unterworfen war.[129]

Ähnlich wurden auch bei den Shilluk die Gebeine des toten Königs in seiner ehemaligen Hütte in seinem Heimatdorf bestattet.[130] Dieses Königsgrab galt zugleich auch als ein Schrein zu Ehren des Nyikang und wurde mit dem gleichen Begriff wie die auch unabhängig von solchen Gräbern bestehenden (zehn) Nyikang-Kenotaphe bezeichnet (*kengo*), war somit also zu späteren Wohnzwecken unbrauchbar und mußte von der Dorfgemeinschaft unter Strafandrohung seitens des Königs unterhalten werden; ganz ähnlich, wie die Hütte des Romulus.

7. *Interregnum*

Eine überraschende weitere Parallele zwischen der frührömischen Geschichte und afrikanischen Vorstellungen bietet die Institution des *interregnum*,[131] über das wir vor allem durch Cicero, dessen Darstellung natürlich der Rekonstruktion einer idealstaatlichen frührömischen Mischverfassung verpflichtet ist und somit die bereits bestehenden Traditionen zusätzlich verformt,[132] aber auch

[128] MEEK, *A Sudanese Kingdom* [n. 5], 534f.

[129] MEEK, *A Sudanese Kingdom* [n. 5], 153ff.

[130] EVANS-PRITCHARD, *The Divine Kingship* [n. 6], 203; vgl. SCHNEPEL, *Shilluk Royal Ceremonies* [n. 6], 435-436.

[131] W. LIEBENAM, s.v. *interregnum*, in *RE* IX.2, 1916, 719; A. HEUSS, *Zur Entwicklung des Imperiums des römischen Oberbeamten*, in *ZRG* 64, 1944, 57-133, 79ff.; E.S. STAVELEY, *The Conduct of Elections during an Interregnum*, in *Historia* 3, 1954, 193-207; E. FRIEZER, *Interregnum and patrum auctoritas*, in *Mnemosyne* 12, 1959, 301-329; H.J. WOLFF, *Interregnum und auctoritas patrum*, in *BIDR* 64, 1961, 1-14; A. MAGDELAIN, *Cinq jours épagomènes à Rome?*, in *REL* 40, 1962, 201-227; J. JAHN, *Interregnum und Wahldiktatur*, Kallmünz, 1970; E. FERENCZY, *Über das Interregnum*, in M. HARDER/G. THIELMANN (Hgg.), *De iustitia et iure. Festgabe für Ulrich von Lübtow zum 80. Geburtstag*, Berlin, 1980, 45-52; V.V. DEMENTYEVA, *Consul's Elections Conducted by an interrex*, in *VDI* 230, 2000, 41-56.

[132] Vgl. hierzu R. VON HAEHLING, *Interregnum und Alleinherrschaft in Ciceros Schrift ‚De re publica'*, in E. RICHTER/R. VOIGT/H. KÖNIG (Hgg.), *Res Publica und*

durch Livius, Dionys und Plutarch recht gut informiert sind, wenn auch die historische Exaktheit der uns zur Verfügung stehenden Angaben umstritten ist und einzelne Forschungsmeinungen sogar so weit gehen, im Interregnum eine rein republikanische Einrichtung zu sehen, welche erst nach der Vertreibung der Könige eingerichtet worden sei.[133] Nach dem Tod eines jeden Königs soll der Tradition zufolge die Herrschaft auf die Gesamtheit der patricischen Senatoren übergegangen sein, welche sich in Decurien aufteilten, von denen jede hierauf einen Vorsitzenden ernennt. Nachdem in unbekanntem Verfahren einer dieser Vorsitzenden zum ersten *interrex* wurde,[134] bestimmte er nach fünf Tagen[135] den Vorsitzenden einer anderen Decurie zu seinem Nachfolger, welcher selbst dann entweder die Wahl eines Königs durch das Gesamtvolk ansetzte und präsidierte,[136] oder, falls noch kein geeigneter Kandidat gefunden war, wieder seinen eigenen Nachfolger einsetzte.[137] Glaubt man den Quellen, soll ein Interregnum vor der Herrschaft des Numa Pompilius,[138] des Tullus Hostilius[139] und des Ancus Marcius stattgefunden haben,[140] während die Machtübernahmen des Tarquinius Priscus[141] und des Servius Tullius[142] zwar (je nach Quelle) von Volks- und Senatsabstimmungen begleitet waren, aber kein Interrex eingesetzt wurde, während bei Tarquinius Superbus dann jegliche offizielle Bestätigung fehlte.[143]

Auch bei den Djukun kam es nach der Ermordung des Königs, welche in größter Geheimhaltung zu geschehen hatte, und der Vortäuschung seines Weiterlebens durch den Schwestersohn automatisch zu einem „inoffiziellen" Interregnum des *Abo Achuwo*, des Vorstehers des Ministerrats der grauen Eminenz des Staates,

Demokratie. Die Bedeutung von Cicero für das heutige Staatsverständnis, Baden-Baden, 2007, 65-83.

[133] Friezer, *Interregnum* [n. 131], 309. So auch schon J. Binder, *Die Plebs. Studien zur römischen Rechtsgeschichte*, Leipzig, 1909, 550; A. Rosenberg, s.v. *Rex*, in *RE* I.A.1, 1914, 707; R. Werner, *Der Beginn der römischen Republik. Historisch-chronologische Untersuchungen über die Anfangszeit der libera res publica*, München, 1963, 256-257.

[134] Liv. III, 40, 7.

[135] Dagegen aber Plut., *Num.* 2,9-10, der annahm, nicht jeweils der Vorsitzende, sondern alle Mitglieder der amtierenden Decurie hätten sich das Interregnum zeitlich aufgeteilt, so daß an jedem Tag zwei andere Senatoren während 6 Tages- und 6 Nachtstunden das Oberamt ausgeübt hätten.

[136] Cic., *Rep.* II, 12, 23.

[137] Zur Problematik, ob bereits der erste Interrex Wahlen leiten konnte, vgl. von U. von Lübtow, *Das römische Volk*, Frankfurt am Main, 1955, 190-191.

[138] Cic., *Rep.* II, 12, 23; Liv. I, 17, 7-8; Dion, Hal., *Ant.* II, 57-60; Plut., *Num.* 3, 1-2.

[139] Cic., *Rep.* II, 17, 31; Liv. I, 22, 1; Dion. Hal., *Ant.* III, 1.

[140] Cic., *Rep.* II, 18, 33; Liv. I, 32, 1; Dion. Hal., *Ant.* III, 35-36.

[141] Cic., *Rep.* II, 20, 35; Liv. I, 35, 1-6.

[142] Cic., *Rep.* II, 21, 37; Liv. I, 41, 6 und 46, 1; Dion. Hal., *Ant.* IV, 7-12.

[143] Liv. I, 49, 1-3; Dion. Hal., *Ant.* IV, 41.

welcher das Königsgut verwaltete und das Land regierte,[144] während der Ministerrat über die Thronfolge entschied, die patrilinear zwischen den beiden allein herrschaftsberechtigten *atsupa*, den königlichen Dynastien, wechselte.[145] Erst nachdem das Gremium sich auf einen Nachfolger geeinigt hatte und diesem die Nachricht mitgeteilt wurde, konnte der Tod des Königs offiziell bekanntgegeben – immer noch in einer euphemisierenden Version der „Abwesenheit" oder der „Rückkehr in den Himmel" – und seine Leiche auf einem weißen Pferd sitzend aus der Stadt geführt werden, während sein Nachfolger erst wenige Tage später, die sozusagen das „offizielle" Interregnum darstellten, die Stadt ebenfalls auf einem weißen Pferd betrat.[146]

Nach dem Tod des Königs der Shilluk wählten Vertreter der einzelnen Siedlungseinheiten zwar recht schnell einen Nachfolger aus einer der beiden Königsdynastien (meist abwechselnd),[147] doch erfolgte die eigentliche Thronbesteigung generell erst im Januar oder Februar nach dem Tod des Königs und somit nach einem als äußerst bedrohlich empfundenen, vier- bis dreizehnmonatigen Interregnum (*wang yomo*, „Jahr der Furcht"); ein Zeitraum, während dessen der König, wie erwähnt, als „verreist" galt und die Stammesfürsten die Macht ausübten.[148]

Die Inthronisation wurde nach einem ausgefeilten Ritual organisiert (*Rony*), welches fast alle Bevölkerungsschichten und Landesregionen involvierte. Interessant ist vor allem, daß die Investitur in Gegenwart einer Statue Nyikangs zu geschehen hatte, welche während des Interregnums zum leiblichen Sitz des Königsgeists wurde (wie auch in der europäischen Frühen Neuzeit der Sitz des Königtums zwischen Tod und Beerdigung eines Königs – überspitzt ausgedrückt – in der Wachs- oder Holzeffigie lag, welche an die Stelle des Leichnams trat[149]). Diese wurde nach jedem Tod neu in Akurwa aus einem im Nil gesuchten Baumstamm angefertigt, und zwar genau an der Stelle, wo Nyikang von einem Sturm in den Nil gerissen worden sein sollte. Diese Statue begleitete dann eine zeremonielle Armee aus dem Norden des Landes in den Süden, wo sie die Vertreter des südlichen Landesteils mitsamt des Thronkandidaten[150] in einer rituellen Schlacht vor den Toren der Hauptstadt besiegte und den

[144] S. zu einem Beispielfall des *Abo Achuwo* Ahamdu vom Anfang des 20. Jh.s, der aus einem Dynastiewechsel wohl auch klar erkennbaren persönlichen Nutzen zog, YOUNG, *The Divine Kingship* [n. 5], 144-145.

[145] YOUNG, *The Divine Kingship* [n. 5], 143.

[146] YOUNG, *The Divine Kingship* [n. 5], 147.

[147] EVANS-PRITCHARD, *The Divine Kingship* [n. 6], 207.

[148] SCHNEPEL, *Schilluk Royal Ceremonies* [n. 6], 443.

[149] Vgl. hierzu R.E. GIESEY, *The Royal Funeral Ceremony in Renaissance France*, Genf, 1960.

[150] Die Zuweisung des Kandidaten an den Süden und Nyikangs zum Norden ist rein zeremoniell und spiegelt keineswegs die territoriale Zugehörigkeit des Thronfolgers wider.

designierten König festnahm. Die Statue wurde anschließend zunächst auf den Thronstuhl (*Kwom*) gesetzt, bevor auch der Thronfolger sich auf diesen niederließ und vom Geist Nyikangs besessen wurde. Vier Tage später wurde ein dem König zugehöriges Zeremonialmädchen (*Nyakwer*) von der rituellen Statue „entführt" und löste eine zweite Zeremonialschlacht aus, die mit dem Sieg des neuen Königs und einem Frieden zwischen diesem und der Statue endete, wurde der unbesiegbare Nyikang doch nunmehr im neuen König und nicht mehr in der Statue anwesend gedacht. Am fünften Tag folgten Lehrreden der einzelnen Regionalfürsten wie auch die Thronrede des neuen *Reth*.[151]

8. *Schluß*

Der Vergleich einiger zentraler Aspekte der Biographien der frührömischen Könige mit den auch heute immer noch ausgeübten Königsritualen der Djukun und der Shilluk läßt zahlreiche erstaunliche Parallelen zutage treten.[152] Diese lassen vermuten, daß es sich bei vielen der historiographischen Angaben zu den einzelnen Königen Roms keineswegs um Anekdoten handelt, die entweder auf tatsächlichen historischen Erinnerungen fußen bzw. als hellenistisch geprägte romanhafte Ausschmückungen des spröden archaischen Legendenkerns entstanden sind; vielmehr legen die unübersehbaren Parallelen zwischen dem frühen Rom und den Stammesgemeinschaften der Shilluk und der Djukun nahe, daß viele Elemente des frührömischen Sagenkreises den späten Widerhall archaischer Königrituale darstellen, welche offensichtlich in die fernste Vergangenheit der römischen Gesellschaft zurückgehen.

Diese Feststellung belegt zwar einerseits die offensichtliche „Faktizität" einiger auf den ersten Blick sekundärer historiographischer Angaben wie etwa der Zerstörung der königlichen Wohnung oder des listenreichen Machtübergangs zwischen Tarquinius Priscus und Servius Tullius, löst diese aber andererseits aus dem direkten biographischen Kontext, um sie als Bestandteile traditioneller und dementsprechend überzeitlicher Riten zu deuten. Die zahlreichen Parallelen legen dabei im vorliegenden Falle mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit die Vermutung nahe, daß die Vorfahren der Römer und vielleicht auch die ersten Bewohner der Tibersiedlung eine Art rituelles Gottkönigtum kannten (bzw. sich aus eigenen Sagen noch an ein solches erinnerten), dessen Grundzüge weitgehend mit den ethnologisch ausgiebig studierten Systemen der Djukun und Shilluk und vieler anderer früher Gesellschaften übereinstimmen. Tatsächlich nämlich handelt es sich bei diesen beiden Stämmen selbstverständlich keineswegs um die einzigen Belege dieses anthropologisch-politischen Modells

[151] EVANS-PRITCHARD, *The Divine Kingship* [n. 6], 203-207; SCHNEPEL, *Shilluk Royal Ceremonies* [n. 6], 436-442.

[152] Zu den inneren Parallelen zwischen Djukun und Shilluk s. auch SELIGMAN, *Egypt and Negro Africa* [n. 77], 1934.

für ein „divine kingship“, für das Frazer ja in seinem „Golden Bough“ zahlreiche andere Beispiele aufgezählt hat, doch ist hier nicht der Ort für eine ausführliche Erörterung weiterer Vergleichsmöglichkeiten, können die rituellen Grundzüge der untersuchten Systeme doch bereits jetzt mit ziemlicher Genauigkeit synthetisiert werden, um unserer Grundthese eine ausreichende Wahrscheinlichkeit zu verleihen.

So wurde der König von Rom, Wukari oder Fashoda offensichtlich nicht nur als lebendiger irdischer Vertreter der Ahnen bzw. einer Ahnengottheit gesehen und erfuhr nach seinem Tod dementsprechende göttliche Verehrung,[153] sondern wurde unter anderem auch als ritueller Verantwortlicher für die magische Beschwörung bzw. Erbittung des Regens betrachtet. Die Gleichsetzung des Königs mit dem Wohl des Gesamtstaats und die Identifizierung von Volk und Monarch brachten dann auch eine absolute Verantwortlichkeit des Herrschers für das Wohlergehen der Bevölkerung mit sich und daher die Notwendigkeit des Königsmords im Falle des Versagens des Königsheils, sei es in Folge offensichtlicher magischer Unfähigkeit bei Seuche oder Hunger, sei es aufgrund des Alters des Herrschers. Erst der Tod des Königs, dessen Deutung zwischen Sühne und Opfer schillert, konnte die natürliche Ordnung wieder ins Gleichgewicht bringen. Doch da der Glaube an die Identität von (Ahnen-)Gottheit und König eine „königslose“ Zeit aus Angst vor einem Bruch der Kontinuität nicht akzeptieren konnte, wurde der Tod des Königs rituell geheimgehalten und als Krankheit oder Reise kaschiert, teils sogar ein naher Verwandter als Vertreter auf den Thron gesetzt, um die Suche nach einem Nachfolger während des teils recht langen und als äußerst bedrohlich empfundenen[154] Interregnums zu erleichtern. Im Rahmen des Machtwechsels wurden dann auch der Palast oder der ursprüngliche Wohnort des Monarchen zerstört oder zu einem allgemeinen Schrein der Ahnenverehrung umgewandelt, um somit nicht nur problematischen Tabus zu entgehen, sondern auch jede materiell greifbare Erinnerung an die tatsächliche individuelle Existenz des verstorbenen Königs zu vernichten, dessen Tod ja bewußt negiert bzw. als bloßes partielles Verscheiden der materiellen Hülle betrachtet werden mußte, um die Fiktion der Kontinuität zu gewährleisten.

Hiermit soll natürlich keineswegs, wie ja auch in der Einleitung klar ausgedrückt, eine wie auch immer geartete Beeinflussung Roms durch afrikanische Stämme (oder umgekehrt) suggeriert sein; vielmehr zeigt der Vergleich, daß auch für das Verständnis des frühen Roms viel gewonnen werden kann, wenn

[153] Hierbei ist es fast unmöglich zu eruieren, inwieweit die römischen Vorstellungen von kollektivem und individuellem Ahnenkult, der Iuppiterverehrung und schließlich der nur schattenhaft definierbaren *Di indigetes* schon in der Frühzeit miteinander amalgamiert waren bzw. in der republikanischen Weiterbildung der Königslegenden fehlerhaft kombiniert wurden.

[154] Die Shilluk sagen während des Interregnum *Fring alany*, „die Welt ist verloren.“ SCHNEPEL, *Continuity Despite and through Death* [n. 6], 43.

man nicht nur den üblichen latinischen, etruskischen oder großgriechischen Rahmen bei der Analyse einzelner frührömischer Probleme berücksichtigt oder sogar, wie die Schule Dumézils, auf hypothetische indoeuropäische Traditionen zurückgeht,[155] sondern sich auch anthropologisch-ethnologischer Instrumentarien bedient, um durch interkulturelle Vergleiche zur religionsgeschichtlichen Wurzel der durch die Geschichtsschreibung erhaltenen, wenn auch zu biographischen Anekdoten verformten Königsriten des frühen Rom vorzudringen.

Université libre de Bruxelles. David ENGELS.

[155] S. pars pro toto G. DUMÉZIL, *L'idéologie tripartite des Indo-Européens*, Brüssel, 1958.

Luctārī et la voix active : Une distinction sémantico-syntaxique entre actif et déponent ? Recherches sur le latin préclassique.

1. *Introduction*

Lors de nos travaux de recherche sur la morphologie des verbes signifiant « combattre » dans la poésie épique latine[1], nous avons été interpellée par une occurrence d'Ennius qui présentait le verbe *luctārī* à la forme active *luctant* et non sous la forme attendue *luctantur* :

(1) Enn., *Ann.* IX, 318, n° 1[2] :
<defessi>, uarie ualidis <cum> uiribus luctant

Si l'argument métrique peut expliquer cette variante formelle, l'aveu de P. Flobert selon lequel le verbe *luctārī* « n'est pas sûrement déponent »[3], nous a invitée à creuser la question et à proposer, face à l'interprétation *facilior* de l'argument métrique, une hypothèse linguistique, dans une lecture *difficilior* : les variations de voix que l'on observe à date ancienne pour ce verbe ne peuvent-elles pas être dues à une distinction sémantico-syntaxique ? En somme, la forme adoptée par le verbe en matière de voix ne dépend-elle pas du sens pris par le verbe dans l'énoncé (perspective morphosémantique) ? Cette sélection formelle n'induit-elle pas un dispositif syntaxique révélateur du sens du verbe dans l'énoncé (perspective sémantico-syntaxique) ? Ces différents questionnements invitent à faire l'hypothèse d'une variation morphologique entre actifs et déponents sémantiquement conditionnée. Aussi, dans le cadre du doublet *luctāre – luctārī*, la question essentielle reste-t-elle de savoir si les hésitations morphologiques que l'on observe dans la documentation entre forme active et forme déponente sont contraintes sémantiquement ou s'il ne s'agit que de variantes morphologiques d'un même signifié.

[1] Dans le cadre d'une thèse, soutenue en décembre 2013 à Paris IV – Sorbonne, sur les verbes latins signifiant « combattre » dans la poésie épique, d'Ennius aux poètes flaviens (IIIème s. av. J.-C. – Ier s. ap. J.-C.) – Approche sémantique, morphologique et syntaxique.

[2] Sauf indications contraires, l'édition de référence pour le texte des *Annales* est celle d'E. Flores *et alii*, Naples, 2000-2009. Pour les autres textes cités, l'édition de référence est celle de la C.U.F., sauf mention contraire. Pour la traduction de l'occurrence (1), voir sous (11).

[3] P. Flobert, *Les verbes déponents latins. Des origines à Charlemagne*, Paris, 1975, p. 64.

Nous souhaiterions revenir sur cette incertitude en traitant systématiquement les occurrences actives ou non marquées du point de vue diathétique du verbe *luctārī* à date archaïque. Le présent article part de l'hypothèse qu'il pouvait exister, en latin archaïque, une distribution morphologique entre actif et déponent. Cette alternance de voix serait motivée non seulement par un dispositif actanciel, spécifique à chaque voix, mais impliquerait également des nuances sémantiques entre les deux formes diathétiques (active et déponente). Afin d'éprouver la validité de cette double hypothèse, nous nous proposons de travailler sur un corpus archaïque, essentiellement poétique, qui sera néanmoins contrebalancé par des incursions dans la prose du latin classique.

2. *Les formes attestées de* luctārī *et* luctāre *: les données de la documentation*

2.1. *Tour d'horizon dans la latinité*

2.1.1. *À l'époque archaïque*

Les données de l'époque archaïque, limitées à une poignée d'occurrences[4], font apparaître chez Plaute, Ennius et Térence soit la forme active, soit une forme amphibologique, parce que non marquée du point de vue de la voix (formes en -*ndo*- et en -*nt*-). Varron, à l'époque classique, semble confirmer cette tendance en utilisant la forme active[5].

Plaute atteste indirectement la forme déponente à travers le préverbé *dēluctārī* (voir (2a)) qui connaît également une variante active au *perfectum* (voir (2b)), variante active que confirment les *tabellae defixionis* et la forme *dēluctent* qu'elles comportent[6] :

(2) a. Plaut., *Persa* 4-6 :
Nam cum leone, cum excetra, cum ceruo, cum apro Aetolico,
cum auibus Stymphalicis, cum Antaeo deluctari *mauelim*
quam cum Amore…

[4] Les recherches ont été effectuées à partir du site *Brepolis Latin : Library of Latin Texts*. Les données chiffrées, pour la période archaïque, se répartissent de la façon suivante : pour la forme simple ont été comptabilisées 3 occurrences d'actif et 2 occurrences amphibologiques ; pour la forme préverbée (en *dē*-), 1 occurrence d'actif et 1 occurrence de déponent.

[5] On pourra recenser, avec P. Flobert (*Les verbes déponents* [n. 3], entrée « *luctō* », p. 290), les attestations suivantes : Plaut., *Vid.* IX *luctāuimus* ; équivoque : *luctandō*, Plaut., *Bacch.* 428 ; Enn., *Ann.* 300 *luctant* ; Ter., *Hec.* 829 *luctat* ; Varr., *Ling.* V, 61 *luctāre* ; *CIL* I, 2520, 7 *luctent*. Très rare ensuite : *CIL* IV, 10174 *luctābās* ; Jord., *Get.* 86 *luctāre* ; *CGL* III, 409, 40 *luctāstī* (+).

[6] Voir W. Sherwood Fox, *The Johns Hopkins Tabellae defixionum*, Baltimore, 1912 et A. Ernout, *Recueil de textes latins archaïques*, Paris, 1916, p. 100-105. Il s'agit d'un groupe de cinq *tabellae defixionis*, datées entre 75 et 50 av. J.-C. Malgré les lacunes, la mise en synoptique des cinq tablettes permet d'avoir un texte à peu près complet. Voir *infra*, occurrence (9). Pour la traduction des occurrences (2a) et (2b), voir respectivement (16) et (15b).

b. Plaut., *Trin.* 838-839 :
Apage a me sis ; dehinc iam certumst otio dare me. Satis partum habeo,
quibus aerumnis deluctaui*, filio dum diuitias quaero.*

Par conséquent, tout porterait à croire que la forme déponente du verbe simple n'est pas attestée à l'époque archaïque et que la forme active est la seule forme utilisée. La forme déponente, représentée avec le préverbé *dēluctārī*, serait donc secondaire[7].

2.1.2. *Aux époques ultérieures*

À l'époque classique, on observe un revirement de situation, non seulement dans la fréquence d'emploi de *luctārī* mais également dans la voix sélectionnée. Ainsi aux 7 occurrences de l'époque archaïque – réparties en 5 occurrences pour le verbe simple et 2 occurrences pour le préverbé – s'opposent les 225 occurrences de l'époque classique – réparties en 156 occurrences pour le verbe simple et 69 pour les préverbés. En définitive, la forme simple devient 30 fois plus fréquente qu'à l'époque archaïque.

Parallèlement à cet essor de fréquence, on note la généralisation quasi exclusive de la forme déponente : outre le fragment du comique Pomponius (voir (3a)), Cicéron et les historiens ne recourent qu'à la forme déponente et les préverbés se trouvent eux aussi à la forme déponente, preuve que, l'époque archaïque passée, *luctārī* et ses préverbés optent préférentiellement pour une marque de déponent[8], ce que confirment les époques ultérieures :

(3) a. Pomp., *Com.* 176-177 :
Verum illi ualent, qui <ui> luctantur *cum leonibus :*
eis tete obiectes frustratim passerinum prandium ?

« À la vérité, ils sont bien portants, eux qui *luttent* <de puissance> contre les lions : tu t'opposerais inutilement à devenir leur repas de passereaux ? »

b. Varr., *Ling.* V, 10, 61 :
Cui testis aestas et hiems, quod in altera aer ardet et spica aret, in altera natura ad nascenda cum imbre et frigore luctare *non uolt et potius uer expectat.*

« L'été et l'hiver en sont pour lui la preuve, parce que, dans l'un, l'air est brûlant et l'épi de blé est desséché, et que, dans l'autre, la nature, pour éclore, ne veut pas *lutter* contre la pluie et le froid mais préfère attendre le printemps. »

La suite de la latinité corrobore la tendance de ce verbe à se doter de la marque de déponent. En effet, pour les sujets parlants de la latinité tardive, la forme

[7] Sur l'éventuel rapport entre préverbation et déponentisation, voir *infra*, note 45.

[8] Les données chiffrées, pour la période classique, se répartissent de la façon suivante : pour la forme simple ont été comptabilisées 87 occurrences de déponent, 67 occurrences amphibologiques et 2 occurrences d'actif ; pour les préverbés, 36 occurrences de déponent, 32 occurrences amphibologiques et 1 occurrence d'actif.

active est sentie comme surprenante, rare et vieillie : la remarque de Nonius concernant le fragment d'Ennius et la forme *luctant* qu'il offre (voir (4)) confirme l'idée que la forme déponente est la forme qui a perduré à travers les siècles et qu'elle était donc attendue[9]. Un autre indice se trouve également chez les *Grammatici Latini* comme Charisius ou Palladius, qui font de *luctārī* le modèle-type de la catégorie des déponents[10] :

(4) Non. à propos d'Enn., *Ann.* IX, 318, n° 1 :
"Luctant" pro luctantur.

Enfin, les affinités que *luctārī* entretient avec le déponent s'observent jusque chez les linguistes modernes qui expliquent sous son action analogique la déponentisation de formes de signifié proche, originellement actives, telles *certor*, *pugnor*, *dimicor*, *belligeror*, *altercor* ou *luctitor*[11].

2.1.3. *Bilan*

Au terme de ce tour d'horizon des attestations, qui de l'actif ou du déponent est originel ? La parcimonie des données documentaires ne permet pas de trancher de façon sûre. Tout ce que l'on peut affirmer, c'est que les auteurs archaïques n'attestent le verbe simple que sous sa forme active ou sous une forme amphibologique. Le préverbé en *dē-*, s'il apparaît bien, en une occurrence, à la forme déponente, ne figure comme tel qu'à la forme d'infinitif et il semble que, dès qu'il s'agit d'actualiser au maximum la forme du verbe simple ou du préverbé, ce soit la forme active que les auteurs sélectionnent préférentiellement.

À l'époque classique, la forme déponente paraît être de mise et Varron ne constituerait pas véritablement une exception linguistiquement pertinente, puisque, durant cette période, l'activation est une tendance propre à cet auteur qui teinterait ainsi son œuvre d'« archaïsmes caractérisés »[12]. Comment expliquer, dès lors, le recul de l'emploi actif au profit de la forme déponente ? Afin de répondre à cette question et de comprendre l'usage que font les auteurs de la période archaïque du verbe *luctāre*/*luctārī*, il convient de revenir sur les occurrences qu'ils attestent, en reprécisant ce qu'il faut entendre par *actif* et *déponent*.

[9] Voir également Priscien, *GLK* II 392, 14. Les références aux éditions des *Grammatici Latini* sont celles figurant dans le *Corpus grammaticorum Latinorum* (= *CGL*) recensé par l'université de Paris VII – Jussieu et accessible à l'adresse suivante : <http://kaali.linguist.jussieu.fr/CGL/index.jsp>.

[10] Voir, respectivement, dans le *CGL* [n. 9] K. Barwick 1964² : 210, 5 et 211, 8 et *GLK* IV 139, 9 ; 139, 23 ; 139, 31. Voir également Flobert, *Les verbes déponents* [n. 3], p. 28-30.

[11] Voir Flobert, *Les verbes déponents* [n. 3], p. 211, p. 251-252 et p. 574.

[12] Voir Flobert, *Les verbes déponents* [n. 3], p. 299.

2.2. *Les* genera uerborum *des* Grammatici Latini

2.2.1. *La notion de* genus

La catégorie des déponents, si elle apparaît aujourd'hui comme l'une des trois voix fondamentales du latin, n'entrait pas initialement dans le palmarès de la typologie des voix : « Pour apprécier correctement *dēpōnēns*, il faut ne jamais perdre de vue qu'il est le *quīntum genus* et par conséquent postérieur au *commūne* »[13].

Calquant la description du système verbal sur celle du système nominal, les *Grammatici Latini* ont isolé trois *genera uerborum* : l'actif (*genus* non marqué, équivalent du masculin pour les noms), le passif (*genus* marqué, équivalent du féminin) et le commun (équivalent du neutre)[14]. Toutefois, tandis que le genre neutre se définit selon des critères négatifs, puisqu'il comprend ce qui ne ressort ni du masculin ni du féminin, le commun répond à des critères positifs, puisqu'il renvoie à un verbe qui peut avoir un sens à la fois actif et passif : c'est alors la possibilité de régir un accusatif – soit le type *osculor te* – ou un SP en *ab* + ablatif – soit le type *osculor a te* – qui permet de repérer la catégorie[15].

2.2.2. *Un système incomplet*

Or des verbes comme *loquī* ou *luctārī* n'entrent dans aucune des trois catégories : morphologiquement passifs (ils relèvent de la *voix* passive), ils revêtent un sens actif (on parle alors de *diathèse* active) qui est immuable, quel que soit le contexte syntaxique considéré[16] :

> « Le déponent est univoque, *simplex*, par opposition au commun dont l'équivoque n'est levée que par le contexte ; le déponent se pose donc lui-même, *per sē ponitur*, il vaut par lui-même, *positīuum*, hors contexte, *absolūtum* : le déponent *loquor* a toujours le même sens, à la différence du commun *moror*. »[17]

[13] Flobert, *Les verbes déponents* [n. 3], p. 26.

[14] Par exemple, chez Charisius, Diomède, Donat, Clédonius ou encore, dans l'*Ars Bobiensis*. Voir, dans le *CGL* [n. 9], respectivement K. Barwick 1964² : 210, 5 et 212, 13 ; *GL* I, 336, 22 et *GL* I, 341, 33 ; L. Holtz 1981, 585-602 : 592, 14 et L. Holtz 1981, 603-674 : 635, 5 ; *GL* V, 71, 3 ; M. De Nonno 1982 : 47, 18.

[15] Voir, dans le *CGL* [n. 9], Diomède (*GL* I 337, 19), Priscien (*GL* II, 378, 21), Donat (L. Holtz 1981, 585-602 : 593, 3) ou Clédonius (*GL* V, 19, 4-5). Voir également J. Campos, *Los uerba media en Lucrecio*, in *Helmantica* 16, 1954, p. 167-192, ici p. 168-169.

[16] Voir G. Guillaume, *Existe-t-il un déponent en français ?*, in *Langage et science du langage*, 1964, p. 127-142, ici p. 127-128 : l'auteur parle alors de « voix mixte » ou de « voix de synthèse », puisque le déponent combine l'actif – du point de vue sémantique – et le passif – dans une perspective morphologique.

[17] Voir Flobert, *Les verbes déponents* [n. 3], p. 29, qui glose la définition de Priscien.

2.2.3. *La place du* deponens *dans ce système*

La proximité entre actif et déponent repose, par conséquent, sur les affinités sémantiques (ou diathétiques) des deux catégories de voix. Mais la différence fondamentale reste que tout actif transitif est capable d'entrer en opposition avec une forme passive[18], contrairement au déponent qui, s'il pouvait revêtir un sens passif, appartiendrait alors à la catégorie des verbes « communs ». Le trait oppositif pertinent entre actif et déponent reste l'immuabilité de sens, quel que soit le contexte mais également quelle que soit la morphologie adoptée, comme le prouveraient les variations de voix de certains déponents :

(5) a. *amo ≠ amor*
b. *lucto = luctor*

Au regard de l'actif et du commun, le déponent se caractérise essentiellement par son impossibilité à revêtir un sens passif, en somme, par son caractère intransitif[19].

2.2.4. *Le thème verbal* luctā- *et la marque en* –r.

Doter ou non le thème verbal *luctā-* du signifiant du passif n'interfère en rien sur le sémantisme du déponent et sur l'orientation active du procès : la base lexicale est suffisamment limpide pour ne pas être interprétée comme passive, ce qui signifie que, dans ces emplois, le marquage en *–r* vient signaler autre chose que le signifié du passif.

Doit-on alors penser que la marque en *–r* permet d'intransitiver le thème verbal ? La question de la transitivité en latin a été longuement débattue[20] et le

[18] Voir M.-D. JOFFRE, *Le verbe latin : voix et diathèse*, Louvain, 1995, p. 212. Pour être déclaré *déponent*, « le verbe ne doit pouvoir être mis en face d'aucun actif avec lequel il pourrait entrer dans un jeu d'oppositions diathétiques ».

[19] Voir JOFFRE, *Le verbe latin* [n. 18], p. 233-234 : « Les déponents les plus anciens sont majoritairement intransitifs » mais les déponents transitifs sont également attestés dès l'époque archaïque. L'auteur refuse donc de créer une relation mécanique entre intransitivité, voix médio-passive et diathèse interne. Si ces trois points ont tendance à se recouper, ils ne sont en aucun cas superposables dans toutes les configurations.

[20] Voir, par exemple, pour le domaine latin, H. HAPP, *Grundfragen einer Dependenz-Grammatik des Lateinischen*, Göttingen, 1976 ; L. FELTENIUS, *Intransitivizations in Latin*, Stockholm, 1977, compte rendu de P. FLOBERT in *Revue des Études Latines* 55, 1977, p. 427-428 ; H. PINKSTER, *Non-Accusative Second Arguments of Two-Places Verbs in Latin*, in *Cuadernos de Filologia Clásica* 21, 1988, p. 235-245 ; ou encore L. SZNAJDER, *Verbes transitifs sans objet en latin*, in B. GARCÍA-HERNÁNDEZ (éd.) *Estudios de lingüística latina*, Madrid, 1998, p. 791-808 et V. MARTZLOFF, *Objet, transitivité et syntaxe casuelle en latin*, in *Bibliotheca Latina Lugudunensis – Fiches « Latin »*, article accessible en ligne à l'adresse www.sites.univ-lyon2.fr/latin/, p. 1-21. Pour une prospection dans d'autres aires linguistiques, voir, par exemple, P. J. HOPPER / S. A. THOMPSON, *Préface* et *Introduction*, in P. J. Hopper / S. A. Thompson (éds.), *Studies in Transitivity*, Londres, 1982, p. 1-5 et J. AISSEN, *Valence and Coreference*, in *ibid.* p. 7-35.

sujet est d'autant plus épineux que les verbes « combattre » présentent des configurations syntaxiques complexes, puisqu'ils peuvent se construire avec un complément – soit la structure *X VERBE (*cum*) Y* (on parlera alors de « structure *disjointe* ») – ou sans complément – soit la structure *X* et *Y VERBE* (on parlera alors de « structure *conjointe* »).

Par ailleurs, il existe des actifs intransitifs (tels *īre*, *uenīre*) qui ne passent pas par la marque *–r*, qui semble alors avoir été évitée avec ces verbes : si la langue refuse l'existence du couple *eunt* – **euntur*, alors qu'elle rend possible l'alternance *luctant* – *luctantur*, c'est que ces formes n'ont rien de variantes interchangeables mais constituent des variantes conditionnées par des motivations sémantiques qu'il reste à établir.

3. *Pour une interprétation sémantico-syntaxique des variations de voix*

3.1. *Marquage en* –r *et diathèse interne*

P. Flobert défend l'idée que le marquage en *–r* confère un caractère intransitivant au procès de la base verbale à laquelle il s'adjoint. Ce rapport serait indirectement confirmé par la tendance à l'activation des déponents transitifs, sous la pression analogique de leurs homologues actifs. Ces activations de déponents transitifs entérinent la relation entre *voix active* et *transitivité* et soustendent, en creux, la relation inverse *voix déponente / intransitivité*. Toutefois, plusieurs faits invitent à nuancer ce point de vue. Ainsi, l'existence de déponents transitifs à date ancienne[21] prouve qu'il n'existe pas de relation mécanique entre voix déponente et intransitivité. De même, l'attestation d'actifs intransitifs invite à revenir sur l'idée d'une relation unilatérale entre voix active et transitivité et l'activation de certains déponents qui, bien qu'intransitifs, entrent en réseau avec les actifs de signifié proche et finissent par présenter eux aussi, par attraction, la voix active, invite à la même prudence. Dans ce schéma général, P. Flobert relève, néanmoins, cinq verbes qui résistent à l'analyse, en ce que ces derniers, bien qu'intransitifs et sans pendants actifs, sont sujets à l'activation : le verbe *luctārī* est l'un d'entre eux[22].

M.-D. Joffre propose de revenir sur le signifié véhiculé par la marque *–r* et suggère de substituer à l'idée de procès « intransitivant » celle de « diathèse interne » et d'insister davantage sur la relation « interne » *sujet – verbe* en recentrant le propos sur l'agent plutôt que sur la faculté du verbe à régir ou non un complément. La notion de « diathèse interne » conserve bien un lien avec

[21] Voir JOFFRE, *Le verbe latin* [n. 18], p. 233-234 et L. GRESTENBERGER, *Feature Mismatch – Deponency in Indo-European Languages*, Harvard University, thèse soutenue en mai 2014, notamment p. 95-96.

[22] Relèvent de cette liste les verbes rares *bubulcitō* et *nictō* et les verbes usuels *cunctō*, *luctō* et *dēluctō*. Voir FLOBERT, *Les verbes déponents* [n. 3], p. 301.

les verbes intransitifs, mais elle concerne plus généralement tout verbe qui insiste sur la relation sémantique entre l'agent et le procès dénoté[23]. La notion de *diathèse* est alors entendue comme un concept sémantique qui s'oppose à la notion de *voix*, concept morphologique[24]. Toutefois, le terme *diathèse* possède originellement un versant syntaxique, le gr. διάθεσις, dérivé déverbal de διατίθημι « disposer », signifiant littéralement « disposition », « agencement ». Aussi, outre l'aspect sémantique, la diathèse possède-t-elle une dimension syntaxique et concernerait la « disposition », l'« agencement » des actants[25]. La diathèse interne recoupe donc des considérations syntaxiques (le caractère intransitif d'un verbe) et / ou sémantico-pragmatiques (l'absence d'objet pouvant résulter d'exigences pragmatiques ou sémantiques spécifiques) : les intransitifs, dans cette perspective, ne sont qu'un sous-ensemble de verbes à diathèse interne. Par contrecoup, tout verbe impliquant une relation autre que celle centrée sur le sujet (agent du procès) et le verbe pourra relever d'une « diathèse externe », en ce qu'il instaure une seconde relation : celle du verbe et de son complément. Par conséquent, la relation interne *sujet – verbe* se double d'une relation de transitivité *verbe – complément*[26] :

> « Il en résultera, dans la relation du sujet au procès, un changement tel que le sujet, devenant *extérieur au procès*, en sera l'agent et que le procès, n'ayant plus le sujet pour lieu, sera transféré sur un autre terme qui en deviendra objet. Le moyen se convertira en *transitif* ».[27]

[23] Voir déjà, à l'occasion de la description du moyen en grec, É. BENVENISTE, *Actif et moyen dans le verbe*, in *Journal de Psychologie normale et pathologique* 43, Paris, 1950, p. 121-129 (repris dans les *PLG* 1966 I, 168-175) et notamment, p. 126 : « Le sujet est centre en même temps qu'acteur du procès ; il accomplit quelque chose qui s'accomplit en lui […]. Il est bien *intérieur au procès dont il est l'agent* » (c'est nous qui soulignons). Voir également J. GONDA (1979) cité par GRESTENBERGER, *Feature Mismatch – Deponency* [n. 21], p. 126-127.

[24] Sur la prédominance de la notion sémantique, voir, par exemple, la synthèse proposée par JOFFRE, *Le verbe latin* [n. 18], p. 3-9. Pour le terme *voix*, les premières orientations morphologiques se perçoivent dans la définition qu'en donne Dumarsais dans l'*Encyclopédie* de Diderot et d'Alembert (tome 3, *s. v.* « *conjugaison* », p. 879) et se trouvent reprises par les dictionnaires traditionnels (voir, par exemple, le *Petit Larousse illustré* de 1905). C'est à partir du XVIIIe s. que le terme *voix* entre dans l'élaboration de la conjugaison verbale : à la dimension sémantique (action faite ou subie par le sujet) s'adjoint la dimension morphologique qui finit par être la seule retenue par les linguistes modernes.

[25] Sur l'ancienneté de la dimension syntaxique, voir Apollonios Dyscole (*Pron*. 312b, 349a ; *Synt*. 229, 25 et 226, 10). Une prospection dans la tradition grammaticale grecque révèle néanmoins que la diathèse pouvait recouvrir à la fois les champs syntaxique, morphologique et sémantique. Sur l'idée que l'aspect syntaxique finit par subsumer les domaines morphologique et sémantique dans la grammaire d'Apollonios Dyscole, voir Fr. LAMBERT, *Aspects de l'énonciation chez Apollonius Dyscole*, in *Histoire Épistémologie Langage* 8, 2, 1986, p. 39-52 et notamment, p. 39-40 et p. 47-50.

[26] Voir également JOFFRE, *Le verbe latin* [n. 18], p. 18.

[27] BENVENISTE, *Actif et moyen* [n. 23], p. 126. C'est nous qui soulignons.

Nous formulons alors l'hypothèse que, dans le cas du doublet morphologique *luctant – luctantur*, la voix active serait usitée pour rendre compte de la structure disjointe et servirait à appuyer la relation de transitivité entre le verbe et l'entité Y (diathèse externe) :

(6) a. <u>Structure active prototypique</u> :

Rutili *ferebant* *saeua arma*
S ↔ V V ↔ O
Relation interne Relation de transitivité
appelant l'expression
d'un objet (« incomplétude
sémantique »[28])

b. <u>Structure active du doublon *luctāre – luctārī*</u> :

Rutili *luctant* *(cum) Teucris*
S (= X) ↔ V V ↔ Compl. (Y, disjoint de X)
Relation interne Relation de « transitivité »
appelant l'expression
d'une entité Y

Appliquée aux verbes de combat, la structure active à diathèse externe impliquerait sémantiquement une entité X accomplissant le procès de combattre contre une entité Y disjointe : la forme active serait, par conséquent, liée à l'expression de la structure disjointe (voir (6b)). *A contrario*, la voix déponente pourrait dénoter un procès dont les agents réfèrent conjointement aux entités X et Y, signalant ainsi la relation de diathèse interne établie entre le sujet, impliqué dans la désinence verbale, et le verbe. Le tour déponent serait à rattacher, cette fois, à la structure conjointe. Soit l'énoncé-type suivant :

(7) *Rutili et Teucri* *luctantur*
(X + Y) = S ↔ V
Diathèse interne

Les auteurs archaïques, qui rendent très nettement sensible l'existence des variantes active et déponente, confirment-ils cette hypothèse ? En définitive, l'actif coïncide-t-il avec le tour disjoint et le déponent, avec le tour conjoint ? L'occurrence de Pomponius, répertoriée en (3a), ne laisse pas de doute à ce sujet : la forme déponente *luctantur* correspond à une interprétation disjointe, puisque l'entité Y est exprimée à travers le SP *cum leonibus*, ce qui ruinerait d'emblée l'hypothèse formulée ici. J.-B. Hofmann et A. Szantyr résolvent l'occurrence en alléguant l'analogie du déponent *conflictārī*, de signifié proche (voir (8a))[29].

[28] Voir Chr. Touratier, citant A. Blinkenberg 1960 dans *Polysémie verbale et syntaxe*, in O. Soutet (éd.) *La polysémie*, Paris, 2005, p. 155-165, notamment p. 155.

[29] Voir J. B. Hofmann / A. Szantyr, *Lateinische Syntax und Stilistik*, Munich, 1965, p. 292, § 163.

Toutefois, cette justification pose deux problèmes : d'une part, elle présuppose l'antériorité de la forme active *luctāre* sur la forme déponente – ce qui n'est nullement avéré –, d'autre part, elle omet l'existence d'une variante active *conflictāre*, elle aussi attestée dès la période archaïque et cohabitant avec la forme déponente (voir (8b)) :

(8) a. Ter., *Andr.* 91-95 :
… *Enim uero spectatum satis*
putabam et magnum exemplum continentiae :
nam qui CVM INGENIIS conflictatur *EIVS MODI*
neque commouetur animus in ea re tamen,
scias posse habere iam ipsum suae uitae modum.

« En effet, en vérité, on avait suffisamment attendu, estimais-je, et grand était l'exemple de continence : car le cœur qui *entre en conflit* AVEC DES INTELLIGENCES DE CE TYPE sans être, cependant, le moins du monde ébranlé dans cette affaire, on sait qu'il peut désormais lui-même avoir son propre mode de vie. »

b. Ter., *Phorm.* 503-505 :
… PH. *O fortunatissime Antipho.*
AN. *Egone ?* PH. *Quoi quod amas domist ;*
Neque CVM HVIVS MODI umquam usus uenit ut conflictares *MALO.*

« PH. Ô très chanceux Antiphon ! AN. Moi ? PH. Qui possèdes chez toi l'objet de ton amour et à qui le besoin ne se présenta jamais d'*entrer aux prises* AVEC UN HOMME D'UNE TELLE MÉCHANCETÉ ! »

Les deux occurrences de *conflictārī* répertoriées pour la période archaïque sont le fait de Térence, qui atteste les deux formes (active et déponente). Pour la période classique, en revanche, 35 formes ont été dénombrées, toutes déponentes. Le profil de *conflictārī*/*conflictāre* (cohabitation des deux voix à l'époque archaïque ; essor de la seule forme déponente à l'époque classique) semble finalement assez proche de celui de *luctārī*/*luctāre* et il paraît alors difficile d'expliquer le comportement de l'un par l'influence de l'autre. Il convient, par conséquent, de reprendre le détail des attestations de cette époque, afin de voir si le fragment de Pomponius représente le cas général ou, au contraire, un contre-exemple.

3.2. *Retour sur les attestations de la documentation : validation de l'hypothèse de départ ?*

La distinction sémantico-syntaxique entre structure conjointe (associée à la morphologie déponente) et structure disjointe (associée à la morphologie active) n'est opératoire que dans le cadre des occurrences de pluriel, puisqu'une forme de singulier individuel présente nécessairement une entité Y disjointe de l'agent, entité X. Cela signifie que, pour le présent propos, le doublon *luctat* – *luctatur*

ne peut recouper une distinction du type *structure disjointe* vs. *structure conjointe* et offre, donc, des problématiques différentes. Aussi, avant d'étudier le cas particulier que constituent les occurrences de singulier, convient-il de valider ou d'invalider les hypothèses formulées sur les occurrences de pluriel.

3.2.1. *Les occurrences de pluriel :* luctant *(structure disjointe)* vs. luctantur *(structure conjointe) ?*

Les formes actives de pluriel en notre possession sont difficiles à apprécier, dans la mesure où l'interprétation disjointe ou conjointe reste tributaire du référent de l'agent et/ou de l'expression de l'entité Y (dans la complémentation du verbe ou dans le contexte). Or, la tâche pour évaluer la validité de l'hypothèse selon laquelle il existerait un rapport entre structure disjointe et forme active, d'une part, et structure conjointe et forme déponente, de l'autre, est rendue d'autant plus ardue que, dans les occurrences en question, les vers figurent dans des fragments détériorés offrant de nombreuses conjectures (voir (9)) ou encore, dans des fragments isolés, témoignages de grammairiens (voir (10) et (11))[30].

➢ *Validation de l'hypothèse : subjonctif actif (*deluctent*) ↔ forme disjointe (*cum illa*).*

L'occurrence (9) reproduit le texte de la tablette d'exécration n° 2 ; les éléments entre crochets résultent de la comparaison des cinq tablettes entre elles et permettent ainsi d'avoir un texte sur lequel s'appuyer :

(9) *Tabella defixionis* II A, 1-13[31] :
[B]ona pul[chra P]roserpina, Plutoni[s
u]xsor, seiue [me Saluiam] deicere oportet,
eripias salu[tem], corp[us], colorem, uires,
uirtutes Au[on]ia[es]. T[r]adas Plutoni
uiro tuo. [Ni possit cogitati]onibus s[ueis hoc]
quicqui[d] uit[are. Protinus tradas illanc]
Febri quart[an]ae, t[ertianae, cottidianae],
quas CVM ILLA [l]ucten[t, deluctent *; illanc]*
euincant, uincan[t, usque dum animam]
eius eripiant. [Qu]are hanc uictimam
[tibi] trado, [Proserpin]a, seiue me
[Pros]erpina, se[iue me Ach]eruosiam dicere
[opo]rtet…

[30] Voir la notice d'A. Ernout dans l'édition de la *Vidularia* de Plaute (Paris, 1940, p. 168-169) : « La *Vidularia* ne nous est connue que par les fragments qu'en a conservés le palimpseste de Milan, et par quelques citations de grammairiens, en tout à peu près 120 vers, dont beaucoup sont incomplets ».

[31] Voir Sherwood Fox, *The Johns Hopkins* [n. 6], notamment p. 19-21 et planche III.

« Bienveillante et noble Proserpine, épouse de Pluton, à moins qu'il ne me faille dire la Sauve, arrache la santé, le corps, l'éclat, les forces physiques, l'énergie d'Avonia. Apporte-les à Pluton, ton époux. Puisqu'il n'est pas possible d'éviter tout cela en pensées, rapporte-la immédiatement aux Fièvres quarte, tierce, quotidienne ; puisqu'*elles luttent* CONTRE ELLE, *qu'elles luttent à mort* ; qu'elles la vainquent complètement, qu'elles la vainquent, jusqu'à ce qu'elles lui aient arraché complètement l'âme. C'est pourquoi, je t'apporte cette victime-ci, Proserpine, à moins qu'il ne me faille dire "Proserpine" ou l'Achérousienne… »

Il ressort ainsi nettement que les formes actives *luctent* et *deluctent* ont pour agent une entité X distincte de l'entité Y : les fièvres quarte, tierce et quotidienne représentent l'entité X (voir *Febri quartanae, tertianae, cottidianae*) et Avonia, l'entité Y (voir *cum illa*, SP effectivement réalisé pour la forme *luctent* mais restituable en contexte pour la forme *deluctent*). Le texte des *Tabellae defixionis* confirmerait, par conséquent, l'hypothèse selon laquelle la forme active reste associée à l'interprétation disjointe et laisse ouverte la voie à la complémentation.

➢ *Occurrences complexes d'actif : X et Y toujours disjoints ?*

La question est plus complexe à apprécier dans le cadre de l'exemple (10), faute de contexte large : on peut penser que les grammairiens (et en l'occurrence ici, Nonius) citaient les vers de mémoire et orientaient leur citation sur le point de langue qui leur semblait atypique – ici, l'activation du déponent *luctārī* – sans éprouver le besoin de resituer la forme verbale dans un contexte plus large ou plus précis :

(10) NON. 468, 35 à propos de PLAUT., *Vid.* IX :
Quid multa uerba ? Plurimum luctauimus
« Qu'est-il besoin de s'étendre en paroles ? *Nous avons lutté* bien davantage… »

Le fragment des *Annales* d'Ennius n'est pas plus aisé à aborder que le vers isolé de la *Vidularia* de Plaute : le vers en question pose une série de problèmes. En effet, comme un certain nombre de fragments d'Ennius, ce fragment reste décontextualisé, mais il s'y ajoute des difficultés d'établissement du texte. Les vers répertoriés sous (11) proposent un panel choisi de variantes éditoriales[32], classées par ordre chronologique décroissant :

(11)
a. ENN., *Ann.* IX, 318, n° 1 (édition d'E. Flores, Naples, 2000-2009) :
<defessi>, uarie VALIDIS <cum> VIRIBVS LVCTANT
« <Épuisés>, ILS LUTTENT diversement AVEC DES FORCES VIGOUREUSES »
b. ENN. *Ann.* IX 298, n° 1 (édition d'O. Skutsch, Oxford, 1985) :
uiri uaria VALIDIS VIRIBVS LVCTANT
« Les hommes LUTTENT diversement AVEC DES FORCES VIGOUREUSES »

[32] Pour la discussion et les différentes hypothèses éditoriales, voir l'édition des *Annales* d'Ennius d'O. SKUTSCH (*The Annals. Ennius*, Oxford, 1985, p. 476).

c. Enn. *Ann.* IX 307 (édition d'E. H. Warmington, Londres / Cambridge, 1956) :
uiri VALIDIS cum VIRIBVS LVCTANT

« Les hommes LUTTENT AVEC DES FORCES VIGOUREUSES »

En lettres capitales figurent les éléments communs aux trois éditions : la seule chose dont on soit certain, c'est de la collocation de *luctant* et de *uiribus*, collocation que présente également l'occurrence suivante de Cicéron. Dans le contexte, la forme *luctandum* réalise l'acception gymnique de « faire de la lutte », comme le confirment l'ablatif *uelocitate* et le SP *ad cursum* qui renvoient à l'isotopie du sport :

(12) Cic., *Off.* I, 107 :
Intellegendum etiam est duabus quasi nos a natura indutos esse personis ; quarum una communis est ex eo quod omnes participes sumus rationis praestantiaeque eius qua antecellimus bestiis […] ; altera autem quae proprie singulis est tributa. Vt enim in corporibus magnae dissimilitudines sunt – alios uidemus uelocitate ad cursum*, alios VIRIBVS AD LVCTANDVM* ualere*, itemque in formis aliis dignitatem inesse, aliis uenustatem – sic in animis exsistunt maiores etiam uarietates.*

« Il faut également comprendre que nous avons comme revêtu par nature deux personnages : le premier d'entre eux, qui nous est commun, du fait que nous avons tous part à la raison et à cette supériorité par laquelle nous dépassons les bêtes […] ; le second, en revanche, qui a été attribué à chacun en propre. De même, en effet, qu'il existe dans les corps de grandes différences – nous voyons les uns faits *pour la course en raison de leur rapidité*, les autres faits POUR LA LUTTE EN RAISON DE LEURS FORCES et nous voyons aussi dans certaines morphologies résider la dignité, en d'autres la beauté –, de même il y a dans les âmes encore de plus grandes variétés. »

Doit-on en déduire que le contexte du fragment d'Ennius est lui aussi gymnique et que le passage du *De officiis* constitue une réminiscence lexicale du fragment d'Ennius ? Plusieurs arguments peuvent être avancés en faveur de cette interprétation. D'un point de vue intra-textuel, tout d'abord, le livre IX des *Annales* retrace la campagne de Scipion en Afrique durant la Deuxième Guerre punique ; or, bien que le contexte reste flou, ce fragment pourrait relater des jeux funèbres célébrés en l'honneur des Scipion à Carthagène : la forme *luctant* pourrait alors revêtir l'acception sportive. L'évocation des jeux constitue un *topos* de l'épopée et cette suggestion ne paraît donc pas aberrante. Un tel contexte ne serait d'ailleurs pas l'apanage de ce seul fragment, puisqu'un fragment incertain pourrait logiquement en être rapproché[33] : le fragment demeuré incertain évoque la course de chars, tandis que notre fragment serait consacré à l'épreuve de la lutte. D'un point de vue intertextuel, enfin, le sens gymnique de *luctāre/luctārī* est bien avéré à l'époque archaïque, comme le révèle l'occurrence de Plaute, qui

[33] Enn. *Ann.* (*Incert.*) 485-486, n° 9 : … *quom a carcere fusi / currus cum sonitu magno permittere certant.*

atteste de la vitalité de cette acception (voir (13a)), résiduelle en latin post-classique (voir (13b)) :

(13) a. PLAUT., *Bacch.* 424-430 :
Ante solem exorientem nisi in palaestram *ueneras,*
gymnasi *praefecto | haud mediocris poenas penderes.*
Id quoi optigerat, hoc etiam ad malum accersebatur malum :
et discipulus et magister perhibebantur improbi.
Ibi cursu *LVCTANDO |,* hasta disco*,* pugilatu pila*,*
saliendo sese exercebant *magis quam scorto aut sauiis ;*
ibi suam aetatem extendebant, non in latebrosis locis.

« Si l'on n'était pas arrivé *à la palestre* avant le lever du soleil, on recevait du maître *du gymnase* une correction et non des moindres. Tel était le lot échu à chacun, mais cette sanction était suivie de cette autre sanction : à la fois élève et maître étaient présentés comme malhonnêtes. C'est en ce lieu qu'*on s'entraînait* *à la course*, À LA LUTTE, *au javelot*, *au disque*, *au pugilat*, *à la balle*, *au saut*, plutôt qu'à la prostitution et aux caresses. C'est en ce lieu qu'on passait son temps, non dans des endroits obscurs. »

b. STAT., *Theb.* VI, 834-835 :
Ergo ubi LVCTANDI iuuenes animosa citauit
gloria…

« Aussi, lorsque l'ardente gloire APPORTÉE PAR LA LUTTE fit venir les jeunes gens… »

Dans les occurrences (12) et (13), la signification « faire de la lutte » implique des entités X et Y associées et conjointes : la forme déponente est la voix attendue, mais l'utilisation, dans les trois occurrences, de la forme en *-*ndo*-, non marquée en matière de voix, rend toute vérification impossible[34]. Ces occurrences présentent néanmoins un contexte assez large pour que l'on puisse étudier le fonctionnement sémantique de *luctārī*, qui fait prévaloir, sans conteste ici, le sens sportif (voir les éléments en caractères droits). L'occurrence de Cicéron montre comment la mise en place d'un contexte gymnique confère à *luctārī* le sens spécifique de « pratiquer la lutte ». Le parallèle avec Plaute est saisissant, puisque Cicéron, s'il ne développe pas l'énumération du personnage plautinien, commence néanmoins son argumentaire dans les mêmes termes : à l'ablatif *cursu* de Plaute répond le SP *ad cursum* de Cicéron. On aurait alors pu émettre l'hypothèse que tout comme l'association de *cursus* et de *luctārī* avait été appelée par une réminiscence du texte plautinien, de même, la collocation entre *uires* et *luctārī* chez Cicéron pouvait constituer un écho au texte des

[34] Cette absence de marque se justifie par le fait que les gérondifs *(ad) luctandum*, *luctando* et *luctandi* constituent un second prédicat au regard du prédicat des verbes principaux *alios… ualere*, *sese exercebant* et *(iuuenes) citauit*. Par conséquent, on en déduira que par, récurrence référentielle, ces gérondifs renvoient à un contrôleur pluriel, sans qu'il soit néanmoins permis de tirer quelque conclusion que ce soit en matière de voix.

Annales. L'occurrence de Pomponius, répertoriée en (3a), emploierait la forme déponente *luctantur*, parce que le sens serait également gymnique : le cotexte, à travers la forme *ualent* et l'ablatif *ui*, fonctionnerait de manière identique à celui de Cicéron (voir *uiribus* et *ualere*). C'est ainsi que se justifierait l'emploi du déponent malgré la structure disjointe[35].

Il nous semble toutefois que les contextes des passages de Plaute et d'Ennius ne soient pas identiques et Cicéron a pu emprunter des associations lexicales sans nécessairement y joindre le même contexte, surtout qu'en l'occurrence, les réminiscences de Plaute et d'Ennius figurent, selon nous, dans deux contextes nettement distincts. En effet, la forme *luctant* des *Annales* ne signifie pas « ils font de la lutte », mais présente un sens élargi du verbe, qui ne dénote pas une lutte sportive : les entités X et Y y apparaissent comme dissociées. De quels éléments dispose-t-on pour soutenir cette hypothèse ? Le premier critère, morphologique, nous conduit à penser que la forme déponente *luctantur* serait attendue si l'acception gymnique était celle retenue. Le second critère, sémantique et contextuel, invite à penser que X et Y sont dissociés parce qu'ils apparaissent dans un contexte belliqueux. Les travaux des différents éditeurs pourraient déjà constituer un premier argument, un argument d'autorité. En effet, tous les éditeurs s'accordent à voir dans ce fragment un contexte belliqueux, sans même faire l'hypothèse du récit de jeux funèbres[36]. Un second argument, non plus contextuel mais textuel cette fois, peut être avancé : le qualificatif *ualidis* invite à lire ce passage comme un passage narrant un événement précis, contrairement aux occurrences plautinienne et cicéronienne qui apparaissaient en contexte général et qui font de la « force physique » l'une des propriétés et des qualités essentielles du bon lutteur. Dans le cas présent, il serait pléonastique que de dénoter la lutte sportive en insistant sur l'idée de robustesse (*ualidis… uiribus*) : la précision adjectivale *ualidis* suggère alors de voir dans la forme *luctant* un sens qui n'est pas celui du texte de Plaute : les entités en question ne pratiquent donc pas la lutte avec des forces vigoureuses – ce qui serait en soi pléonastique, pratique de la lutte et force physique allant de pair (voir en (12) *uiribus ad luctandum ualere*) – mais « luttent » dans un sens plus général avec des *uires* dont on précise qu'elles sont *ualidae*, parce que cela

[35] La structure disjointe, quant à elle, s'expliquerait par le fait qu'il n'est pas possible en latin d'exprimer sur le même étage syntaxique (à savoir, des nominatifs coordonnés) des entités relevant de classes sémantiques différentes, en l'occurrence chez Pomponius, des hommes (entité X) et des animaux (voir *leonibus*, entité Y). La littérature épique et la statuaire attestent bien du motif de la lutte (sportive) entre animaux et héros, ces derniers éprouvant leurs premières forces sur ces adversaires.

[36] « The fragment may belong to some introductory remark reflecting on the war (Vahlen), although reference to an individual battle is equally possible » (SKUTSCH, *The Annals* [n. 32], p. 476). De même, E. H. WARMINGTON croit y voir un passage concernant la bataille de Zama (E. H. WARMINGTON, *Remains of Old Latin I, Ennius – Caecilius*, Londres / Cambridge, 1956).

n'allait pas de soi[37]. On peut alors supposer que X lutte contre une force Y qui le dépasse, mais qu'il fait encore preuve de vigueur malgré l'assaut écrasant de Y. Partant, la forme active *luctant* se trouverait réalisée, parce que la marque de personne renverrait à X et la marque de voix impliquerait que la relation ouverte par le sujet et le verbe ne saurait se limiter à une relation de diathèse interne : Y devait figurer dans le texte manquant et constituer soit le complément de *luctant*, soit être suffisamment saillant en contexte pour pouvoir être omis.

➢ *Bilan*

Ces considérations morphosyntaxiques auraient des répercussions sémantiques considérables : un pluriel de forme déponente, parce qu'il suppose que X et Y sont conjoints, servirait à dénoter, à l'origine, une lutte sportive et suggèrerait que X et Y sont sémantiquement associés ; un pluriel de forme active, en revanche, parce qu'il suppose que X et Y sont disjoints, se serait spécialisé dans la dénotation d'une lutte hostile et suggèrerait des entités X et Y sémantiquement dissociées. C'est ce que synthétise le tableau suivant :

Effets de sens entre actif et déponent (au pluriel)

	LVCTANT	*LVCTANTVR*
Entrée syntaxique	Structure disjointe (diathèse « externe ») *X luctant (cum) Y*	Structure conjointe (diathèse interne) *X et Y luctantur*
Entrée sémantique 1 : rôles sémantiques	Entités dissociées	Entités associées
Entrée sémantique 2 : sens du verbe	« lutter » (avec hostilité)	« faire de la lutte » (sportif)

Les textes ne confirment que très imparfaitement ces propositions : ainsi, les rapports entre *forme active*, *entités dissociées disjointes* et *lutte hostile* reposeraient uniquement sur le texte des tablettes d'exécration et sur l'occurrence d'Ennius – malgré un texte lacunaire et peu sûr –, tandis que la corrélation entre *forme déponente*, *entités associées conjointes* et *lutte sportive* serait indirectement illustrée par les occurrences suivantes :

(14) a. Enn., *Ann.* I, 76-77, n° 49 :
pars ludicre *saxa*
iactant inter se LICITANTVR.
« Un groupe se lance des pierres *pour s'amuser* et SE PROVOQUE. »

[37] Pour le SN *ualidis cum uiribus*, voir Lucr. I, 285-287. Chez cet auteur aussi, l'adjectif *ualidis* s'inscrit dans un passage où les notions de robustesse et de force sont prédominantes, ce qui nous invite à conclure que le SN *ualidis cum uiribus* ne constitue pas un SN stéréotypé. Voir également Skutsch, *The Annals. Ennius* [n. 32], p. 476.

b. VERG., *Aen.* VI, 642-644 :
Pars in gramineis exercent membra palaestris*,*
contendunt ludo *et fulua LVCTANTVR* harena *;*
pars pedibus plaudunt choreas et carmina dicunt.

« Les uns exercent leurs membres dans *des palestres* gazonnées, ils rivalisent *par jeu* et LUTTENT *sur le sable* fauve ; les autres, marquant la cadence, dansent en chœur et récitent des chants. »

Si, en (14b), l'emploi du déponent n'est peut-être pas motivé chez un auteur qui ignore la distribution entre actif et déponent pour *luctārī*, l'occurrence (14a), quant à elle, substitue au lexème pressenti *luctantur* la forme *licitantur*. L'occurrence de *licitārī* dans les *Annales* d'Ennius représente un hapax : il est donc impossible de dégager les grandes lignes du fonctionnement interne de ce verbe. Toutefois, O. Skutsch met en parallèle ce verbe avec les formes virgiliennes *luctantur* et *lacessunt*, en raison du parallélisme contextuel qu'elles offrent[38]. En effet, les contextes présentés sont analogues et il semble que les trois formes verbales commutent. Les occurrences, répertoriées sous (14), présentent de nombreux points de contact, puisque les deux énoncés s'ouvrent sur le terme *pars* qui annonce une structure binaire, binarité effectivement réalisée chez Virgile et sans doute en passe de l'être chez Ennius, si la documentation permettait de le vérifier. Un autre point commun, plus sémantique que syntaxique, peut être relevé : il s'agit de la prédominance de la notion de jeu (voir l'adverbe *ludicre* en (14a) et l'ablatif *ludo* en (14b)) qui impose, dès lors, d'interpréter X et Y comme des entités associées. Le *ludus* fonctionne alors comme une forme de cristallisation de la guerre, à ceci près qu'il en présente tous les avantages sans en avoir les inconvénients[39]. En outre, par-delà ces considérations contextuelles, les formes verbales *licitantur* et *luctantur* présentent des similitudes phoniques, puisqu'elles présentent un schème consonantique comparable (*L – C – T*)[40].

[38] Voir SKUTSCH, *The Annals* [n. 32], p. 220. O. SKUTSCH met en relation ce vers d'Ennius avec VERG., *Aen.* VI, 643 (voir (14b)) et VERG., *Aen.* VII, 162-165 : *Ante urbem pueri et primaeuo flore iuuentus* / exercentur equis domitant*que* in puluere currus / *aut* acris tendunt arcus *aut lenta* lacertis / *spicula* contorquent, cursu*que* ictu*que* *LACESSVNT*.

[39] Voir Ch. DAREMBERG / E. SAGLIO, *Dictionnaire des antiquités grecques et romaines*, Paris, 1969, 9 volumes, *s. v.* « *lucta* ; πάλη ; παλαισμοσύνη ; καταβλητική » : « De tels athlètes, non seulement illustraient leur patrie, mais étaient, au besoin, capables de la défendre […]. C'est en ce sens que Platon prescrit aux futurs guerriers l'exercice de la lutte, comme "utile à tout" et comme capable, au plus haut point, de donner la santé et la force ». Voir également le commentaire de Servius au sujet du vers VERG., *Aen.* VII, 162.

[40] L'utilisation de l'hapax *licitantur* procède d'une triple explication : Ennius avait besoin, pour forger un dactyle 5ème, de deux dactyles : la structure *lĭcĭ-*, au regard du spondée *lūct-*, convenait parfaitement à la réalisation de ce projet. Par ailleurs, la proximité phonique et l'identité de schème consonantique ont pu jouer en faveur de la sélection du verbe *licitārī* ; enfin, le cotexte, par l'évocation du jet de pierres (cf. *saxa*

3.2.2. *Les occurrences de singulier : sème d'/hostilité/ et distinction pragmatique (voix déponente – forme marquée vs. voix active – forme non marquée).*

Malgré l'attestation indirecte du rapport entre forme déponente, structure conjointe et lutte sportive, les occurrences de singulier viendraient néanmoins confirmer l'existence d'une relation sémantico-référentielle entre l'interprétation disjointe des entités X et Y et la sélection du sème d'/hostilité/.

En effet, toutes les occurrences de singulier doivent s'interpréter comme disjointe ; or, le procès dénoté par *luctārī* au singulier n'est jamais plus de « pratiquer la lutte » afin d'exercer ses forces, dans un contexte où X et Y seraient sémantiquement associés, mais bien celui de « lutter » contre une entité Y, souvent écrasante[41].

On peut donc supposer qu'à l'époque où la distinction entre forme active et forme déponente était encore pertinente, tout singulier devait être fléchi préférentiellement à l'actif, l'actif restant intrinsèquement lié à la structure disjointe : on rendrait ainsi compte des formes *luctat* (voir (15a)) et *deluctaui* (voir (15b)), puisque ces formes impliquent en puissance une entité Y disjointe et laissent ouverte la voie à un complément (voir *sese* en (15a) et *aerumnis* en (15b)) :

(15) a. TER., *Hec.* 828-829 :
Homo se fatetur ui in uia nescioquam compressisse,
dicitque SESE illi anulum, dum luctat*, detraxisse.*

« Mon homme avoue que dans la rue il a déshonoré par la force une je ne sais qui, et IL dit lui avoir, pendant qu'*elle se débattait*, enlevé son anneau. »

b. PLAUT., *Trin.* 838-839 :
Apage a me sis ; dehinc iam certumst otio dare me. Satis partum habeo,
QVIBVS AERVMNIS deluctaui*, filio dum diuitias quaero.*[42]

« Éloigne-toi de moi, de grâce ; après ton départ, mon parti est pris de me livrer désormais au repos ; j'ai suffisamment engendré, AU MILIEU DES MISÈRES CONTRE LESQUELLES *je me suis débattu*, pendant que je cherchais des richesses pour mon fils… »

iactant), implique que le procès dénoté n'est pas celui d'une lutte sportive : *licitārī* se rapproche sémantiquement de *lacessere* et dénote un procès distinct de celui exprimé par *luctārī*.

[41] À l'exception de SEN., *Epist.* 117, 26 (*aegro interim nil uentura sanitas prodest, non magis quam currentem* luctantem*que post multos secuturum menses otium reficit*). Mais les participes *currentem* et *luctantem* sont presque substantivés et équivalent à des noms en *–tor*, soit « le coureur » et « le lutteur ». Sur les rapports linguistiques entre noms d'agent et participes en *-nt-* en latin, voir M. FRUYT, *La plurivalence des noms d'agent latins en* –tor *: lexique et sémantique*, in *Latomus* 49, 1990, p. 59-70, notamment p. 65-70.

[42] La forme *quibus aerumnis* est amphibologique : elle peut s'interpréter comme un locatif (option du traducteur de la C.U.F.) ou comme un datif régi par le parfait *deluctaui*, voir G. SERBAT, *Grammaire fondamentale du latin. L'emploi des cas en latin : nominatif, vocatif, accusatif, génitif, datif*, t. VI, vol. 1, Louvain, 1996, p. 463.

La forme déponente peut néanmoins apparaître aussi avec un agent singulier (voir (16)), mais contrairement au pluriel, la structure s'interprète obligatoirement comme disjointe. En (16), l'infinitif *deluctari* a pour agent un singulier, restituable à travers le subjonctif *mauelim*. La forme déponente coïncide donc avec une interprétation disjointe des entités X et Y, ce qui est confirmé syntaxiquement par l'énumération des SP en *cum* + abl. :

> (16) PLAUT., *Persa* 4-6 :
> *Nam CVM LEONE, CVM EXCETRA, CVM CERVO, CVM APRO AETOLICO, CVM AVIBVS STYMPHALICIS, CVM ANTAEO* deluctari *mauelim quam CVM AMORE…*
>
> « Car je préférerais *lutter à mort* CONTRE UN LION, CONTRE UN SERPENT, CONTRE UN CERF, CONTRE LE SANGLIER D'ÉTOLIE, CONTRE LES OISEAUX DU STYMPHALE, CONTRE ANTÉE plutôt que CONTRE AMOUR. »

La réalisation déponente s'explique par le fait qu'au singulier, la distinction entre structure conjointe et structure disjointe n'est plus opératoire, puisque toute forme de singulier implique la structure disjointe. Il n'en reste pas moins que la notion de diathèse interne reste étroitement rattachée à la forme déponente et qu'en somme, dans l'infinitif *deluctari*, le déponent vient entériner la relation entre le sujet et le verbe et recentrer le procès sur le sujet. En effet, en l'absence de marque de personne, l'infinitif *deluctari* va combler cette lacune en recourant à la forme déponente, qui impose un recentrage sur l'agent : il semble alors que, dans ce contexte précis, la forme modale *mauelim* ne parvienne pas à « irradier », du point de vue de la personne, l'infinitif. L'actif *deluctare* aurait indiqué la diathèse externe et confirmé l'interprétation disjointe de l'énoncé et l'émergence de compléments dénotant l'opposant (entité Y) : l'actif aurait donc été la forme non marquée, attendue avec un agent singulier individuel ; la forme déponente, outre le fait de précéder la forme conjuguée et de se faire ainsi cataphorique de la personne actualisée dans la forme *mauelim*, vient signaler, par anticipation, la part active que l'agent prend dans le procès. Le recours à la forme déponente viendrait donc compenser l'absence de marque de personne et recentrerait le procès sur l'agent. Le contexte semble confirmer cette interprétation : le locuteur établit, en effet, un contexte fortement contrastif (voir les SP *cum leone, cum excetra, cum ceruo, cum apro Aetolico, cum auibus Stymphalicis, cum Antaeo* <u>*vs*</u>. *cum Amore*) et intensif (voir la préverbation terminative en *dē*-)[43].

Par conséquent, le recours à la forme déponente se justifierait d'un double point de vue : intervenant dans un énoncé dont la logique syntagmatique est progressive, l'infinitif déponent (*déterminé*) anticipe la forme verbale actualisée (*déterminant*) qui viendra réduire l'extension agentive à lui conférer et recentre ainsi le procès sur le sujet ; on pourra donc opposer l'ordre progressif *dēluctārī*

[43] Voir P. MANZANOS / M. DEL MAR, *Valores de los preverbios latinos en los compuestos de* pugno, -āre, in *Faventia* 23.1, 2001, p. 71-85.

mauelim à l'ordre *mauelim dēluctāre* où, cette fois, la chaîne syntagmatique suit une logique informationnelle régressive[44] : l'infinitif actif a un référent clairement identifié, saturé par la forme actualisée qui le précède. Il se trouve que la marque déponente coïncide également avec un contexte pragmatiquement fort qui insiste sur la part active que prend l'agent dans le procès[45].

Les remarques formulées sur l'importance à accorder à l'ordre des constituants, sur la chaîne syntagmatique, et sur la possible distribution entre forme déponente et forme active se trouveraient confirmées par l'occurrence suivante, tirée de la tragédie *Achille* d'Ennius :

(17) ENN., *Trag.* 13[46] :
… ita mortales INTER SESE pugnant proeliant.
« … c'est ainsi que les mortels luttent et *combattent* ENTRE EUX. »

D'après cette occurrence, *proeliārī* aurait connu, à date ancienne, une pertinence de distribution entre forme active et forme déponente, puisque Lucilius et, à sa suite, l'ensemble des prosateurs attestent la forme déponente[47] : l'époque

[44] L. TESNIÈRE parle également d'ordre « centripète » et d'ordre « centrifuge » pour renvoyer respectivement à ce que nous appelons *ordre progressif* et *ordre régressif*. Voir P. GARDE, *La préposition-préverbe, marque de fabrique de l'indo-européen*, 2004, article accessible en ligne à l'adresse <http://sites.univ-provence.fr/wclaix/>, notamment, p. 3.

[45] Voir CAMPOS, *Los* uerba media [n. 15], p. 167-168. Selon cet auteur, le latin connaîtrait quatre moyens morphosyntaxiques de signifier l'expressivité d'un procès : les verbes déponents, les médio-passifs, les verbes réfléchis directs et indirects et les verbes intransitifs. Chacune de ces quatre catégories met en effet l'accent sur la relation *sujet – verbe*, en somme, sur ce que M.-D. JOFFRE qualifiera plus tard de « diathèse interne ». On pourra ajouter à ces quatre moyens un cinquième : la préverbation. En effet, les affinités entre préverbation et transitivité/détermination, d'une part, et préverbation et expressivité, d'autre part, ont déjà été soulignées par nos prédécesseurs (voir J.-P. BRACHET, *Recherches sur les préverbes* dē- *et* ex- *du latin*, Bruxelles, 2000, notamment p. 123-124, pour l'une, et B. GARCIA-HERNANDEZ, *Le verbe simple et le verbe composé, entre structure et architecture de la langue*, in A. CHRISTOL / O. SPEVAK (éds.) *Lingua Latina – Les évolutions en latin*, Paris, 2012, p. 165-179, pour l'autre). Elles permettent d'expliquer les occurrences placées sous (2) : la sélection de l'actif *deluctaui* confirme l'idée que l'actif et le préverbe fonctionnent de pair pour exprimer la transitivation (cf. *aerumnis* ou, plus largement, la détermination, voir J.-P. BRACHET, *Recherches* [n. 45], p. 123, citant G. GOUGENHEIM (*Verbes déterminés et verbes indéterminés en français*, Paris, 1961, p. 162), tandis qu'en (2a), la forme déponente corrobore l'expressivité déjà signifiée par le préverbe et soutenue par la répétition des SP en *cum*. Sur l'expressivité portée conjointement par le préverbe et la voix médio-passive, voir déjà Apollonios Dyscole dans E. EGGER, *Apollonios Dyscole – Essai sur l'histoire des théories grammaticales dans l'Antiquité*, Paris, 1854, p. 179-180. Quant à la relation préverbation-déponence, elle est indirectement présentée par FLOBERT (*Les verbes déponents* [n. 3], p. 570) qui souligne qu'à l'époque tardive, la préverbation permet de renforcer les déponents et de freiner la tendance à l'activation.

[46] WARMINGTON, *Remains of Old Latin I* [n. 36].

[47] Voir FLOBERT, *Les verbes déponents* [n. 3], p. 98.

archaïque témoigne donc de l'existence d'une variation de voix. Le recoupement des données documentaires laisserait entendre une similitude de comportement morphologique entre *luctārī* et *proeliārī*. Il nous a, par conséquent, semblé pertinent de confronter la forme *proeliant* aux hypothèses formulées sur *luctant*. Le contexte présenté chez Ennius est clair : l'agent *mortales* suppose une interprétation conjointe des entités X et Y ; la forme déponente est donc la forme attendue. Toutefois, à y regarder de plus près, il ne paraît pas nécessaire de marquer la forme *proeliant* du signifiant de diathèse interne, puisque cette dernière apparaît dans le SP *inter sese*, syntagme qui, précisément, assume le signifié de diathèse interne et rend caduque, par son anticipation sur la chaîne syntagmatique, l'expression de la forme *proeliantur* qui, outre le fait de paraître redondante et peu économique – puisqu'elle multiplie les signifiants –, aurait rompu l'harmonie sonore et le jeu des homéotéleutes du binôme synonymique *pugnant proeliant*. L'argument syntaxique se double ici d'un intérêt poétique.

La forme déponente, présentée par le fragment de Lucilius en (18), semble, pour sa part, appelée par l'absence d'éléments susceptibles d'assumer la diathèse interne : le verbe se trouve, par conséquent, contraint de revêtir la marque de la voix en *–r*. Il nous est toutefois impossible de déterminer si cet infinitif a, pour contrôleur et agent, un pluriel conjoint ou un singulier disjoint adoptant la forme marquée. L'ensemble reste difficile à évaluer en l'absence d'agent clairement identifié :

> (18) LUCIL., *Incert.* 15 (960 M) :
> *neque prodire in altum,* proeliari *sub uitem procul…*
> « … ne pas se produire en hauteur, *combattre* sous la baguette, de loin… »

4. *Bilan*

Aucune conclusion décisive ne peut être avancée quant à la pertinence de la variation des formes *luctant – luctantur*, en partie, en raison des sphères d'investigation qui, se limitant à la période archaïque, se trouvent, de ce fait, extrêmement lacunaires. Aussi les hypothèses formulées ont-elles rarement pu être entièrement vérifiées. Les données des auteurs archaïques témoignent néanmoins de l'ancienneté de la coexistence des formes active et déponente et ce, bien que les époques ultérieures n'attestent comme courante et usuelle que la forme déponente.

4.1. *Au pluriel*

La forme ACTIVE *luctant* devait coïncider avec une interprétation disjointe, en ce sens que l'agent ne devait recouvrir que l'entité X et que l'entité Y, désolidarisée, devait être régie par le verbe ou être suffisamment prégnante en contexte pour pouvoir être omise. Nous avons alors parlé de « diathèse externe » sur le modèle suggéré par É. Benveniste et M.-D. Joffre. Toutefois, le caractère

lacunaire des fragments ou le caractère sommaire des énoncés n'ont pu confirmer que très imparfaitement cette première hypothèse (voir (9) et (11)).

La forme déponente du pluriel, quant à elle, a été rattachée à une structure conjointe, puisque la marque *–r* a été définie comme le signifiant de la diathèse interne : une forme comme *luctantur* implique que les deux participants (X et Y) sont placés sur le même plan syntaxique et qu'ils prennent, tous deux, la même part agentive au procès. Une fois encore, cette suggestion n'a pu être étayée de façon probante, puisque la seule forme archaïque est ambiguë (voir *luctando* en (13a)) et qu'Ennius utilise l'hapax *licitantur* et non *luctantur*.

Par ailleurs, la forme *proeliant*, qui aurait pu combler les lacunes de la documentation, en apparaissant dans un contexte un peu plus étoffé, s'est trouvée fonctionner sur l'axe paradigmatique, non de l'actif *luctant*, mais du déponent *luctantur* : on a ainsi pu mettre en rapport le tour actif analytique *inter se proeliant* et le tour déponent synthétique *proeliantur*. Cette occurrence a indirectement permis de placer sur le même plan le signifiant discontinu *inter se… –nt* et le signifiant synthétique *–ntur*, tous deux signifiés de la diathèse interne.

Enfin, ces considérations morphosyntaxiques ont fait émerger des tendances sémantiques :

→ la structure CONJOINTE – réalisée théoriquement à la forme DÉPONENTE – coïncide avec l'acception « faire de la lutte » ;

→ la structure DISJOINTE – réalisée à la forme ACTIVE – avec l'acception « lutter (avec hostilité) ».

4.2. *Au singulier*

Au singulier, la sélection exclusive du sème d'/hostilité/ fonctionne de pair avec la structure (nécessairement) disjointe de X et Y. La distinction sémantique entre *luctat* – *luctatur* se situe alors à un autre niveau : à la nuance sémantique – *luctant* « ils luttent (avec hostilité) » *vs*. *luctantur* « ils pratiquent la lutte » – se substitue une nuance pragmatique : la forme active, toujours associée à la structure disjointe, apparaît dès lors comme la forme non marquée, la forme attendue avec tout singulier, ce qui permettrait, du même coup, de rendre compte des nombreuses occurrences d'actif singulier de l'époque archaïque. La forme déponente, quant à elle, puisqu'elle ne peut plus recouvrir une structure conjointe, conserve néanmoins la nuance de diathèse interne en recentrant le procès sur l'agent : elle apparaît alors comme une forme marquée, utilisée dans des contextes fortement pragmatiques. Les données en notre possession pour la période archaïque invitent toutefois à ne pas négliger les formes sous lesquelles le verbe apparaît. Nous avons ainsi insisté sur l'idée que l'unique occurrence de déponent de la période était également la seule occurrence d'infinitif, ce qui n'est pas le fait des aléas de la documentation. Il est apparu, en effet, que les formes entièrement actualisées *luctat* et *deluctaui*, parce qu'elles étaient clairement marquées en personne, n'avaient pas besoin de se voir adjoindre la marque

déponente, contrairement à l'infinitif *deluctari* qui, pour rendre saillante l'empreinte de l'agent, s'est vu doté du marqueur de diathèse interne.

4.3. *Perte de l'actif et essor du déponent à l'époque post-archaïque : essai de genèse.*

Comment expliquer que, l'époque archaïque passée, les auteurs n'aient pas maintenu les variations de voix et aient généralisé l'emploi de la forme déponente ?

Face à ce système complexe, il est possible que la relation morphosyntaxique entre forme déponente et structure conjointe n'ait plus été sentie comme motivée dans l'esprit des locuteurs, en raison notamment de la tendance à voir prédominer la structure disjointe. En effet, la structure disjointe apparaît non seulement au pluriel des formes actives, mais également au singulier des formes active et déponente : le pluriel des formes déponentes aurait donc subi l'analogie de leurs homologues singuliers, ainsi que la pression générale, qui tend à associer le verbe *luctārī* à l'interprétation disjointe. Un autre phénomène a pu jouer en faveur de l'interprétation disjointe des formes de pluriel : la morphologie (souvent non marquée en matière de voix) que revêt *luctārī* ; l'équivoque des formes en *-*nt*- et en *-*ndo*- a rendu caduque la distribution, originellement pertinente, entre actif et déponent. On peut donc penser que l'unification du paradigme s'est tout d'abord effectuée au singulier, puis a gagné le pluriel.

Enfin, d'un point de vue sémantique, les occurrences de notre corpus révèlent qu'au singulier, *luctārī* signifie bien plus exactement « se débattre » que proprement « lutter, combattre » : en effet, le procès dénoté par *luctārī* insiste sur les efforts déployés par l'agent qui, soumis à la pression d'une entité Y qui le dépasse, met alors tout en œuvre pour inverser la tendance[48]. Le pronominal fr. *se débattre* rendrait fidèlement la diathèse interne de la forme déponente[49]. Quant aux occurrences de pluriel, l'acception de « pratiquer la lutte » semble être une acception archaïque, que Virgile et Stace n'ont conservée chacun qu'en une seule occurrence (voir (14b) – (13b)). La généralisation du déponent et l'essor de l'acception « lutter, se débattre » sont deux phénomènes parallèles, voire concomitants. Toutefois, le sens sportif peut être qualifié de résiduel, car il semble être la lointaine trace d'une opposition morphologique et sémantique entre actif et déponent. Cependant, le paradoxe selon lequel l'acception sportive ait reculé alors que la forme déponente qui lui était rattachée s'est, au contraire, généralisée, prouve que, dès la fin de la République, un doublon tel *lucta(n)t* – *lucta(n)tur* n'était plus senti comme une variante sémantiquement conditionnée, mais bien comme la variante d'un même signifié.

Université Nice Sophia-Antipolis. Tatiana TAOUS.

[48] Voir, par exemple, VERG., *Aen.* XII, 781 et SIL. IT. I, 494.
[49] Voir, en outre, GUILLAUME, *Existe-t-il un déponent* [n. 16], p. 141.

Nuevas perspectivas en torno al edicto provincial en época republicana

1. *Introducción*

El edicto de los gobernadores provinciales, medio de transmisión y marco de referencia de su programa jurisdiccional, era un elemento de capital importancia para el buen desarrollo de la praxis del gobierno en la provincia, dado que en él se fundaban las reglas o normas del proceso judicial vigente en ella, así como las bases legales o jurídicas de la interacción del máximo representante del poder romano con las comunidades provinciales romanas o peregrinas. Derivado del edicto del pretor –cuya vinculación esencial con la *iurisdictio* del magistrado y el proceso lo convirtió en un objeto de estudio de gran relevancia para la romanística[1]– el edicto provincial presenta una serie de problemas relativos a su naturaleza y contenido.

Como señaló con claridad R. Martini, el problema principal del estudio del edicto provincial en época republicana radica en establecer las diferencias que presentaba respecto al edicto del pretor en Roma. En ese empeño se inscribe este artículo, que tiene por objeto proponer nuevas perspectivas que tengan en cuenta el peso que tendrían en la composición del edicto las diferentes realidades de cada provincia y las relaciones establecidas entre el gobernador y las comunidades locales en función del estatuto de las mismas, y, en concreto, deteniéndonos en el interés que los gobernadores republicanos demostraban por los asuntos de las comunidades peregrinas.

El estudio se dividirá en tres partes. En primer lugar, se presentará una visión de conjunto de las teorías relativas al contenido del edicto republicano –o, lo que es lo mismo, del edicto según las apreciaciones de Cicerón, única fuente de información del edicto provincial durante la República–, analizando el grado de discrecionalidad del gobernador en la composición del mismo. A este respecto, propondremos una nueva interpretación de lo que Cicerón quiso decir cuando le indicó a Ático que había dejado el tercero de los tres *genera* en que dividió

[1] Un breve repaso a los principales autores que trabajaron sobre aspectos del edicto provincial en R. Martini, *Ricerche in tema di editto provinciale*, Milano, 1969, p. 1-9. Evidentemente, la reconstrucción del Edicto Perpetuo adrianeo llevada a cabo por O. Lenel, *Das Edictum perpetuum*, Leipzig, 1907 (1ª ed. 1883), brilla con luz propia como hito de referencia de la investigación.

su edicto ἄγραφον insertándola dentro de las dinámicas administrativas generales de los gobernadores provinciales y no como un caso aislado y excepcional.

En la segunda parte se tratará la cuestión de los destinatarios del edicto en el marco de la relación del gobernador, máximo representante del poder romano en su provincia, con las poblaciones locales y sus miembros, romanos o peregrinos. El enfoque adoptado partirá, a diferencia de los estudios precedentes (de carácter eminentemente jurídico), de la consideración de los factores sociopolíticos que condicionaban la praxis gubernativa provincial, intentando arrojar luz en torno al problema de la influencia en las comunidades peregrinas provinciales de las cláusulas del edicto, como parecen señalar las noticias que da Cicerón y determinados testimonios epigráficos complementarios que analizaremos a continuación.

Finalmente, en un tercer apartado se pondrá en relación el edicto jurisdiccional de los gobernadores con el problema historiográfico de la *lex prouinciae*, e intentaremos delinear las diferencias existentes entre ambos proponiendo una visión diferente de la naturaleza de las *leges prouinciarum* conocidas.

Antes de entrar en materia, sin embargo, es necesario dedicar unas palabras al problema de las fuentes con que contamos. Como hemos dicho, Cicerón es la única fuente directa que nos informa cerca del edicto provincial de época republicana. El Arpinate habla del edicto provincial en dos de las cartas que escribió a su amigo Ático mientras fue gobernador de Cilicia[2] y en varios pasajes de la *oratio secunda* de la acusación que dirigió en 70 a.C. contra el ex pretor de Sicilia Cayo Verres ante la *quaestio de repetundis*. De todas estas referencias ciceronianas al edicto provincial destaca la carta *ad Att.* VI, 1, 15, pues en ella Cicerón se detiene en describirle a Ático las partes en que había dividido su propio edicto jurisdiccional mientras gobernó Cilicia (en 51-50 a.C.) y, de forma somera, el contenido de las mismas.

Se trata, pues, de dos tipos diferentes de testimonios literarios: Por un lado, un discurso forense, dirigido a probar los cargos de corrupción y concusión que se le imputaban a Verres (y, por tanto, dirigido a destacar sus acciones ilícitas); por otro, dos cartas, género literario de carácter privado exento del rigor informativo y argumentativo que se le exigiría a un discurso y, por supuesto, a un documento público. Pero, ¿refuta esta circunstancia su validez testimonial? Al igual que los investigadores que nos han precedido en el estudio del edicto provincial, entendemos que la información contenida en los testimonios ciceronianos y, en concreto, en la antedicha carta a Ático, son plenamente admisibles y fiables, aunque no exhaustivos. Como expresó De Martino con su habitual clarividencia: “Naturalmente non si può pensare che lo schema dell’editto cui si attienne Cicerone per la Cilicia fosse universale, ma non si può nemmeno credere che fosse un parto esclusivo della sua fantasia”[3].

[2] Cic., *Att.* V, 21, 11 y VI, 1, 15.
[3] F. De Martino, *Storia della costituzione romana*, III, Napoli, 1966, p. 346.

El contenido del edicto jurisdiccional de los gobernadores provinciales tardo-republicanos puede ser abordado con garantías a partir de estos testimonios, pero hemos de reconocer que sólo con ellos no podemos sino lograr un conocimiento lacunoso del mismo. Con todo, es posible perfilar mejor la información que da Cicerón recurriendo a determinados testimonios epigráficos que recogen los medios legales a través de los cuales se encauzó la relación entre el poder romano y los habitantes de las provincias y el ordenamiento de las relaciones jurídicas habidas entre estos últimos y que, muy probablemente, tendrían como referente al edicto jurisdiccional del gobernador. En concreto, aquéllos referidos a la regulación de los tribunales a los que cada individuo o comunidad, en función de su estatus jurídico, podía acudir para resolver sus litigios. A ellos recurriremos a lo largo de las siguientes páginas con el propósito de arrojar algo de luz a la 'presencia' de los peregrinos en el edicto provincial.

2. *La estructura y la naturaleza del contenido del edicto jurisdiccional en el testimonio de Cicerón*

Los gobernadores provinciales poseían el *ius edicendi*, que es "la facultad que tiene todo magistrado de dirigirse al pueblo, de palabra o por escrito. La facultad se expresa en el *edictum*, que es un programa de actuación"[4]. Así pues, el edicto –que físicamente se plasmaba en el *album*, en origen una tabla blanqueada[5]– se constituyó en el vehículo natural de comunicación con los ciudadanos de que disponía, en virtud de su *potestas*[6], el magistrado, el cual podía publicar tantos como fuera necesario durante su mandato. Se ha denominado tradicionalmente a esos edictos como *edicta repentina,* dado que se publicaban con la finalidad de dar respuesta a problemas puntuales e inesperados que debían ser resueltos de manera inmediata por parte del magistrado o bien para comunicar determinadas decisiones; tal denominación, empero, ha sido discutida, dado que no cuenta con ningún apoyo textual[7].

[4] J. IGLESIAS, *Derecho romano. Instituciones de derecho privado*, Madrid, 1969, p. 49.

[5] J. M. BLANCH NOGUÉS, *El edicto de los magistrados en el lenguaje de la jurisprudencia romana (*'pars edicti' – 'clausula' – 'edictum'*)*, Madrid, 1998, p. 71.

[6] A. D'ORS, *Derecho privado romano*, Pamplona, 1991, p. 68. CIC., *pro Caec.* 19, 56. insiste en la relevancia de la *uoluntas* del pretor.

[7] A. GUARINO, *Storia del diritto romano*, Napoli, 1987, p. 272; ID., *Edictum Perpetuum*, in ID. (ed.), *Pagine di diritto romano* IV, Napoli, 1994, p. 211, recuerda que esta terminología (*edictum repentinum*) usada por los autores modernos, no tiene ningún ejemplo en las fuentes romanas. De la misma opinión es N. PALAZZOLO, *La "propositio in albo" degli "edicta perpetua" e il "plebiscitum Cornelium" del 67 a.C.*, in AA.VV., *Sodalitas. Scritti in onore di A. Guarino*, V, Napoli, 1984, p. 2434-2437, quien señala que la distinción se daba entre edictos *de iurisdictione* (los *perpetua*, propios de los magistrados con funciones jurisdiccionales) y el resto, propios de la actividad política de todos los magistrados (como el edicto por el que se convocaban los comicios). Como ejemplo de estos edictos no jurisdiccionales y puntuales usados por gobernadores

Al margen de esos *edicta* puntuales antedichos, los gobernadores provinciales, al igual que los otros magistrados con función jurisdiccional (es decir, los pretores y los ediles curules) publicaban un edicto al inicio de su mandato en el que exponían las directrices que seguirían en la aplicación de su jurisdicción. Durante la República, el hecho de que este *edictum* de carácter programático y anual (lo que le valió el adjetivo de *perpetuum*[8]) caducase junto con el período de desempeño de la magistratura, obligaba a cada pretor y/o gobernador a publicar uno propio nuevo. Sin embargo, con el paso del tiempo, muchas de las cláusulas que contenía se convirtieron en traslaticias; es decir, aceptada su pertinencia, pasaron inalteradas de un edicto a otro año tras año como consecuencia de un necesario pragmatismo impuesto por las propias dinámicas administrativas, dando lugar a cada vez menos innovaciones introducidas por los magistrados en el edicto[9]. El programa expuesto en él era jurídicamente vinculante para estos magistrados, cuya actividad jurisdiccional debía adecuarse a las directrices expuestas en el edicto, tal y como dejó establecido la *lex Cornelia de iurisdictione* del 67 a.C: *ut praetores ex edictis suis perpetuis ius dicerent*[10]. Por tanto, el edicto anual del gobernador, como el del pretor, puede identificarse con su jurisdicción[11].

provinciales, se puede mencionar el edicto por el que L. Fulvio Flaco, en el 61 a.C., prohibió a los judíos de Asia enviar a Jerusalén el oro que destinaban a su templo (Cic., *pro Flacco* 67), o el que emitió como gobernador de la Galia Cisalpina Décimo Junio Bruto el 20 de diciembre del 44 a.C., en el que, ante la ofensiva militar de Antonio para hacerse con la provincia, proclamó que la mantendría en manos del Senado y del Pueblo Romano (Cic., *Phil*. 3, 4, 8).

[8] Guarino, *Storia* [n. 7], p. 272; D'Ors, *Derecho privado romano* [n. 6], p. 69, n. 3, quien recuerda el pasaje de las *Verrinas* en el que Cicerón llama al edicto *lex annua*: Cic., 2 *Verr*. 1, 109.

[9] D'Ors, *Derecho privado romano* [n. 6], p. 68-69; Guarino, *Storia* [n. 7]. p. 272-274.

[10] Asconio *In Cornel*. p. 59. De Martino, *Storia della costituzione* [n. 3], p. 131; Guarino, *Storia* [n. 7], p. 272-273, y *Edictum Perpetuum* [n. 7], p. 213, señala que este plebiscito fue propuesto por el tribuno Cornelio con el fin de poner fin a los abusos provocados por los diversos criterios (es decir, por su excesiva discrecionalidad en el uso de *decreta*) que los pretores adoptaban en la aplicación de su jurisdicción. Véase también: A. Schiavone, *Forme normative e generi letterari. La cristallizzazione del ius civile e dell'editto fra tarda Repubblica e primo Principato*, in AA.VV., *La codificazione del diritto dall'antico al moderno*, Napoli, 1998, p. 68-69. Cf. G. Rotondi, *Leges publicae populi romani*, Milano, 1912 [Hildesheim, 1966], p. 371. También da noticia de la medida de Cornelio Dión Casio XXXVI, 40, 1-2, cuyo testimonio suscitó un interesante debate; para las principales interpretaciones véase: A. Metro, *La lex Cornelia de iurisdictione alla luce di Dio Cass. 36.40.1-2*, in *IURA* 20, 1969, p. 500-524; Palazzolo, *La "propositio in albo"* [n. 7]; B. Albanese *Riflessioni sul 'ius honorarium'*, in AA.VV., *Estudios Hernández-Tejero* II, Madrid, 1992, p. 1-18; J. M. Coma Fort, *Sobre los límites de la potestad jurisdiccional de los magistrados romanos*, in *Anuario da Facultade de Dereito da Universidade da Coruña* 5, 2001, p. 269-288.

[11] Pues "l'editto non è che un sistema più generale, secondo cui il magistrato rende noti i criterii ai quali egli si vorrà attenere nell'esercitare la sua attività, sistema che rappresenta un'astrazione ed un'enunciazione comprensiva dei varii casi che si possono

Un problema de primer orden es el de la estructura y contenido del edicto del gobernador. La investigación, aunque en muchas ocasiones de manera indirecta, ha intentado llenar ese vacío para el período republicano recurriendo a Cicerón y para el altoimperial fundamentalmente desde el análisis de las fuentes jurídicas, en particular el comentario de Gayo *ad edictum provinciale* en comparación con los de Ulpiano y Paulo *ad edictum* (es decir, al edicto del pretor urbano)[12]. Si bien la obra de Lenel ha resuelto de manera general (aunque no definitiva) este problema para el Principado, el contenido del edicto provincial republicano sigue siendo objeto de controversia, dada la parquedad y las especiales características de las obras ciceronianas que lo mencionan.

Un hito importante en esta controversia es el artículo sobre el edicto provincial de W.W. Buckland[13]. En él, tomando como referencia *ad Att.* VI, 1, 15[14], analizó las partes constitutivas del edicto y el carácter y objetivos de cada una. El pasaje concreto es el siguiente:

> *Ego tamen habeo* ἰσοδυναμοῦσαν *sed tectiorem ex Q. Mucii P. f. edicto Asiatico, 'extra quam si ita negotium gestum est ut eo stari non oporteat ex fide bona', multaque sum secutus Scaevolae, in iis illud in quo sibi libertatem censent Graeci datam, ut Graeci inter se disceptent suis legibus. Breue autem edictum est propter hanc meam* διαίρεσις *quod duobus generibus edicendum putaui. Quorum unum est prouinciale in quo est de rationibus ciuitatum, de aere alieno, de usura, de syngraphis, in eodem omnia de publicanis; alterum, quod sine edicto satis commode transigi non potest, de hereditatum possessionibus, de bonis possidendis, uendendis, magistris faciendis, quae ex edicto et postulari et fieri solent. Tertium de reliquo iure dicundo* ἄγραφον *reliqui. Dixi me de eo genere mea decreta ad edicta urbana accommodaturum.*

La primera parte sería el denominado por Cicerón *genus prouinciale*, en el que Buckland situaba las *rationes ciuitatum*; la segunda parte estaría dedicada a aquellas materias que necesitaban del edicto para su resolución (la *bonorum possessio*, las herencias[15], etc.) y, finalmente, la tercera estaría compuesta por

presentare nella pratica e normalmente si presentano. Infatti con l'editto il magistrato indicava il diritto che gli avrebbe applicato o dichiarato nei casi concreti: ma in tal modo ius dicebat", F. De Martino, *La giurisdizione nel diritto romano*, Napoli, 1937, p. 153.

[12] Martini, *Ricerche* [n. 1], p. 1-9.

[13] W.W. Buckland, *L'Edictum provinciale*, in *Revue Historique de Droit Français et Étranger*, 1934, p. 81-96.

[14] Esta carta fue escrita por Cicerón el 20 de febrero del 50 a.C. en Laodicea de Cilicia, durante su gobierno de esa provincia.

[15] Las herencias eran una de las cuestiones más importantes del derecho civil romano a las que debían atender los gobernadores, al igual que los pretores de Roma. Ellos mismos podían ser beneficiarios de los testamentos de ciudadanos romanos provinciales, lo cual los situaba en una delicada situación, ya que se podía dar un conflicto de intereses y abuso de autoridad. Una de las acusaciones que Cicerón rebatió en su defensa de Flaco, acusado ante la *quaestio de repetundis* a su regreso de Asia, fue, precisamente, la de haberse encargado de resolver el problema de la herencia de una mujer, Valeria, que

la aplicación en la provincia de las disposiciones del edicto urbano[16]. Frente a la teoría de Mommsen que exponía que el *genus prouinciale* trataría de los derechos de los provinciales, Buckland planteó que los edictos provinciales republicanos no se ocuparían de los derechos de los *peregrini*, sino de los *ciues Romani* residentes en la provincia, y que el *genus prouinciale* tendría un contenido de carácter administrativo[17].

La teoría de Buckland tuvo el mérito de abrir una nueva perspectiva en torno al objeto del edicto provincial y en llamar la atención sobre la relevancia cuantitativa de los contenidos que estaban dirigidos a los ciudadanos romanos, pero fue demasiado restrictiva en su consideración del contenido del llamado *genus prouinciale*, como observó Pugliese en el artículo que dedicó a esta cuestión[18]. El romanista italiano entendía que el edicto de Cicerón constaría de dos bloques: El primero, compuesto por todo aquello relacionado con la función jurisdiccional del gobernador, es decir, lo que denomina como *genus prouinciale* y aquellos asuntos que el Arpinate dice que no podían ser resueltos sin el edicto; el segundo, lo que dejó ἄγραφον remitiendo a los edictos urbanos. En lo que respecta al *genus prouinciale*, aun admitiendo la escasa información que se tiene sobre él, Pugliese demostró, con un detallado análisis del pasaje ciceroniano, que aquel no recogía solamente cuestiones relativas a la administración (como podían ser las *rationes ciuitatum*), sino también normas pertenecientes al derecho privado[19].

Los asuntos *de aere alieno*, *de usura*, *de syngraphis* y *de publicanis* que Cicerón menciona como parte del *genus prouinciale* podían entrar dentro tanto de la esfera administrativa como de la privatística, dependiendo de si las partes implicadas eran la ciudad y sus ciudadanos o uno de estos dos y la autoridad romana[20] –cuestión que Cicerón no especifica, nos permitimos añadir, dado el

había muerto sin testar y de la cual él mismo era beneficiario (*Flacc*. 84-85). Cicerón menciona dos veces en las *Verrinas* la inclusión en el edicto de los gobernadores provinciales de cláusulas en torno a la herencia: 2 *Verr*. 1, 112 y 114. En este último pasaje dice: *Posteaquam ius praetorium constitutum est, semper hoc iure usi sumus: si tabulae testamenti non proferrentur, tum ut, uti quemque potissimum heredem esse oporteret, si is intestatus mortuus esset, ita secundum eum possessio daretur. Quare hoc sit aequissimum facile est dicere, sed in re tam usitata satis est ostendere omnis antea ius ita dixisse, et hoc uetus edictum translaticiumque esse.*

[16] BUCKLAND, *L'Edictum* [n. 13], p. 81-82. Seguido por G.I. LUZZATTO, *In tema di processo provinciale e autonomia cittadina*, in *RIDA* 11, 1964, p. 355-362, esp. 357.

[17] TH. MOMMSEN, *Römisches Staatsrecht* II, Leipzig, 1887, p. 747; BUCKLAND, *L'Edictum* [n. 13], p. 82-87, seguido por O. W. REINMUTH, *The Edict of Tiberius Iulius Alexander*, in *TAPhA* 65, 1934, p. 252-253.

[18] G. PUGLIESE, *Riflessioni sull'editto di Cicerone in Cilicia*, in AA.VV., *Synteleia Arangio-Ruiz*, Napoli, 1964, p. 972-986.

[19] Por su parte, DE MARTINO, *Storia della costituzione* [n. 3], III, p. 346-347, no cita a Pugliese pero adopta una posición cercana a la suya.

[20] PUGLIESE, *Riflessioni sull'editto* [n. 18], p. 980-985.

carácter informal y sumario de la descripción que le hace a Ático. Pugliese, finalmente, señaló que el primer *genus* del edicto y el segundo no se diferenciaban por ser el uno de naturaleza administrativa y el otro privatística (como había expuesto Buckland[21]), sino "sulla specifica destinazione del primo a risolvere problemi particolari della provincia di Cilicia e sull'aperta derivazione del secondo da modelli romani, ai quali anzi, in buona parte, Cicerone direttamente rinviava"[22].

La tercera parte, como ha sido señalado, fue dejada 'ágrafa'. Cicerón la describe de esta manera: *tertium de reliquo iuredicundo ἄγραφον reliqui. Dixi me de eo genere mea decreta ad edicta urbana accomodaturum*. Esta noticia se ha interpretado de manera literal tradicionalmente, entendiéndose que Cicerón remitía a los edictos del pretor urbano y peregrino en vez de introducir más cláusulas en el suyo[23]. Con ello, quedó en el aire una cuestión importante: Si esta tercera parte, que suponía una traslación directa de los edictos urbanos a la provincia, no estaba incluida por escrito en su edicto, si no había sido publicada en el álbum edictal, ¿cómo podían los ciudadanos romanos residentes en Cilicia conocer tales disposiciones a las que Cicerón remitía? Las respuestas pueden ser dos: o acudían a los edictos de los anteriores gobernadores, que seguramente recogían esas disposiciones[24], o bien Cicerón no está diciendo que dejara sin escribir en el álbum esa parte, sino que él en persona no la compuso o no la escribió de su propia mano como el resto, sino que hizo incluir en su edicto provincial lo que correspondía de los edictos urbanos sin añadidos propios. A nuestro juicio, este último caso parece el más verosímil, no sólo por motivos prácticos (no sería fácil acceder a los edictos precedentes cada vez que hiciese falta), sino porque en la carta a Ático no le está informando formalmente de su edicto sino relatándole cómo lo ha compuesto, haciendo un esbozo de su contenido. Además, una de las principales acepciones del verbo *'accomodare'* es 'adaptar', 'adecuar' o 'acomodar' una cosa a otra[25]. Por tanto, Cicerón no

[21] BUCKLAND, *L'Edictum* [n. 13], p. 82.

[22] PUGLIESE, *Riflessioni sull'editto* [n. 18], p. 986, seguido por L. PEPPE, *Note sull'editto di Cicerone in Cilicia*, in *Labeo* 37, 1991, p. 14-93, p. 67, que señala que "quanto raccolto da Cicerone nel genus provinciale non avesse valore meramente esemplificativo, ma con tutta probabilità indicasse i titoli dell'*edictum* contenuti nel genus provinciale".

[23] Además de los antedichos autores, véase G.H. STEVENSON, *Roman Provincial Administration till the Age of the Antonines*, Westport, 1975, p. 69; B. D. HOYOS, *Lex Provinciae and Governor's Edict*, in *Antichton* 7, 1973, p. 47-53, que opina que "the edict was shorter because his promised reliance on the urban edicts enabled him to omit what would have been the 'tertium genus' entire" (p. 51); L. MAGANZANI, *L'editto provinciale alla luce delle Verrine: profile strutturali, criteri applicative*, in J. DUBOULOZ / S. PITTIA (eds.), *La Sicile de Cicéron. Lectures des Verrines*, Besançon, 2007, p. 127-146, esp. 127.

[24] Esta es la opinión de PEPPE, *Note sull'editto* [n. 22], p. 93.

[25] PEPPE, *Note sull'editto* [n. 22], p. 66, ya se preguntó si la cláusula que reenviaba a los *edicta urbana* estaba comprendida o no en el texto escrito del edicto ciceroniano,

está diciendo que reenvía a los edictos urbanos dejando en blanco una parte de su edicto, sino que acomoda o adapta a ellos sus decretos, sin agregar nada por su parte, lo que no implica que no introdujese esas cláusulas en su edicto. Así, estaría actuando como el resto de gobernadores provinciales con las cláusulas traslaticias.

En efecto, de las propias palabras de Cicerón en un pasaje de las *Verrinas*, se infiere que el edicto urbano era repetido, en su mayor parte, en las provincias[26]:

> *Ac, per deos inmortales! Quid est quod de hoc dici possit? Iterum enim iam quaero abs te, sicut modo in illo capite Anniano de mulierum hereditatibus, nunc in hoc de hereditatum possessionibus, cur ea capita in edictum prouinciale transferre nolueris. Vtrum digniores homines existimasti eos qui habitant in prouincia quam nos qui aequo iure uteremur, an aliud Romae aequum est, aliud Sicilia? Non enim hoc potest hoc loco dici, multa esse in prouinciis aliter edicenda; non de hereditatum quidem possessionibus, non de mulierum hereditatibus. Nam in utroque genere uideo non modo ceteros, sed te ipsum totidem uerbis edixisse quot uerbis edici Romae solet. Quae Romae magna cum infamia pretio accepto edixeras, ea sola te, ne gratis in prouincia male audires, ex edicto Siciliensi sustulisse uideo.*[27]

Si esto se pone en relación con la antedicha carta a Ático, la decisión de Cicerón de adaptar la tercera parte de su edicto a los edictos urbanos ya no aparece como una novedad, sino como una costumbre administrativa más[28]. La única diferencia de su edicto con respecto al resto es que era más breve en sus dos primeras partes, gracias a que en él había agrupado sus contenidos de forma diversa al usar en su composición el método de la διαίρεσις, que seguramente había aprendido de su maestro Escévola. Empero, no nos parece viable que su edicto careciese de contenidos explicitados, lo cual supondría una grave deficiencia que entorpecería la labor de Cicerón y abocaría a los ciudadanos romanos de su provincia a una inseguridad jurídica[29]. Además, a pesar de este método de cuyo uso se vanagloriaba, no parece que Cicerón estuviese haciendo un "experimento" con su edicto como apuntaba A.J. Marshall[30], al menos no en cuanto a su contenido, y, por tanto, su carta se puede tomar como una fuente

interpretando el '*dixi*' que emplea el Arpinate para referirse a esta decisión en el sentido de '*edixi'*.

[26] Martini, *Ricerche* [n. 1], p. 16-17 y 35.

[27] Cic., 2 *Verr.* 1, 46, 118.

[28] Martini, *Ricerche* [n. 1].

[29] A.J. Marshall, *The Structure of Cicero's Edict*, in *AJPh* 85, 1964, p. 185-191, esp. p. 188; Hoyos, *Lex Provinciae* [n. 23]*;* Peppe, *Note sull'editto* [n. 22], p. 92, quien señala la importancia técnico-jurídica de la operación llevada a cabo por Cicerón mediante la *diairesis*.

[30] Pugliese, *Riflessioni sull'editto* [n. 18], p. 976, n. 8; Marshall, *The Structure* [n. 29], p. 188-191, quien también defiende que la parte proveniente de los edictos urbanos no había sido incluida por Cicerón en su edicto.

de información fiable –aunque no exhaustiva– del edicto provincial en época republicana[31].

Gran parte de ese edicto, como se ha dicho antes, estaba compuesta por una trasposición de los contenidos y disposiciones de los edictos urbanos[32]. La parte eminentemente provincial, en la que se recogerían las especificidades de la provincia, se correspondería con el *genus prouinciale*, y sería la única del edicto provincial diferente o innovadora con respecto al modelo del edicto urbano. Martini planteó que las disposiciones del *genus prouinciale* no tendrían gran relevancia desde un punto de vista cuantitativo, pero esta afirmación parece un tanto arriesgada, pues la información que aporta Cicerón es parcial y está condicionada por el carácter informal del texto en el que aparece, una carta. Sí es más verosímil, en cambio, que el número de disposiciones del *genus provinciale* variara de un gobernador a otro y, por ejemplo, pudiera ampliarse notablemente si un gobernador decidía ejercer su jurisdicción plena sobre los *peregrini*, como hizo el predecesor de Cicerón en Cilicia, Apio Claudio, limitando la *autonomía* de aquéllos[33]. Además, la variedad estatutaria que presentaban las comunidades de las provincias orientales, compleja en comparación con las del Occidente, tendría su reflejo en un *genus prouinciale* más elaborado. Durante el período tardo-republicano, en las provincias el número de habitantes que fuesen ciudadanos romanos era muy reducido en comparación con el de *peregrini* y, por ende, era mucho más probable que se produjesen litigios entre *peregrini* o entre éstos y ciudadanos romanos, que sólo entre estos últimos.

Así pues, todos estos elementos puestos en relación evidencian que en el último siglo de la República los gobernadores gozaron de libertad a la hora de

[31] PEPPE, *Note sull'editto* [n. 22], p. 70, aportó argumentos interesantes a este respecto cuando puntualizó que Cicerón "qualifica come 'non scritto' il genere *de reliquo iure dicundo*', non la parte non scritta dell'editto: questo perché l'editto provinciale è scritto, tutto scritto. L'oggetto della distinzione scritto/non scritto è lo *ius dicere*" y en p. 82, criticando la reconstrucción de la división del edicto propuesta por MARTINI, *Ricerche* [n. 1], p. 34, n. 42: "Ma ciò [*sc*. dejar sin escribir la tercera parte], non è possibile, perché non è logicamente ammissibile lasciare non scritta una parte di ciò che per definizione è scritto, cioè l'*edictum*. Il *tertium genus* lasciato ágrafon è infatti quello *de reliquo iure dicundo*", concluyendo que el objeto de la diairesis no sería propiamente el edicto, sino el *ius dicere* (p. 82-83). De todas formas, al final parece entender que había una parte que Cicerón no incluyó en su edicto: lo que habría incluido es la cláusula que notificaba el reenvío a los edictos urbanos (p. 88), interpretación que nos resulta insatisfactoria a efectos prácticos. A favor del testimonio ciceroniano, ya citamos antes a DE MARTINO, *Storia della costituzione* [n. 3].

[32] F. SERRAO, *La iurisdicitio del pretore peregrino*, Milano, 1954, p. 114 ss., sostuvo que en época de Cicerón el edicto del pretor urbano había absorbido el del pretor peregrino. Sin embargo, GUARINO, *Gaio e l'edictum provinciale*, in *Pagine* [n. 7], p. 283, probó, a partir de GAYO 1, 6, que aún en época antonina ambos edictos eran formalmente distintos, señalando que tal absorción no significó la extinción de la jurisdicción del pretor peregrino (p. 287).

[33] MARTINI, *Ricerche* [n. 1], p. 42-44.

componer su edicto jurisdiccional anual[34]. Un buen ejemplo de esto es C. Verres, aun admitiendo que actuó con alevosía y en su propio beneficio contra las leyes y costumbres establecidas en Sicilia, como ponen de manifiesto, por ejemplo, las disposiciones que introdujo en su edicto acerca del cobro de los diezmos, en las cuales no respetó, como sus predecesores, la *lex Hieronica* que regulaba tal asunto y que había sido integrada en la *lex Rupilia*[35]. Cicerón llega a ser extremadamente explícito al referirse a las arbitrariedades a las que podía dar pie el gran poder del gobernador y cómo esto se manifestaba en sus disposiciones edictales:

> *Edictum enim hominis cognoscite, quo edicto omnia iudicia redegerat in suam potestatem, SI QVIS PERPERAM IVDICASSET, SE COGNITVRVM; CVM COGNOSCET, ANIMADVERSVM. ldque cum faciebat, nemo dubitabat quin, cum iudex alium de suo iudicio putaret iudicaturum seque in eo capitis periculum aditurum, uoluntatem spectaret eius quem statim de capite suo putaret iudicaturum*[36].

Asimismo, se observa que la *iurisdictio* de los gobernadores provinciales es entendida por Cicerón y sus coetáneos de una manera más amplia y ajena a la noción clásica de la misma. En las provincias, la *iurisdictio* del gobernador se identifica con su poder administrativo, que lo capacitaba para intervenir en los asuntos de las comunidades locales y juzgar los casos civiles más importantes o de mayor cuantía y los penales que implicasen tanto a ciudadanos romanos como a los notables no romanos. La *iurisdictio* no se corresponde simplemente con la mera participación del gobernador en el proceso judicial como sucedía con los pretores de Roma[37].

En cuanto a la noticia de *ad Att.* VI, 1, 15, se puede concluir que Cicerón no actuó de manera diversa al resto de gobernadores, excepto en la organización de los contenidos de su edicto (y aun en esto siguió el modelo de su maestro Escévola). Con su testimonio, el Arpinate nos ofrece una prueba de la discrecionalidad de que gozaban los gobernadores provinciales tardo-republicanos en la composición de su edicto, pero, a nuestro juicio, no tanto en la elección de

[34] Conclusión a la que también ha llegado J. Fournier, *Rome et l'administration judiciaire provinciale*, in F. Hurlet (ed.) *Rome et l'Occident (IIe siècle av. J.-C. – IIe siècle apr. J.-C.): Gouverner l'Empire*, Rennes, 2009, p. 207-227, p. 210.

[35] Cic., 2 *Verr.* 3, 13 ss. La *lex Hieronica* es así conocida por atribuirse su promulgación al rey Hierón II de Siracusa (269-216 a.C.): J. Carcopino, *La loi de Hiéron et les Romains*, Paris, 1914. Hoyos, *Lex Provinciae* [n. 23], p. 47-53, equiparó el edicto de los gobernadores a la *lex prouinciae*.

[36] Cic., 2 *Verr.* 2, 13, 33.

[37] Peppe, *Note sull'editto* [n. 22], p. 67-70. Para el concepto de *iurisdictio* y su evolución en relación al proceso remitimos a De Martino, *La giurisdizione* [n. 11]; y sus epígonos C. Gioffredi, *Contributi allo studio del processo civile romano*, Milano, 1947, esp. p. 10-43; G. I. Luzzatto, *Procedura civile romana II, Le legis actiones*, Bologna, 1948, esp. p. 196 ss.; Pugliese, *Il processo civile romano I, Le legis actiones*, Roma, 1962, esp. p. 155-161.

sus contenidos como en su presentación y en su capacidad para decidir si intervenir en mayor o menor medida en los asuntos de las comunidades peregrinas, que solía tener su reflejo, fundamentalmente, en la mayor o menor injerencia en las causas judiciales que les atañían. Asimismo, frente a la opinión generalizada de que Cicerón 'reenviaba' a los edictos urbanos en su *tertium genus* sin explicitarlos en su edicto, nos inclinamos por interpretar el verbo *'accomodare'* en su sentido más usual, entendiendo que 'acomodó' o 'adaptó' esa parte de su edicto a los mismos, sin haberla compuesto él mismo y haber realizado retoques como, por ejemplo, sí había hecho Verres a favor de sus propios intereses.

Finalmente, hemos de contemplar una última disposición que, con seguridad, estaba presente en el *genus prouinciale* del edicto anual de los gobernadores de cada provincia y que estaba directamente relacionada con su labor en ella y, particularmente, con su jurisdicción: la publicitación del calendario que seguiría en su recorrido por las ciudades que visitaría para realizar un *conuentus* (las sedes judiciales; *dioikesis* en Oriente)[38]. Los gobernadores solían ir a cada sede conventual en la misma época del año, pero las fechas podían variar, así como la duración de su estancia. No cabe duda de que sería una de las cláusulas fijas de su edicto anual y revestiría una gran importancia para los habitantes de la provincia, dado que era la oportunidad que tenían de acceder a la instancia judicial superior de la provincia (el gobernador) y de presentarle peticiones, etc. La importancia del calendario era tal que con el tiempo se tendió a una uniformización del mismo en las ciudades de cada provincia y, así, Paulo Fabio Máximo, ya en época de Augusto, cuando fue procónsul de Asia en 9 a.C. decretó que todas las ciudades debían comenzar el año el mismo día[39].

3. *Los destinatarios del edicto y la intervención del gobernador en los asuntos de las comunidades peregrinas*

Otra cuestión a tratar, vinculada al contenido del edicto, es la de sus destinatarios. No cabe duda de que la parte –mayoritaria– configurada por la traslación de los edictos urbanos estaba dirigida a los ciudadanos romanos de la provincia, pues sus disposiciones versaban sobre las reglas que regían el desarrollo de los procesos judiciales y de las relaciones jurídicas entre ciudadanos romanos o entre éstos y *peregrini*[40]. El problema radica en determinar los destinarios del

[38] En lo cual Cicerón es, de nuevo, el mejor ejemplo para el período republicano, gracias a sus cartas.

[39] En concreto el 23 de septiembre, natalicio de Augusto, fecha en la que entrarían a ocupar su cargo los magistrados de las ciudades. Las implicaciones ideológicas son evidentes. Cf. R. K. SHERK, *Roman Documents from the Greek East: senatus consulta and epistulae to the Age of Augustus*, Baltimore, 1969, nº 65, l. 81-83.

[40] MARTINI, *Ricerche* [n. 1], p. 17-18, quien entiende, justamente, que en el pasaje de las *Verrinas* en el que Cicerón le reprocha a Verres *utrum digniores homines existimasti eos qui habitant in prouincia quam nos* está estableciendo la comparación con sus

genus provinciale. Siguiendo a Buckland, la romanística no duda en señalar, en contra de la teoría mommseniana, que el contenido del edicto no habría que adscribirlo a los *peregrini* sino al interés de los *ciues Romani*[41]. Sin embargo, el ámbito de referencia sería la realidad concreta de la provincia y los problemas derivados de la misma, que implicaban también en no pocas ocasiones a los *peregrini*. La interacción administrativa de las comunidades e individuos con las autoridades romanas provinciales o la relación establecida con los publicanos, por ejemplo, afectaban a todos los habitantes de la provincia, aunque no de igual modo. Y los asuntos relativos al *aes alienum*, la *usura* y las *syngraphae* formarían parte, como señaló Martini, del mismo fenómeno: negocios de crédito realizados por hombres de negocios romanos a favor de *ciuitates* provinciales[42], que, nuevamente, podían ser romanas o peregrinas. Asimismo, la *iudicis datio* –cuyas disposiciones conocemos muy bien en Sicilia gracias a la descripción que Cicerón hace en las *Verrinas*[43]– afectaban también tanto a romanos como a peregrinos y eran precisamente las causas que enfrentaban a individuos pertenecientes a ambos grupos las que más preocupaban al gobernador al poder ser foco de inestabilidad interna en la provincia; sobre todo los pleitos que enfrentaban a los peregrinos con los publicanos[44]. Por Cicerón, sabemos que Bíbulo había incluido una disposición en su edicto para Siria que Ático consideraba que perjudicaba a su ordo (el *equester*), y que probablemente estaba relacionada con la actividad de los publicanos en la provincia[45]. Él mismo tranquiliza a su amigo diciéndole que trata a los publicanos con deferencia, pero sin dejar de disponer límites a sus posibles abusos, en concreto situando en el 12% el máximo de los intereses que podían exigir por los préstamos que concedían a los peregrinos[46].

En Sicilia, los pretores que fueron enviados a ella desde P. Rupilio siguieron el ejemplo de éste e incluyeron en su edicto, como cláusulas traslaticias, las disposiciones de la *lex Hieronica* que regulaban las condiciones del impuesto sobre las cosechas (la *decuma*)[47]. Aunque carecemos de noticias directas, se

iguales de las provincias, es decir, los *ciues Romani*, y no con los *peregrini*. En efecto, como se verá más adelante (*ad Q. fr.* I, 1, 18), el Arpinate diferencia entre 'provinciales' y griegos.

41 *Vid. supra*.

42 MARTINI, *Ricerche* [n. 1], p. 39.

43 CIC., 2 *Verr* 2,32.

44 CIC., *Q. fr.* I, 1, 2; 6-7.

45 CIC., *Att.* VI, 1, 15: *De Bibuli edicto nihil noui praeter illam exceptionem de qua tu ad me scripseras "nimis graui praeiudicio in ordinem nostrum"*.

46 CIC., *Att.* VI, 1, 16: *De publicanis quid agam uideris quaerere. Habeo in deliciis, obsequor, uerbis laduo, orno; efficio ne cui molesti sint.* Tὸ παραδοξότατον*: usuras eorum quas pactionibus adscripserant seruauit etiam Seruilius; ego sic: diem statuo satis laxam, quam ante si soluerint, dico me centésimas ducturum; si non soluerint, ex pactione.Itaque et Graeci soluunt tolerabili fenore et publicanis res est gratissima…*

47 Esta *lex Hieronica*, que en origen afectaba solamente al territorio de Siracusa, fue extendida a toda Sicilia por los romanos: CIC., 2 *Verr.* 3, 18-19. La inclusión de las

puede deducir que en cada provincia los gobernadores incluirían en el *genus prouinciale* de su edicto disposiciones de carácter administrativo en las que se detallarían las obligaciones de los habitantes de estatuto peregrino de la provincia tanto hacia el poder romano como hacia los publicanos que se encargaban de la recaudación de determinados impuestos[48], así como los cauces legales que estos peregrinos o los publicanos romanos podían seguir en caso de litigio[49].

En los asuntos relativos exclusivamente a los peregrinos, Escévola o Cicerón, por interés político y también por comodidad, decidieron dejar que cada ciudad se rigiera por sus leyes, que fuera *autónoma* o, en otras palabras, *suis legibus uti*[50]. Era ciertamente beneficioso para el mantenimiento del orden provincial hacer creer a los griegos de Asia o Cilicia que se seguían gobernando a sí mismos, pero no todos los gobernadores siguieron esta política[51]. Ante esta decisión de Escévola y Cicerón, dos son las preguntas que se nos platean: En primer lugar, ¿en qué se materializaba esa 'autonomía' que los griegos creían haber recuperado con Cicerón?; en segundo, ¿qué conducta era más habitual entre los gobernadores tardo-republicanos: la intervención sistemática en las comunidades peregrinas no privilegiadas o el *laissez faire* a los magistrados de éstas?

La primera cuestión nos la responde el propio Cicerón en su carta:

> *Multaque sum secutus Scaeuolae, in iis illud, in quo sibi libertatem censent Graeci datam, ut Graeci inter se disceptent suis legibus*[52].

El Arpinate no les había concedido una autonomía plena como aquélla de la que podían gozar (con matices) las *ciuitates foederatae* o *liberae*, sino que sencillamente decidió no asumir dentro de su *iurisdictio* ordinaria las causas que implicasen solamente a peregrinos. Esta medida, en apariencia fruto de la generosidad, podría esconder una dejación de funciones, algo que no ha de sorprendernos en el caso de Cicerón si recordamos lo poco que le entusiasmaba gobernar una provincia y los riesgos que veía en hacerlo[53]. Empero, como

cláusulas de la *lex Hieronica* en el edicto de los pretores de Sicilia ya fue deducida por J. CARCOPINO, *Loi de Hiéron et les Romains*, Paris, 1914, p. 70-73.

48 CIC., 2 *Verr*. 3, 18. Verres recurrió también a edictos 'de circunstancia' (los mal llamados *edicta repentina*) para modificar algunas condiciones de la *decuma*. Cf. R.T. PRITCHARD, *Cicero and the lex Hieronica*, in *Historia* 19.3, 1979, p. 352-368; M. SALINAS DE FRÍAS, *El gobierno de las provincias hispanas durante la República romana (218-27 a.C.),* Salamanca, 1995. Sin embargo, no estamos de acuerdo con este autor en que ya Catón el Censor publicase un edicto jurisdiccional cuando estuvo en Hispania en el 195 a.C., puesto que se trataba una zona no pacificada en la que las decisiones tomadas se atendrían al *ius belli*.

49 Como en Sicilia: CIC., 2 *Verr*. 3, 34.

50 *Autonomía*: CIC., *Att*. VI, 2, 4. La expresión *'suis legibus uti'* se halla en *Att*. VI, 1, 15.

51 Por ejemplo, el predecesor de Cicerón en Cilicia, Apio Claudio (*vid. supra*).

52 CIC., *Att*. VI, 1, 15.

53 CIC., *Att*. V, 10, 3; V, 13, 3; V, 15, 1; V, 17, 5; V, 18, 1; *Q. fr*. I, 1; *Flacc*. 87.

procónsul de Cilicia no dejó de supervisar las *rationes ciuitatum* o de asumir la vista de las causas en las que una de las partes fuese peregrina y la otra romana. Ello hubiera supuesto para la provincia una situación de verdadero desgobierno.

En cuanto a la segunda cuestión, partamos de una realidad aceptada: el intervencionismo del gobernador no era algo extraño para los *peregrini*, ni tampoco ilegal desde el punto vista romano. En Sicilia, a pesar de que los sicilianos habían obtenido el reconocimiento de una jurisdicción autónoma local generalizada, previo a la llamada *lex Rupilia* y confirmado por ésta[54], ni los sicilianos encausados ni Cicerón en su acusación cuestionan el derecho que tenía Verres de intervenir en los litigios entre peregrinos si una de las partes se lo pedía. Valgan como ejemplo las palabras de Cicerón referentes a la *iudicis datio* efectuada por Verres en el caso de Heraclio de Siracusa: de ellas se desprende que no lo censuraban por haber dirigido la designación de los jueces, sino por la elección interesada de las personas que había hecho para formar parte del tribunal[55], personas que, además de pertenecer a su *'cohors'*, no contaban con el *status* social que se entendía que debían tener para poder realizar esa tarea[56].

La mayor preocupación de los gobernadores republicanos, obviamente, era proteger a los ciudadanos romanos de su provincia, ofreciéndoles el acceso a la justicia a la que tenían derecho como tales; el propio Cicerón nos ha dejado notorios testimonios de ello[57]. Pero, ¿en verdad eran los *peregrini* despreciados por los gobernadores hasta el punto de dejarlos desamparados?

En las *Verrinas* sólo parecen preocuparle al Arpinate (y, por ende, al tribunal ante el que habla) los abusos cometidos por Verres sobre los *peregrini* cuando están relacionados con la correcta recaudación de los impuestos –sobre todo el diezmo sobre las cosechas[58]–, o bien en cuestiones de fraude en herencias que atañían a hombres principales de las ciudades sicilianas[59]. En contraste, en *ad Q. fr.* I, 1, Cicerón dice que todo gobernante debe buscar que sus gobernados sean felices[60] y recomienda a su hermano que se conduzca con moderación y que impida que los publicanos abusen de los aliados. Ese consejo, sin embargo, va dirigido a evitar que cualquier enemigo de Quinto pudiera encontrar un

[54] *Siculi hoc iure sunt ut quod ciuis cum ciue agat domi certet suis legibus* (2 *Verr.* 2, 13, 32). L.D. MELLANO, *Sui rapporti tra governatore provinciale e giudici locali alla luce delle Verrine*, Milano, 1977, p. 12-20.

[55] CIC., 2 *Verr.* 2, 13, 33. Cf. MELLANO, *Sui rapporti* [n. 54], p. 52-55.

[56] El sorteo o elección de los jueces se producía entre un número cerrado de individuos seleccionado en función de su renta y su *dignitas*. J. FOURNIER, *Entre tutelle romaine et autonomie civique. L'administration judiciaire dans les provinces hellénophones de l'Empire romain (129 av. J.-C. – 235 apr. J.-C.)*, Paris / Athinai, 2010, p. 34-38.

[57] CIC., *Att.* V, 21, 6: Cicerón envía a un legado a Chipre para que administre justicia cuando la necesiten los ciudadanos romanos que hacían negocios en ella.

[58] Por ejemplo: CIC., 2 *Verr.* 3, 10, 25; 12, 29; 15, 38.

[59] CIC., 2 *Verr.* 2, 7, 19 ss; 2, 9, 25 ss.; 2, 14-19; 2, 22-25.

[60] CIC., *Q. fr.* I, 1, 24: *Ac mihi quidem uidentur huc omnia esse referenda iis, qui praesunt aliis, ut ii, qui erunt in eorum imperio, sint quam beatissimi.*

motivo por el que pudiera llevarlo, a su regreso, ante la *quaestio de repetundis* –que será más severa desde la *lex Iulia* del 59 a.C.[61]. Diríase que el escrúpulo en el trato de los aliados es más un instrumento que un fin en el planteamiento de Cicerón[62].

A este respecto, resulta muy interesante lo que le cuenta a Ático en la otra carta en la que menciona su edicto para Cilicia[63]. Cicerón se halla ante el problema de la deuda que los salaminios[64] habían contraído con algunos aristócratas –entre ellos Marco Bruto–, que habían enviado a dos hombres, M. Escapcio y P. Matinio, a cobrar lo que restaba por pagar de tal préstamo. Cicerón, como gobernador y, por tanto, juez supremo en la provincia, atiende personalmente el asunto (dada su magnitud), recibiendo en audiencia en Tarso a las partes: los representantes de Salamina, por un lado, y Escapcio, por otro. Su inclinación a favor de los intereses romanos es evidente, manteniendo una actitud autoritaria con los salaminios y de deferencia hacia Escapcio (y, por ende, hacia Bruto, pues era su hombre), con el que en varias ocasiones se retira para hablar en privado y al que le concede su ayuda para que consiga la cantidad más alta posible. Todo va bien hasta que Escapcio reclama a Cicerón que aplique el 48 % de interés sobre lo adeudado, lo cual contravenía la disposición de su edicto que lo había situado en el 12 %. La reacción de Cicerón fue la siguiente: *'quid ais?' inquam, 'possumne contra meum edictum?'* En efecto, no podía actuar contra lo que había dispuesto en su edicto, como la *lex Cornelia* del 67 a.C. había establecido, pues estaría incurriendo en una injusticia que, además, podría costarle caro si pensamos en la aplicación del llamado edicto "de retorsión"[65]. Ante esto, Escapcio juega una baza imprevista: existía un decreto senatorial del 56 a.C. que obligaba al gobernador de Cilicia a dictar justicia de acuerdo con las cláusulas del acuerdo que regulaba el préstamo y que

[61] Cic., *Q. fr.* 1, 1, 2; 6-7 y 9. Para la *lex Iulia*: Rotondi, *Leges* [n. 10], p. 389.

[62] En cuya actitud se muestra nuevamente emulador de Escévola. Éste, en los nueve meses que gobernó Asia entre el 95 y el 94 a.C (Cic., *Att.* V, 17, 5), se preocupó por castigar severamente los abusos cometidos por los publicanos, ganando el agradecimiento de los habitantes de su provincia, que instituyeron fiestas en su honor (Diod. Síc. XXXVII, 5-6). Pero, como han señalado en un perspicaz estudio M.-C. Ferriès / F. Delrieux, *Quintus Mucius Scaevola, un gouverneur modèle pour les Grecs de la province d'Asie?*, in N. Barrandon / F. Kirbihler (eds.), *Les gouverneurs et les provinciaux sous la République romaine*, Rennes, 2011, p. 207-230, a pesar de que su virtud en el gobierno provincial lo hizo famoso también en Roma, parece que su comportamiento respondió no tanto a aquélla como a sus intereses políticos. Escévola buscaba alcanzar el consulado y combatir la propaganda de los *populares* contraria a la *nobilitas* a la que pertenecía, mostrando que también los miembros de ésta se preocupaban por los aliados y, en cambio, no caían en la contradicción de los *populares*, que al mismo tiempo que potenciaban las *leges repetundarum* favorecían al *ordo equester* al que pertenecían los rapaces publicanos.

[63] Cic., *Att.* V, 21, 11.

[64] De Salamina de Chipre.

[65] Coma Fort, *Sobre los límites* [n. 10], p. 269 y 277-287.

habían situado el interés en el 48 %. Sin embargo, una *lex Gabinia* invalidaba esa cláusula al impedir que ciudadanos romanos hiciesen préstamos a los provinciales, negando, por tanto, efectividad a *syngraphae* como esta[66]. Así pues, Escapcio hubo de contentarse con el 12% y Cicerón pudo evitar contradecir su propio edicto[67].

El asunto de la deuda de los salaminios, además de confirmar que las *syngraphae* –que, como vimos, atañían a las comunidades peregrinas– formaban parte del edicto del gobernador provincial[68], es, como decíamos, una evidencia de que el objetivo primordial de los gobernadores republicanos era la preservación y defensa de los intereses romanos en la provincia[69]. Con todo –y esto es lo verdaderamente interesante– parece que ya en época de Cicerón los gobernadores se preocuparon por cuidar que las comunidades provinciales peregrinas no fuesen sangradas por los publicanos u hombres de negocios romanos, con el objetivo no sólo de evitar levantamientos u oposiciones al poder romano, sino también de garantizar su estabilidad económica, principio fundamental de su autogestión y sostenimiento, que tanto interesaba a un Imperio que, dada su escasa burocratización, dejaba en manos de los gobiernos de las ciudades la resolución de los asuntos administrativos menores, aprovechando la antigua tradición políada en Oriente y fomentando la paulatina municipalización del Occidente[70]. Así, Cicerón ve con espanto que se les aplique a los salaminios el interés del 48 %, pues los llevaría a la bancarrota[71], al igual que Plinio el Joven, más de ciento cincuenta años después, expresará en muchas de sus cartas su preocupación por asegurar la sostenibilidad económica de las ciudades de Bitinia-Ponto, dedicando

[66] La llamada *lex Gabinia de uersura Romae prouincialibus non facienda,* del 67 a.C.: ROTONDI, *Leges* [n. 10], p. 373.

[67] El asunto completo en CIC., *Att.* V, 21, 10-12. Cicerón vuelve a mencionarlo en *Att.* VI, 1, 5-7, insistiendo en que se atiene constantemente a su edicto.

[68] Como Cicerón le había dicho a Ático en la carta tratada con anterioridad: *Att.* VI, 1, 15.

[69] Es sintomático que Cicerón, en CIC., *Q. fr.* I, 1, 18, diferencie entre provinciales y griegos de Asia. Es decir, para él, los *peregrini* no entraban dentro de los provinciales, que identifica, implícitamente, con los ciudadanos romanos.

[70] Sobre la importancia de la municipalización como expediente organizativo fundamental del Imperio durante la República: M. HUMBERT, *Municipium et civitas sine suffragio : l'organisation de la conquête jusqu'à la Guerre Sociale,* Roma, 1978; sobre la extensión de la latinidad y del municipio latino en Occidente: E. GARCÍA FERNÁNDEZ, *El municipio latino: Origen y desarrollo constitucional*, Madrid, 2001.

[71] CIC., *Att.* V, 21, 12: *Cohorrui primo; etenim erat interitus ciuitatis.* Asimismo, en *Q. fr.* I, 1, 25, el Arpinate felicita a su hermano Quinto por haber liberado de sus deudas a las ciudades de Asia y haber respetado las fortunas de los hombres más acaudalados de la provincia. Más adelante en esa misma carta (32) sintetiza el difícil equilibrio que Quinto debe mantener en su gobierno: *Hic te ita uersari, ut et publicanis satisfacias, praesertim publicis male redemptis, et socios perire non sinas, diuinae cuiusdam uirtutis esse uidetur, id est tuae.* De todas formas, lo cierto es que los gobernadores romanos gobernaban por y para las élites.

gran parte de su tiempo a revisar las cuentas públicas de las que visitaba y los costes de los proyectos edilicios de cada una[72].

Así, parece que el intervencionismo del gobernador en los asuntos internos de las comunidades de su provincia era una necesidad de la que fue muy consciente el poder romano tanto a finales de la República como durante el Principado[73]. Los gobernadores tenían la obligación y el poder jurisdiccional necesario para intervenir e intentar resolver los problemas de las ciudades, bien en la puesta al día de sus finanzas, bien en otra serie de cuestiones, variopintas, como, por ejemplo, la supervisión de las obras públicas o el control de la composición de los senados locales[74]. La única excepción a esta discrecionalidad intervencionista –que también se manifiesta en el Principado, aunque con la necesaria aquiescencia del emperador– viene representada por las ciudades que gozaban del estatuto jurídico de *'ciuitates foederatae'* o *' liberae ac immunes'*, las cuales, en virtud de su privilegiada situación[75], estaban exentas de ser intervenidas a menos que sus gobiernos así lo decidiesen[76] o bien unos particulares

[72] *Véase:* PLIN., *Ep.* X, 17a; 17b; 18; 23-24; 38; 39-40; 43-44; 47-48; 54-55; 90-91; 108-109 y 110-111. En X, 17a, 3 Plinio no deja lugar a dudas cuando escribe: *Nunc rei publicae Prusensium impendia, reditus, debitores excutio; quod ex ipso tractatu magis ac magis necessarium intellego*. Por su parte, Elio Arístides (*A Roma* 97) señala que, bajo el poder romano (en su caso, en época de Antonino Pio), el motivo de competición entre las ciudades griegas era rivalizar por cuál era la más bella, lo que las llevaba a embarcarse en obras costosísimas que las abocaban al endeudamiento.

[73] No en vano Ulpiano recoge en 2 *de off. procos*. (= D. 1, 16, 7, 1) el consejo de que los procónsules exijan que se finalicen las obras empezadas en la medida de las posibilidades de la ciudad (*et si qua coepta sunt ut consummentur, prout uires eius rei publicae permittunt*).

[74] Obras públicas: CIC., *Q. fr.* I, 1, 25. Composición de los senados locales: CIC., *Q. fr.* I, 1, 25; PLIN., *Ep.* X, 79-80 y 114-115, ejemplos estos dos últimos que valen tanto para la época de Trajano como para la republicana, pues Plinio se refiere en ellos a disposiciones acerca de esta cuestión que dejó establecidas Pompeyo para Bitinia. Los paralelismos entre la actividad de Plinio y la de Cicerón han sido ya resaltados por P. LÓPEZ BARJA, *El gobernador provincial romano de Cicerón a Plinio el Joven*, in M. CAMPAGNO / J. GALLEGO / C. GARCÍA MACGAW (eds.), *Política y religión en el Mediterráneo antiguo*, Buenos Aires, 2009, p. 289-304.

[75] Que no era igual para todas, sino que dependía del tratado que hubiesen establecido con Roma (en el caso de las federadas) o de las concesiones que ésta les hubiera hecho a título particular.

[76] Como Gades, ciudad federada que pidió a César, cuando fue pretor de la Hispania Ulterior en 61 a.C., que interviniera en ella para resolver, con las reformas que considerara precisas, los conflictos internos que amenazaban su estabilidad: CIC., *Pro Balbo* 43. Un excelente ejemplo de *ciuitas libera* es Colofón. Las inscripciones que erigió en el santuario de Claros en honor de dos de sus conciudadanos, Menipo y Polemeo, que habían realizado embajadas a Roma con el fin de asegurar los derechos que la ciudad tenía en virtud de su autonomía, contienen información muy valiosa para el estudio de las relaciones que una *pólis* autónoma mantenía con el gobernador romano al que no estaba sometida y el Senado. La ciudad, a través de estos dos benefactores, se esforzó en mantener su autonomía, no sólo mediante el envío de embajadas al Senado, sino

acudiesen al gobernador en vez de a sus propios tribunales, como en el caso de las herencias de Heraclio de Siracusa y Epícrates de Bidis, reclamadas por las palestras de sendas ciudades ante Verres. El hecho de que quienes reclamaban estuviesen en connivencia con Verres, y que éste incurriese en lo que denominaríamos como prevaricación, no es óbice para admitir la validez de este testimonio como prueba de una práctica que será cada vez más habitual, con el permiso del Senado romano o del gobernador. Asimismo, esa posibilidad de recurrir a los tribunales romanos podía venir concedida a título individual en calidad de privilegio, como en el caso del llamado *Senatusconsultum de Asclepiade et sociis* del 78 a.C., por el que se otorgó a tres navarcas griegos que habían dado un valioso servicio a Roma en la Guerra de los Aliados (o a Sila contra Mitrídates) la posibilidad de escoger entre la jurisdicción de su ciudad, la romana y la de otra ciudad aliada de Roma para resolver futuros litigios[77].

Con todo, no hay que olvidar, siguiendo a U. Laffi, que Roma no dudó en intervenir de manera arbitraria en las comunidades aliadas de las provincias –al igual que hizo con los aliados itálicos en el período posterior a la Guerra Anibálica– cuando estuvieron en juego su propia seguridad e intereses; entonces los magistrados romanos, con el amparo del Senado, intervinieron en las comunidades aliadas y aplicaron en ellas leyes romanas sin miramientos[78]. Así lo entiende Cicerón cuando dice que *de nostra uero re publica, de nostro imperio, de nostris bellis, de uictoria, de salute fundos populos fieri nolunt*[79].

En Cilicia, Cicerón decidió no intervenir en absoluto en los litigios entre en los que hubiera podido hacerlo, pero no les "concedió su autonomía" –eso lo

también buscando el patronato de senadores romanos y de los gobernadores de Asia. Véase: J.-L. Ferrary, *Le statut des cités libres dans l'Empire romain à la lumière des inscriptions de Claros*, in *CRAI* 135.3, 1991, p. 557-577 ; L. Boffo, *La libertà delle città greche sotto i romani (in epoca repubblicana)*, in *Dike* 6, 2003, p. 227-249. Esta situación pervivió durante el Alto Imperio: véanse las ciudades privilegiadas de Bitinia Amiso (Plin., *Ep*. X, 92) y Apamea (Plin., *Ep*. X, 47-48).

[77] Véase edición del *S.C. de Asclepiade et sociis* en *Les lois des romains* (a cura di V. Giuffrè), Camerino, 1977, p. 28-33; también A. Raggi, *Senatus consultum de Asclepiade Clazomenio sociisque*, in *ZPE* 135, 2001, p. 73-115; L. Maganzani, *Juridiction romaine et autonomie locale dans les provinces au dernier siècle de la République*, in *RHDFE* 85.3, 2007, p. 369 y 372; V. Arangio-Ruiz, *Sul problema della doppia cittadinanza nella Repubblica e nell'Impero Romano*, in *Scritti di diritto romano* IV, Camerino, 1977, p. 165-181 (= *Scritti giuridici in onore di F. Carnelutti* IV, Padova, 1950, p. 55-77), quien concluye que los tribunales locales tenían competencia sólo cuando las dos partes en litigio eran ciudadanos de la misma ciudad; el resto de litigios serían asumidos por el gobernador, juzgando él mismo en virtud de su capacidad cognitoria o designando un juez (p. 172).

[78] U. Laffi, *Il sistema di alleanze italico*, in *Storia di Roma, vol 2: L'impero mediterraneo I. La repubblica imperiale*, Torino, 1990, p. 285-304.

[79] Cic., *Balb*. 8, 22. En palabras de Laffi, *Il sistema di alleanze* [n. 78] p. 291: "…i Romani si riservavano la prerogativa, fondata sul mos maiorum, di decidere con proprie leggi da soli, senza cio`consultare agli alleati o chiamare gli stessi a dare ratifiche di sorto, tutto ciò che riguardava lo stato, 'imperium, la guerra, la vittoria, la sicurezza."

pensaban ingenuamente los griegos, y a él no le interesaba sacarles de su error[80]–, pues era una decisión que excedía sus competencias: no ha de olvidarse que todo lo que los generales romanos o gobernadores decidiesen acerca del estatuto de una comunidad, o en la reordenación de una provincia, debía ser refrendado por el Senado y el Pueblo Romano para tener validez legal[81]. La actitud de Cicerón, por tanto, obliga a plantearse hasta qué punto el gobernador tenía la posibilidad de desentenderse de determinados asuntos provinciales relativos a los peregrinos si no afectaban a ningún romano. La respuesta, de nuevo, dependerá del grado y el modo en que las comunidades de cada provincia fueron sometidas o vinculadas al poder romano[82]; lo cierto es que todo ello estaría reflejado en el edicto.

Un testimonio epigráfico proveniente de la Hispania Citerior resulta sumamente sugerente y puede arrojar un poco más de luz en torno a la ‘presencia’ de los peregrinos en el edicto jurisdiccional del gobernador republicano. Nos referimos a la llamada *Tabula Contrebiensis*, bronce en el que están recogidas las fórmulas de un proceso judicial habido entre dos comunidades indígenas en el 87 a.C. Como es sabido, las partes implicadas fueron los *Salluienses* y los *Allauonenses* (pueblos situados en el territorio de la actual provincia de Zaragoza), que pleitearon por los derechos de los primeros a realizar un canal de riego que llevara agua desde el territorio de los *Sosinestani* a través de unos terrenos previamente adquiridos a éstos por los *Salluienses* que los *Allauoneneses* reclamaban como suyos. Ambas partes acudieron al gobernador de la Citerior, C. Valerio Flaco,

80 Cic., *Att.* VI, 1, 15: *Graeci uero exsultant quod peregrinis iudicibus utuntur. ‘nugatoribus quidem’ inquies. quid refert? tamen se autonomian adeptos putant.*

81 Véase la expresión formal que aparecía en todos los pactos realizados por los generales romanos con comunidades provinciales: *dum Senatus Populusque Romanus uellet*; por ejemplo en la llamada *Tabula de Alcántara*: R. López Melero *et al.*, *El bronce de Alcántara: una deditio del 104 a.C.*, in *Gerión* 2, 1984, p. 265-323. En la interpretación de esta fórmula seguimos a López Barja, *Epigrafía latina: las inscripciones romanas desde los orígenes al siglo III d.C*, Santiago de Compostela, 1993, p. 194-196, quien ha señalado que debe traducirse como “siempre que el Senado y el Pueblo Romano quieran”, tomando el *‘dum’* en su sentido condicional restrictivo. Las decisiones de los generales, para tener validez, debían ser confirmadas por el pueblo a través de una *lex rogata*; por ello Pompeyo, por ejemplo, estaba tan ansioso de ver confirmadas sus medidas tomadas en Oriente tras la derrota de Mitrídates (Ap., *B.C.* II, 9). Por otro lado, también los municipios romanos se regían por sus leyes, tal y como dice Gell. XVI, 13, 6 (*‘legibus suis et suo iure utentes’*), pero Roma podía intervenir en ellos a su arbitrio.

82 H. Galsterer, *Roman Law in the Provinces: Some Problems of Transmission*, in M. Crawford (ed.), *L’impero romano e le strutture economiche e sociali delle province*, Como, 1986, p. 13-27, p. 14, lo expresó con precisión: “The legal system of each province and of its constituent political entities (*civitates, municipia*, etc.) was the product of at least three factors, political acts and decisions made by Rome; secondly, the city’s or tribe’s relationship with Rome prior to and immediately after its absorption into the Roman state; and thirdly, the attitudes adopted by the inhabitants and their leaders towards Roman life and culture.”

que decidió que se aplicase el procedimiento formular y que la causa fuese vista por un jurado compuesto por miembros del senado de una tercera ciudad, Contrebia, donde, una vez dictada sentencia, fue publicitado este bronce[83].

Es inevitable relacionar este pleito con el famoso pasaje de las *Verrinas* en el que Cicerón expone el ordenamiento sancionado por la llamada *lex Rupilia* acerca de la designación de jueces, mencionando la casuística al respecto:

> *Verum ut totum genus amplectamini iudiciorum, prius iura Siculorum, deinde istius instituta cognoscite. Siculi hoc iure sunt ut, quod ciuis cum ciue agat, domi certet suis legibus, quod Siculus cum Siculo non eiusdem ciuitatis, ut de eo praetor iudices ex P. Rupili decreto, quod is de decem legatorum sententia statuit, quam illi legem Rupiliam uocant, sortiatur. Quod priuatus a populo petit aut populus a priuato, senatus ex aliqua ciuitate qui iudicet datur, cum alternae ciuitates reiectae sunt; quod ciuis Romanus a Siculo petit, Siculus iudex, quod Siculus a ciui Romano, ciuis Romanus datur; ceterarum rerum selecti iudices ex conuentu ciuium Romanorum proponi solent. Inter aratores et decumanos lege frumentaria, quam Hieronicam appellant, iudicia fiunt*[84].

Como se puede observar, la tercera posibilidad que la llamada *lex Rupilia* contemplaba era que en el caso de que un particular demandara a una ciudad o viceversa, el gobernador debía nombrar como juez o árbitro a los miembros del senado de una tercera ciudad. Según algunos autores, esto remitiría a la figura del 'juez ajeno', presente ya en el mundo griego anterior a la dominación romana. La práctica en la que se insertaba era la siguiente: Una *pólis*, para juzgar un litigio entre sus propios ciudadanos (o entre un ciudadano y la propia *pólis*) solicitaba jueces a otra u otras ciudades con el fin de asegurar una sentencia imparcial. Si bajo las monarquías helenísticas, las *póleis* se dirigían a la autoridad superior dependiente de éstas, tras la conquista romana el árbitro de

[83] G. Fatás, *Contrebia Belaisca (Botorrita, Zaragoza). Vol. 2: Tabula Contrebiensis*, Zaragoza, 1980; A. D'Ors, *Las fórmulas procesales del 'Bronce de Contrebia'*, in *AHDE* 50, 1980, p. 1-2; A. Torrent, *Consideraciones jurídicas sobre el Bronce de Contrebia*, in *Cuadernos de Trabajos de la Escuela Española de Historia y Arqueología en Roma* 15, 1981, p. 95-104; J.L. Murga, *La addictio del Gobernador en los litigios provinciales*, in *RIDA* 30, 1983, p. 151-183; J.S. Richardson, *The Tabula Contrebiensis: Roman Law in Spain in the Early First Century B.C.*, in *JRS* 73, 1983, p. 33-41; P. Birks / A. Rodger / J.S. Richardson, *Further Aspects of the Tabula Contrebiensis*, in *JRS* 74, 1984, p. 45-73; F. Beltrán, *Vltra eos palos. Una nueva lectura de la línea 7 de la* tabula Contrebiensis, in AA.VV., *Espacios, usos y formas de la epigrafía hispana en épocas antigua y tardoantigua. Homenaje al Dr. A. Stylow*, (= Anejos de *AEspA* XLVIII), Madrid, 2009, p. 33-42. Bibliografía completa sobre el bronce en: B. Díaz Ariño, *Epigrafía latina republicana de Hispania*, Barcelona, 2008, p. 96.

[84] Cic., 2 *Verr*. 2, 32, cuya información se complementa con lo dicho en 2 *Verr*. 2, 39: *Cum id quod omnes intellegebant diceret Heraclius, ius esse certum Siculis inter se quo iure certarent, legem esse Rupiliam quam P. Rupilius consul de decem legatorum sententia dedisset, hanc omnis semper in Sicilia consules praetoresque seruasse, negauit se e lege Rupilia sortiturum: quinque iudices, quos commodum ipsi fuit, dedit.*

referencia fueron las autoridades romanas, que, en general, delegaron esa tarea judicial en otra ciudad[85].

Recientemente, sin embargo, L. Maganzani ha propuesto de manera bastante convincente que los ejemplos procedentes de las *Verrinas* en los que Verres procedió a la designación de un jurado no se rigió por una costumbre griega, sino por el propio proceso *per formulas*, adaptándolo al contexto provincial. Así, los casos de Heraclio de Siracusa y Epícrates de Bidis, que deberían haber sido juzgados en virtud de la cláusula que señalaba que '*ciuis cum ciue agat, domi certet suis legibus'*, sin embargo, fueron vistos por Verres, que instituyó el proceso en una fase *in iure* y coadyuvó a que los *iudices* elegidos para juzgar ambos casos procedieran (en la fase *apud iudices*) a la condena de estos hombres valiéndose de las formalidades del procedimiento formular que tantas veces había instruido durante su pretura en Roma[86].

Lo que aquí nos interesa es el hecho de que, como en la *Tabula Contrebiensis*, estaríamos ante una adaptación al ámbito provincial del proceso *per formulas* (en los antedichos casos sicilianos, entre particulares, en el caso hispano, entre comunidades; cada uno con particularidades propias). Asimismo, las concomitancias existentes entre la tercera cláusula recogida en la *lex Rupilia* y la decisión de Valerio Flaco en 87 a.C. resultan muy significativas y parecen reflejar un *modus operandi* del poder romano bien establecido por entonces[87]. A fin de cuentas, la *lex Rupilia* estaba vigente en época de Verres, cuyo gobierno en Sicilia (73-71 a.C.) dista temporalmente muy poco del de Flaco en Hispania Citerior[88].

Es natural pensar que, como en el caso siciliano, las regulaciones referentes a la designación de jueces estarían incluidas en el edicto jurisdiccional de los gobernadores de cada provincia y que la casuística a la que habría de atenerse

[85] Martini, *Ricerche* [n. 1], p. 25-26.

[86] Maganzani, *L'editto provinciale* [n. 23], p. 130-144, quien rechaza la sugestiva teoría de A. Torrent, *L'eredità di Eraclio di Siracusa e le origine della 'cognitio extra ordinem'*, in AA.VV., *Atti del II Seminario Romanistico Gardesano*, Milano, 1980, p. 177-188, que interpretaba la intervención de Verres como una aplicación de la *cognitio extra ordinem*.

[87] Como señalan M. Coudry / F. Kirbihler, *La lex Cornelia, une lex provinciae de Sylla pour l'Asie*, in N. Barrandon / F. Kirbihler (eds.), *Administrer les provinces de la République romaine*, Rennes, 2010, p. 133-169, en las conclusiones de su estudio sobre las *leges prouinciae* republicanas: "Les fortes ressemblances entre les dispositions imposées à des régions différentes en matière d'institutions locales, à savoir l'infléchissement de modèles, certainement adaptés aux conditions locales, mais sans doute régulièrement repris" (p. 169). La clave, pues, está en la adaptación de los modelos romanos a las diversas realidades de cada provincia.

[88] Flaco gobernó la Hispania Citerior, entre 93 y 81 a.C. (y, conjuntamente, también la Galia Transalpina desde 83 a.C.). En el 81 celebró un triunfo sobre Galia y Celtiberia. Ap., *Ib.* 100; cf. T.R.S. Broughton, *The Magistrates of the Roman Republic II (99 BC-31 BC)*, New York, 1952 [Cleveland, 1968], p. 628; J.S. Richardson, *Hispania y los romanos*, trad. del inglés de Teófilo de Lozoya, Barcelona, 1998 (Oxford, 1996), p. 82.

dependería de las realidades existentes en cada una[89]. Cierto es que para un romano no comportaba las mismas formalidades socio-políticas tratar con una ciudad griega que con una comunidad ibérica como los *Salluienses*, dada la diversa tradición cívica y política, pero el comportamiento de Flaco en Hispania Citerior, tan semejante al establecido en Sicilia, invita a dos reflexiones.

Por un lado, la aplicación del derecho romano –o, mejor dicho en este caso, de la forma romana de resolver los litigios– en Hispania a inicios del siglo I a.C. había alcanzado un grado no desdeñable de penetración y, en ello, el papel de los gobernadores había sido fundamental como máxima autoridad romana en las dos provincias existentes. Por otro, al igual que Verres en Sicilia y Cicerón en Cilicia, todo apunta a que Flaco publicaría un edicto jurisdiccional en Hispania Citerior en el que sin duda estaría recogidas las normas referentes a la designación de jueces, no sólo en el caso de ciudadanos romanos, sino también en el caso de litigios entre comunidades indígenas. A no ser que entendamos que Flaco actuó de manera extraordinaria en la resolución de este conflicto –cosa improbable a tenor de los formalismos técnicos que refleja el bronce contrebiense y de sus paralelismos indiscutibles con las cláusulas del decreto de Rupilio–, su forma de actuar respondería, sin duda, a un escrupuloso seguimiento de su edicto –donde se hallaba plasmado su programa jurisdiccional–, como haría cualquier gobernador. Además, su conducta resulta especialmente apropiada si se tiene en cuenta que los *Salluuienses* eran aliados tradicionales de Roma que, poco antes, la habían ayudado en la guerra contra los aliados itálicos enviando un contingente de caballería que, como premio, recibió la ciudadanía romana por iniciativa de Pompeyo Estrabón[90].

Por tanto, todas estas evidencias conducen a la conclusión de que en el edicto jurisdiccional de Flaco para la Citerior, al igual que en el de los gobernadores de Sicilia, estaban contemplados determinados ‘derechos’ de los *peregrini* de su provincia o, si se prefiere, el ordenamiento de los cauces legales que debían seguirse en función del estatuto de que gozasen las partes en litigio. En otras palabras: el edicto provincial era el referente principal también en las controversias entre *peregrini*[91]. Así, nos hallamos ante el mismo principio vigente en Sicilia: “c’est le statut juridique personnel des parties en litige, plutôt que la qualification des causes, qui constitue le critère discriminant dans la répartition des procès entre les différentes instances judiciaires de la province”[92].

[89] MAGANZANI, *L’editto provinciale* [n. 23], p. 131.

[90] La *turma Salluitana* mencionada en el importante *Bronce de Ascoli* (*CIL* I, 709).

[91] MAGANZANI, *L’editto provinciale* [n. 23], p. 144.

[92] FOURNIER, *L’apport de l’œuvre de Cicéron à la connaissance du système judiciaire provincial au Ier siècle av. J.-C.*, in N. BARRANDON / F. KIRBIHLER (eds.), *Administrer les provinces* [n. 87], p. 181-194, p. 184.

4. *El edicto jurisdiccional del gobernador y el problema de la* lex prouinciae

Desde el siglo XIX, la historiografía ha sostenido que en cada provincia del imperio existía una ley en la que se recogía el ordenamiento interno de la misma y ciertas disposiciones en torno a la organización de sus comunidades. Esa ley sería obra del general que hubiese conquistado el territorio –como Pompeyo en Bitinia– o de un magistrado enviado a ella con posterioridad y que hubiese hallado un momento propicio o necesario para elaborarla –como Rupilio en Sicilia, tras la guerra servil– generalmente asistido por una comisión de diez senadores enviada desde Roma[93]. Se trata de una teoría asentada[94], pero que presenta importantes lagunas –sobre todo en la concreción del contenido de esas leyes, siempre sujeta a especulaciones– y a la que se pueden oponer dos objeciones de peso: por un lado, la ausencia total en las fuentes literarias y epigráficas del término *lex prouinciae* –que es un constructo historiográfico–; y, por otro, su difícil conciliación con la *formula prouinciae* y el edicto provincial, cuyo contenido, como veremos, vuelve innecesaria la existencia de una ley general para la provincia[95].

Adviértase que no es nuestro propósito realizar un estado de la cuestión acerca de la problemática que entraña la *lex prouinciae* –algo que, por lo demás, ya se ha hecho[96]–, sino sencillamente tomar posición en el debate acerca de su naturaleza en tanto que interfiere en la definición de la del edicto provincial que nos ocupa.

Fue B.D. Hoyos el primero en señalar las grandes similitudes que existían entre el contenido del edicto provincial y el que se atribuía a la llamada *lex*

[93] Coudry / Kirbihler, *La lex Cornelia* [n. 87], p. 133.

[94] Cf. W.T. Arnold, *The Roman System of Provincial Administration to the Accession of Constantine the Great*, Oxford, 1914, p. 26-28; De Martino, *Storia* [n. 3], III, p. 285; C. Nicolet, *Rome et la conquête du monde méditerranéen, 2: La genèse d'un empire*, Paris, 1978, p. 883-920; M. Crawford, *Origini e sviluppi del sistema provinciale romano*, in *Storia di Roma, vol. 2, L'impero mediterraneo I: La repubblica imperiale*, Torino, 1990, p. 91-121; G.P. Burton, *The Roman Imperial State (A.D. 14-235): Evidence and Reality*, in *Chiron* 32, 2002, p. 249-280; F. Kirbihler, *Les lois provinciales en Occident : état de la question*, in Hurlet, *Rome et l'Occident* [n. 34], p. 25-34; Coudry / Kirbihler, *La lex Cornelia* [n. 87]; Fournier, *Entre tutelle* [n. 56] p. 264-266, aunque admite que la *lex Rupilia* es un decreto y prefiere hablar de *leges* en plural; A. Dalla Rosa, *Cura et tutela. Le origini del potere imperiale sulle province proconsolari*, Stuttgart, 2014, p. 44-49, que sigue a Fournier y, como éste, revisa y matiza algunas de las ideas admitidas sobre las *leges prouinciarum*.

[95] De hecho, R.M. Kallet-Marx, *Hegemony to Empire: The Development of the Roman Imperium in the East from 149 to 62 B.C.*, Berkeley, 1995, p. 18-20 y J.-L. Ferrary, *La liberté des cités et ses limites à l'époque républicaine*, in *Mediterraneo Antico* 2.1, 1999, p. 69-84, esp. p.73, han puesto en duda que la elaboración de una *lex prouinciae* fuera la conclusión necesaria al proceso de constitución de una provincia. No era algo automático.

[96] *Vid. supra* Kirbihler, *Les lois provinciales* [n. 94].

prouinciae. Veía erróneo aceptar que en cada provincia funcionase una ley general de carácter permanente cuando las fuentes literarias recogen no pocas disposiciones dictadas por sus gobernadores con el fin de corregir deficiencias o perfeccionar su sistema administrativo u organización interna[97]. Asimismo, Hoyos muestra que estas leyes provinciales podían ser modificadas por los gobernadores según lo requiriesen las circunstancias e incluso no estaban obligados a regirse por ellas[98]. Sin embargo, acepta que se siga usando el término *lex prouinciae*, pero entendida no como un ordenamiento diferente al edicto (ni superior a él), sino como un edicto más amplio y detallado[99].

A nuestro juicio, los argumentos de Hoyos son convincentes y, aunque él no lo hace, llevan a cuestionar la pertinencia de seguir usando el término *lex prouinciae* con el contenido que se le ha otorgado hasta ahora. Existiendo el edicto provincial resulta extraño que Roma, siendo tan pragmática en la administración de sus provincias durante la República, decidiera implantar una ley general para cada provincia que se solapaba con el edicto anual de sus gobernadores sin aportar nada nuevo al contenido de éste. Además, las noticias que tenemos de las leyes que se han tomado como ejemplo de *lex prouinciae* parecen hacer referencia más a disposiciones puntuales de determinados gobernadores (o generales) en la ordenación de situaciones problemáticas aparecidas en su provincia que a un apartado de una ley general. Resulta mucho más sencillo explicar la *lex Rupilia* para Sicilia, la *lex Lentuli* para Chipre o la *lex Pompeia* para Bitinia (por citar algunas[100]) como leyes *ad hoc* que trataban asuntos precisos, que parte de ordenamientos generales por lo demás desconocidos. Cierto es que no se trata de leyes dirigidas a una sola ciudad o comunidad, sino al conjunto de una provincia y, excepto la *lex Pompeia*, tampoco ninguna se puede encuadrar dentro de los *acta* que realizaban los generales tras una conquista[101]. Son, sin duda, leyes de alcance general, pero referidas a asuntos concretos y, por ende, no pretenden organizar todos los aspectos de la provincia. El intento de reconstruir el contenido de la *lex prouinciae* a partir de cada una de estas leyes antedichas, asumiendo que cada una reflejaría un pedazo de su contenido, parece un camino poco seguro que aboca a una tautología.

Una comprobación de lo que hemos dicho ya la realizó Mellano en su momento. planteando que la *lex Rupilia* no fuese una ley provincial u ordenamiento administrativo general para Sicilia, sino un decreto a través del cual el

[97] HOYOS, Lex provinciae [n. 23], p. 47-49.

[98] *Ibid.* p. 50-52, algo que, paradójicamente, ya reconocía ARNOLD, *The Roman System* [n. 94], p. 28, a pesar de ser una ley, según él, aprobada por los comicios.

[99] *Ibid.* p. 53.

[100] El compendio completo en COUDRY / KIRBIHLER, *La lex Cornelia* [n. 87], p. 135-137.

[101] CRAWFORD, *Origini e sviluppi* [n. 94], p. 112-113, diferenció con acierto las leyes generales para la provincia de estos otros dos tipos de disposiciones (*leges* para comunidades individuales y *acta*).

cónsul P. Rupilio, en 132 a.C., aconsejado por una delegación de diez senadores, había regulado la *iudicis datio* en todos los casos que se pudiesen presentar en la provincia teniendo en cuenta los diferentes estatutos jurídicos de sus habitantes y comunidades[102]. Asimismo, Rupilio también confirmó la validez de la *lex Hieronica* en lo relativo a la recaudación del tributo sobre la producción agraria. Cuenta Cicerón que, hasta la llegada del perverso Verres, ese decreto había sido respetado por todos los gobernadores de Sicilia, lo que viene a significar que las disposiciones legales de Rupilio habían pasado a contar entre las traslaticias que conformaban el edicto jurisdiccional.

Un reciente estudio de M. Coudry y F. Kirbihler ha intentado dar cuerpo a la denominada *lex Cornelia* de Asia, que habría contenido las disposiciones de Sila para la reorganización de esta provincia tras la Primera Guerra Mitridática[103]. El esfuerzo de ambos autores es encomiable y demuestran una gran pericia en el tratamiento de las escasas fuentes de información con que cuentan; sin embargo, de nuevo todas las disposiciones que atribuyen a tal ley provincial de Sila (la regulación de las embajadas, las condiciones de las evergesías o la indicación de qué día debían comenzar el año nuevo) entran perfectamente dentro del marco de un edicto, bien el anual que nosotros hemos abordado, bien de aquellos emitidos *ad hoc* durante el mandato de un magistrado[104]. Al igual que Rupilio en Sicilia, Sila estaría actuando en Asia como cualquier gobernador, pues, aunque el contexto fuese post-bélico, Asia no era una provincia recién constituida[105].

En nuestra opinión, por tanto, con las fuentes actualmente disponibles no se puede afirmar que haya existido lo que se conoce como *lex prouinciae*, es decir, una *lex data* para cada provincia en la que se recogiese el ordenamiento administrativo general de la misma. Las mencionadas *lex Rupilia* de Sicilia y *lex Pompeia* de Bitinia (por poner los ejemplos mejor conocidos) no son sino decretos o disposiciones tomados por estos dos hombres –el primero como pretor que gobernaba una provincia vieja, el segundo como general con *imperium* proconsular que acababa de conquistar un nuevo territorio– en torno a cuestiones concretas que en sus respectivas provincias necesitaban de una regulación en ese momento, tras un período convulso provocado por conflictos armados de diversa naturaleza. Es muy sintomático que en ambos casos, en las varias alusiones que hace Cicerón a la *lex Rupilia* y Plinio el Joven a la *lex Pompeia*, siempre se refieran al mismo asunto cada uno: el primero a la *iudicis datio* y la

[102] MELLANO, *Sui rapporti* [n. 54], parangonando la *lex Rupilia* a las *Scipionis leges* (CIC., 2 *Verr*. 2, 50, 123) y *Claudii leges* (2 *Verr*. 2, 49, 122) (p. 120-126). La opinión generalizada actualmente, sigue siendo la de considerar la *lex Rupilia* como la *lex prouinciae* de Sicilia: COUDRY / KIRBIHLER, *La* lex Cornelia [n. 87].

[103] *Ibid*.

[104] Los mal llamados '*edicta repentina*'.

[105] Recuérdese que también Rupilio gobernó Sicilia tras un conflicto armado: la revuelta de los esclavos.

confirmación del sistema impositivo de la *decuma* en Sicilia; el segundo, a la composición de los senados locales y el acceso a las magistraturas en las ciudades de Bitinia[106]. Son, pues, disposiciones *ad hoc* sobre un problema concreto.

A este respecto no carece de importancia el hecho de que Cicerón se refiera a la disposición de Rupilio como *decretum* y añada que eran los sicilianos quienes la denominaban *lex*[107]. Es decir, no era una *lex* romana *stricto sensu*, sino una disposición del gobernador entendida como tal por los habitantes de la provincia dada su validez ulterior, lo cual probaría la teoría de Mellano. Además, la labor de la comisión de diez senadores que ayudaban en ocasiones a los generales o gobernadores de una provincia a reorganizarla – sobre todo en lo relativo a la repartición del territorio entre las comunidades locales y Roma – no tenía por qué tener su plasmación en una ley: para eso ya estaba la *formula prouinciae*, en la que se recogía el elenco de comunidades con sus respectivos estatus jurídicos[108], y, para lo demás, el edicto provincial.

Sabemos que estas disposiciones de Rupilio y Pompeyo fueron respetadas por todos los gobernadores sucesivos de Sicilia y Bitinia (respectivamente), lo que significa que las habían incluido en sus edictos como parte de las cláusulas traslaticias y que no se trataba de partes de una supuesta *lex prouinciae*. Resulta fácil imaginar, además, que al menos Rupilio las hubiese ya incluido en su propio edicto jurisdiccional de validez anual[109], pues éste era, en toda la provincia, la verdadera referencia para sus habitantes – romanos y peregrinos – cuando querían conocer las reglas judiciales y los ordenamientos administrativos a los que se debían de atener. Por ello Cicerón definió al edicto provincial como *lex annua*[110].

106 Las disposiciones sobre la *decuma* estaban íntimamente relacionadas con la *iudicis datio*, al igual que la edad de acceso a los cargos públicos en las ciudades bitinias con la composición de los senados locales. La vinculación en el primer caso puede parecer extraña a primera vista, pero ha de tenerse presente que la *lex Hieronica* que respetó Rupilio también regulaba la forma en que debían resolverse los conflictos surgidos entre *aratores* y *decumani*, que era una de las más importantes preocupaciones del pretor que gobernaba Sicilia.

107 Cic., 2 *Verr.* 2, 13, 32: *Ex P. Rupili decreto quod is de decem legatorum sententia statuit, quam illi legem Rupiliam uocant.*

108 Dalla Rosa, *Cura et tutela* [n. 94] p. 39, ha definido muy bien la función de la *formula prouinciae*, que ha de ser considerada sobre todo como "un testo sussidiario per il magistrato che era stato incaricato di assumersi quella *provincia*. Lo scopo principale della *formula* era quello di informare il governatore sui limiti territoriali su cui avrebbe potuto far valere la sua autorità e anche di consentirgli capire, grosso modo, con quale tipo di comunità avrebbe dovuto a che fare".

109 No parece que Pompeyo hubiese publicado un edicto jurisdiccional en Bitinia, dado que actuaba como general en el marco del *ius belli* y la provincia estaba precisamente en vías de constituirse.

110 Cic., 2 *Verr.* 1, 109: *Qui plurimum tribuunt edicto, praetoris edictum legem annuam dicunt esse*. Como otros términos recurrentes, el de *lex* podía ser usado en sentido general para hacer referencia a una norma genérica.

Finalmente, resulta esclarecedor que, ya en época altoimperial, las leyes municipales de la Bética y, en concreto, la de Irni, se refieran al edicto del gobernador provincial como marco de referencia mientras que no existe mención alguna en ella a la *lex prouinciae*. De haber existido como marco del ordenamiento administrativo general de la provincia, sería impensable ese silencio. El marco de referencia en esos aspectos, así como en cuestiones de derecho privado, era el edicto de validez anual publicado por cada gobernador de la provincia al inicio de su mandato. El término *lex prouinciae* debería ser redefinido como la ley/es de alcance general en cada provincia introducida/s por su gobernador (con o sin ayuda de una comisión senatorial) con el fin de corregir o reorganizar aspectos concretos de su administración, pero nunca con una vocación ordenadora general.

5. *Conclusiones*

En época de Cicerón, los gobernadores provinciales, frente a lo que se ha defendido en ocasiones, no buscaban solamente proteger y favorecer a los ciudadanos romanos residentes en su provincia (principalmente a los publicanos), sino que también tuvieron muy presente la necesidad de atender a las comunidades peregrinas y garantizar su estabilidad económica y política interna. La imagen del magistrado romano ávido de las riquezas de su provincia es un tópico literario e historiográfico que, en gran parte, se origina en las *Verrinas* ciceronianas. Empero, precisamente la notoriedad de estos discursos se deriva de la excepcionalidad de los actos que Verres había cometido, atroces a ojos de Cicerón y el Senado romano. En general, los gobernadores buscaban mantener el orden en su provincia y la armonía en las relaciones entre romanos y peregrinos, y en ese propósito el papel del edicto jurisdiccional era de capital importancia como programa jurisdiccional y marco de referencia en el que se basaba lo que se podría entender como una suerte de ‘seguridad jurídica’ de los habitantes de las provincias.

En la parte dedicada a asuntos específicamente provinciales –lo que se correspondería con el *genus prouinciale* ciceroniano – quedaban integrados los *peregrini* – como prueba, por ejemplo, la importancia de los asuntos *de syngraphis* y *de publicanis* antedichos[111], que no ocupaban precisamente un lugar menor. En una provincia la mayoría de causas judiciales y relaciones contractuales o jurídicas se producirían entre peregrinos o entre éstos y ciudadanos romanos, pues los primeros conformaban la mayoría de su población. El tamaño del *genus prouinciale* del edicto de cada gobernador estaría sujeto a su discrecionalidad y variaría notablemente si optaba por intervenir o no en las causas judiciales que atañeran sólo a peregrinos. En el caso de los gobernadores que

[111] Cic., *Att.* V, 21, 11.

decidiesen ejercer su jurisdicción plena sobre ellos, el edicto presentaría más información relativa a los estatutos de las comunidades peregrinas (había de quedar claro qué tratamiento iba a tener cada una) e, incluso, a los restos de los ordenamientos prerromanos respetados por el poder imperial; la llamada *lex Hieronica* no es sino un ejemplo de ello y es razonable pensar que estaría incluida en los edictos de los sucesivos gobernadores de Sicilia, tal y como había sido confirmada por P. Rupilio.

En su decreto, Rupilio, además, recogió las cláusulas relativas a la designación de jueces en función del estatuto de las partes, y fue seguido escrupulosamente por todos los gobernadores de Sicilia hasta Verres, lo que constituye una prueba más de la 'presencia' de los *peregrini* en el edicto de los gobernadores. No en vano, su edicto, como el del pretor, era, a un tiempo, instrumento y limitación de su poder jurisdiccional[112].

Lamentablemente, dada la escasez de testimonios tardo-republicanos que se refieran al edicto anual del gobernador con que contamos (todos, obra de Cicerón) y sus condicionantes (género y objeto), resulta imposible conocer el grado de precisión con que se exponían estos derechos de los *peregrini* en el edicto, que, quizá, sólo se circunscribía a líneas generales como las de las disposiciones en torno a la *iudicis datio* expuestas en las *Verrinas*. Nuestras fuentes no nos permiten ir más allá sin caer en meras especulaciones, pero no cabe duda de que la información contenida en la llamada *formula prouinciae* –esa suerte de registro oficial de las comunidades de la provincia en el que se especificaba el estatuto jurídico de cada una[113] – sería tenida en cuenta por el gobernador en su edicto jurisdiccional. Con todo, como muestran los litigios por las herencias de Heraclio de Siracusa y Epícrates de Bidis o la *Tabula Contrebiensis*, la intervención del gobernador en controversias locales entre peregrinos tenía como referente normativo a su edicto y no era un hecho extraño a finales de la República; es más, podía ser, incluso, una opción preferida por los encausados y entendida como un privilegio (véase el *S.C. de Asclepiade*).

En cuanto a la llamada *lex prouinciae*, parece necesario reconsiderar su definición. Ninguno de los ejemplos conocidos indica que se tratase, como ha defendido la historiografía tradicional, de un ordenamiento general de la provincia, sino más bien de leyes *ad hoc* dirigidas a resolver u ordenar asuntos concretos. El único ordenamiento administrativo y jurídico general de una provincia mencionado en las fuentes es el que estaba recogido en el edicto jurisdiccional anual de sus gobernadores.

[112] A. Torrent, *La iurisdictio de los magistrados municipales*, Salamanca, 1970, p. 95.

[113] Una idea de lo que sería una *formula prouinciae* nos la da Plinio el Viejo en su *Naturalis Historia* (*vid*. libros III-V), pues los datos que da del estatuto de las comunidades que menciona en su repaso a las provincias está sacada de la *formula* de cada una. Cf. Fournier, *Entre tutelle* [n. 56], p. 67; Dalla Rosa, *Cura et tutela* [n. 94], p. 31 y 39.

Así pues, los edictos jurisdiccionales de los gobernadores tardo-republicanos no sólo eran una mera traslación a la provincia de las cláusulas del edicto urbano que tenían como modelo, sino que presentarían una parte específicamente provincial, cuyos contenidos variarían de una provincia a otra dependiendo de las realidades sociopolíticas de cada una (es decir, la tradición políada de sus comunidades y su cultura jurídica) y del mayor o menor interés que tuviese el gobernador en intervenir en los asuntos de las comunidades peregrinas locales en virtud de la amplia discrecionalidad de que lo dotaba su *imperium*. Al igual que sucedió con el edicto de los pretores de la *Vrbs*, la dinámica administrativa hizo que también las disposiciones del *genus prouinciale* fueran tomando un carácter permanente, lo que consolidó al edicto del gobernador como el marco jurídico de referencia para los habitantes de su provincia y la garantía de una cierta "seguridad jurídica". La estabilidad e invariabilidad que alcanzó con el tiempo el contenido del edicto de los sucesivos gobernadores de cada provincia no fue sino el reflejo de la paz interna que fue asentándose en las mismas.

A pesar de que los gobernadores pretendían defender y favorecer los intereses y derechos de los ciudadanos romanos residentes en su provincia, no ha de olvidarse que los *peregrini*, aunque fuese en el papel de convidados de piedra, se veían afectados y podían recurrir a las antedichas cláusulas del edicto específicamente provinciales. Y, con ello, la consideración que el poder romano tenía de ellos cambió: paulatinamente, los conquistados pasaron a ser 'gobernados'[114]. Al fin y al cabo, el edicto del gobernador, como plasmación que era de un programa jurisdiccional, participaba del propósito esencial del derecho: la ambición de armonizar la convivencia de los habitantes de la provincia.

Universidad Complutense de Madrid. Rubén OLMO LÓPEZ.

[114] Cf. M.W. DOYLE, *Empires*, Ithaca / London, 1986, p. 83-103; R. OLMO LÓPEZ, Pacisque imponere morem*: los gobernadores provinciales y la imposición del orden romano a los conquistados en Occidente (siglos I a.C.-I d.C.)*, in G. BRAVO / R. GONZÁLEZ SALINERO (eds.), *Conquistadores y conquistados: Relaciones de dominio en el mundo romano*, Madrid, 2014, p. 459-472.

In cauda discidium.
Les 'secondes Géorgiques', chants d'adieu

1. *Introduction*

La complexité des *Géorgiques*, qui superposent les niveaux de lecture, est un défi pour les lecteurs de Virgile. Pour compléter les options exégétiques, fort diverses et pas nécessairement contradictoires, qui ont enrichi la réception de cette œuvre, nous souhaitons développer ici une piste de lecture qui ne se projette certes pas comme une lecture globale, mais comme un éclaircissement sur un aspect particulier, à la fois tactique et idéologique, de la construction des *Géorgiques* III et IV. De fait, on a coutume d'opposer la fin « pessimiste » de la IIIe *Géorgique*, marquée par la peste du Norique, et celle, plus « optimiste », de la IVe [1], où renaissent les abeilles d'Aristée. Mais il est aussi possible de lire ces fins de chant sous l'angle commun d'une unité d'intention[2], celle des adieux de Virgile, adieux à l'épicurisme (*G.* III) et à l'élégie (*G.* IV). Si, comme à son habitude, Virgile ne prend pas position explicitement, des éléments discordants montrent, selon nous, que la peste du Norique et surtout la séquence d'Orphée ne sont pas de simples échos des œuvres de Lucrèce ou des élégiaques, mais des constats de leur échec et des épisodes de rupture qui lient intimement ces deux derniers chants des *Géorgiques*.

De fait, Virgile se cherche dans les *Géorgiques*, d'où une multiplicité, sinon une instabilité, des genres et registres pratiqués. Mais il n'en construit pas moins rigoureusement son œuvre, au niveau de l'ensemble comme au niveau du livre. On a ainsi déjà analysé la dynamique interne du livre I, où le début et la fin se répondent en négatif[3] ; ou encore celle qui rythme les deux premiers livres – les « premières Géorgiques », selon l'expression de J. Bayet (qui l'appliquait au livre I seulement), avec une fin dramatique au livre I, et une fin idéaliste au livre II. Mais les dynamiques sont multiples, et Virgile joue avec les effets de structure, puisque le début du livre I et la fin du livre II trouvent

[1] Voir ainsi B. Frischer, art. *Georgiche. « La struttura »*, in *Enciclopedia Virgiliana* II, Rome, 1985, p. 688-691 (p. 690). On se reportera, pour une étude plus complète, à l'ouvrage de R. Cramer, *Vergils Weltsicht. Optimismus und Pessimismus in Vergils* Georgica, Berlin / New York, 1998.

[2] A rapprocher du nombre égal de vers dans les livres III et IV, cf. par exemple E. L. Harrison 1979, *The Noric Plague in Vergil's Third Georgic*, in *PLLS* 2, 1979, p. 1-65 (p. 29 & 40).

[3] Par exemple P. Grimal, *Virgile ou la seconde naissance de Rome*, Paris, 1985, p. 118.

un écho optimiste en réunifiant le passé et l'avenir de Rome, l'âge d'or et l'âge d'Octave. De même, les fins de la IIIe et de la IVe *Géorgique* sont censées s'opposer : une fin dramatique, une autre plus optimiste, avec une dynamique qui mène de la mort à la renaissance. Les quatre livres alterneraient ainsi les fins tragiques (I ; III) et celles porteuses d'espoir (II ; IV) selon un tempo binaire[4]. Mais les liens entre les livres III et IV dépassent la simple opposition : outre la thématique animale, un thème supplémentaire les unit, qui n'a pas été souligné jusqu'à présent, et renforce leur unité par rapport aux deux premiers livres : ils ont en commun un rôle de bilan et de rupture avec deux formes d'idéologie que Virgile a côtoyées de près : la philosophie épicurienne et la poésie élégiaque. Virgile, dans la deuxième moitié des *Géorgiques*, pointe leur double échec, celui de l'inacceptable mécanique épicurienne et celui de l'impasse élégiaque – une double aporie, en somme – et initie la dynamique des adieux. Adieux à la philosophie de sa jeunesse et à la poésie de son ami Gallus, le tout à travers une subversion presque invisible, bien que sensible dans les effets de pathos ; mais pour subvertir il faut reprendre la matière initiale : voilà pourquoi les deux derniers livres des *Géorgiques*, dans leur fin (qui prend des proportions considérables, surtout pour le livre IV), se retrouvent littérairement hantés par l'épicurisme et l'élégie. Dans le même temps, Virgile construit également un adieu aux *Géorgiques*.

2. *Les adieux à Lucrèce*

On sait que l'épicurisme a été la grande philosophie de la jeunesse de Virgile. Il a suivi à Naples, pendant plusieurs années, les leçons du philosophe Siron et y a fréquenté Philodème de Gadara[5] ; il avait également une quinzaine d'années à la mort de Lucrèce et à la publication du *De natura rerum*, et la langue lucrétienne l'a profondément imprégné – il lui rend hommage régulièrement en lui empruntant des images et des syntagmes[6]. C'est ainsi que des échos de Lucrèce

[4] Voir par exemple D. L. Drew, *The Structure of Vergil's Georgics*, in *AJPh* 50, 1929, p. 242-254 ; G. E. Duckworth, *Vergil's Georgics and the Laudes Galli*, in *AJPh* 80, 1959, p. 225-237 (p. 229-230) ; L. P. Wilkinson, *The Georgics of Virgil: A Critical Survey*, Cambridge, 1969, p. 74-75 ; B. Otis, *A New Study of the Georgics*, in *Phoenix* 26, 1972, p. 40-62 (p. 45).

[5] Voir par exemple P. Grimal, *Quelques aspects épicuriens des Géorgiques*, in *JS*, 1980, p. 51-66 ; Grimal, *Virgile* [n. 3], p. 45-49 ; L. Alfonsi, *L'epicureismo nella storia spirituale di Vergilio*, in *Epicurea. In memoriam H. Bignone*, Gênes, 1959, p. 167-178 ; P. Boyancé, *Virgile et l'épicurisme*, in *Revue de la Franco-Ancienne* 124, 1958, p. 225-237. On se reportera aussi aux études réunies par D. Armstrong *et al.* (éds.), *Vergil, Philodemus and the Augustans*, Austin, 2004, en particulier celle de M. Gigante, *Virgil in the Shadow of Vesuvius*, p. 85-99, qui fait le bilan des liens entre Virgile et Philodème.

[6] Voir, pour les *Géorgiques*, le commentaire de R. F. Thomas, *Virgil, Georgics*, Cambridge, 1988, *passim*. Déjà dans l'Antiquité, on avait comparé les deux *pestes* : Macrobe, *Sat*. VI, 2, 7-14.

se retrouvent chez Virgile jusqu'à la fin de l'*Enéide*[7] : mais il s'agit là, le plus souvent, de poétique de l'allusion ; avec l'épisode de la peste, en revanche, Virgile dépasse la simple allusion et engage un dialogue serré avec Lucrèce. Au point de vue doctrinal, le Virgile de la IIIe *Géorgique*, qui a entre 35 et 40 ans, n'est plus le jeune homme qui partageait les idéaux du Jardin : sa propre maturation spirituelle l'en éloigne, et la fin du livre III (même si, à son habitude, il ne l'explicite pas) en porte la trace, avec sa *peste du Norique* inspirée de la *peste d'Athènes* lucrétienne. C'est ainsi que, par un paradoxe de plus, le chant d'aspect le plus lucrétien[8] contient aussi la rupture idéologique avec Lucrèce.

2.1. *La construction de la peste lucrétienne*

Qu'a voulu faire Lucrèce avec la *peste d'Athènes* ? Il est nécessaire de préciser ce point pour comprendre les intentions de Virgile. L'épisode, qui clôt le poème didactique, ne doit pas sa place au hasard, mais résulte d'une savante construction. On a l'habitude de considérer que les six livres de Lucrèce fonctionnent par paires suivies[9], mais il existe d'autres effets de structure, dont des échos binaires : le premier livre, qui s'ouvre sur une invocation à Vénus et à la naissance des créatures, trouve ainsi son pendant dans la peste finale et la mort de toute sorte d'êtres vivants. Mais surtout, les livres III et VI se reflètent doublement dans leurs débuts et fins : si le livre III commence par une invocation à Epicure, le VIe s'ouvre avec l'éloge d'Athènes et d'Epicure ; et les deux livres s'achèvent et même se répondent sur le thème de la mort – ce qui constitue pour le VIe une inflexion de sa thématique (les explications physiques des phénomènes naturels), mais les épidémies conduisent le poète à revenir sur cette image saisissante d'une mort inéluctable. Plus précisément, la fin du livre III contient la démonstration de l'opinion épicurienne selon laquelle « la mort n'est rien pour nous » (III, 830 *Nil igitur mors est ad nos neque pertinet hilum* = Epicure, *Lettre à Ménécée* 124 : ἐν τῷ νομίζειν μηδὲν πρὸς ἡμᾶς εἶναι τὸν θάνατον). S'ensuit toute une série de réfutations des croyances en l'au-delà et des peurs liées à la mort (III, 830-1094). Quant au livre VI, il s'achève sur le

[7] Voir ainsi l'exploitation qu'en fait Ph. HARDIE, *Virgil's* Aeneid*: Cosmos and Imperium*, Oxford, 1986.

[8] WILKINSON, *The Georgics* [n. 4], p. 207 ; HARRISON, *The Noric Plague* [n. 2] ; GRIMAL, *Quelques aspects épicuriens* [n. 5] ; *Virgile* [n. 3], p. 147 ; M. R. GALE, *Virgil on the Nature of Things: The Georgics, Lucretius and the Didactic Tradition*, Cambridge, 2000, p. 45-46.

[9] Cf. par exemple J.-C. FREDOUILLE / H. ZEHNACKER, *Littérature latine*, Paris, 1998², p. 99 ; le procédé aurait inspiré Virgile, cf. *ibid.*, p. 142. Voir aussi P. BOYANCÉ, *Lucrèce et l'épicurisme*, Paris, 1963, p. 69-79 ; J. FARRELL, *Lucretian Architecture : the Structure and Argument of the* De rerum natura, in S. GILLESPIE / Ph. HARDIE (éds.), *The Cambridge Companion to Lucretius*, Cambridge, 2007, p. 78-82.

tableau apocalyptique de cette peste (VI, 1138-1286) qui a frappé Athènes à partir de −430, telle que décrite par Thucydide (II, 47-54), comme une suite logique à l'explication physique des épidémies (VI, 1090-1137).

Mais il reste un problème, car cet exemple est plus long que la théorie physique : Lucrèce s'emploie surtout à *décrire* cette peste, en forçant le trait par rapport à Thucydide. La raison profonde de ce morceau de bravoure, qui, pris isolément, semble étranger à la doctrine du Jardin[10], se trouve dans l'effet de miroir entre les livres III et VI, qui closent les deux moitiés de l'ouvrage sur le thème de la mort : dans les grandes lignes, le III contient la théorie épicurienne, tandis que la peste du VI constitue une application spécifique – un long *exemplum*, en somme, qui marque la fin du traité philosophique avec une technique que Lucrèce affectionne : le contre-exemple, en l'occurrence celui d'une cité dévastée qui, implicitement, n'a pas encore à sa disposition les secours qu'offre la doctrine épicurienne. Athènes est ainsi mise en scène au début et à la fin du livre VI – d'où sans doute le choix d'un exemple historique de peste dans cette cité ; mais à la présence d'un Epicure libérateur au début de ce livre ne répond, à la fin, que la vision hallucinante d'un monde où Epicure n'est pas né, un monde privé de ses lumières et donc plongé dans les affres de ses peurs et de la mort : en ce sens, Lucrèce use en ce livre VI de la technique de l'hystéro-protéron, que ré-exploitera Virgile dans la première *Géorgique*, entre un début serein où règne un Octave pacificateur et une fin où règne le chaos qui n'a pas encore été maîtrisé[11].

En somme, Lucrèce donne l'illustration historique de ce qu'était le monde avant la révélation épicurienne, qui, dans son optique, a libéré l'homme : il applique, en quelque sorte, le raisonnement du *suaue mari magno…* (II, 1) à la dimension chronologique et souligne ainsi la vanité de toute autre conception spirituelle : il ne manque pas de pointer l'inutilité *de facto* de la religion (VI, 1272-1279). La physique du Jardin, parallèlement, permet de dégager la maladie et la mort du *mal*, et donc de toute morale métaphysique. On a autrefois trop insisté sur la noirceur de certains passages lucrétiens[12], sur leur aspect tragique ou passionné : ou plutôt, on a eu tort d'appliquer à la personne du poète (avec une dimension romantique hors de propos) ce qui relève d'un choix stratégique : dans ce type d'épisodes, Lucrèce se fait prêcheur plus que « philosophe », et la toute

[10] D. West, *Two Plagues: Virgil, Georgics 3.478-566 and Lucretius 6.1090-1286*, in D. West / T. Woodman (éds.), *Creative Imitation and Latin Literature*, Cambridge, 1979, p. 71-88 (p. 75 : « non-technical conclusion ») ; J.-M. André, *L'épidémiologie chez Virgile. De la physiologie à la tératologie religieuse*, in *BFLM* 15, 1987, p. 15-27 (p. 17 : « Mais le message final restait ambigu : Lucrèce n'a pas fait de la peste un argument contre le providentialisme »).

[11] Grimal, *Virgile* [n. 3], p. 118.

[12] Jugement fréquent dans les anciennes histoires de la littérature latine, par exemple celle de R. Pichon, Paris, 1897, p. 265-266. Voir la mise au point de Boyancé, *Lucrèce* [n. 9], p. 79 et Fredouille / Zehnacker, *Littérature latine* [n. 9], p. 103.

fin de son ouvrage prend, grâce à tout ce qui précède, une valeur protreptique des plus vigoureuses[13].

2.2. *La déconstruction virgilienne*

On peut certes s'appuyer sur une « tonalité » commune[14] entre Lucrèce et Virgile pour suggérer une communauté d'intention. Mais ce serait passer outre la réécriture virgilienne. Pour Virgile[15], la rupture *avec* Lucrèce passe d'abord par une rupture *de* Lucrèce et de la mécanique épicurienne. Virgile se situe incontestablement dans la déconstruction de son modèle, à travers une double méthode : là où Lucrèce construisait une démonstration philosophique dont la peste était un contre-*exemplum* final, le Mantouan défait à tout niveau son récit de la peste, et brise la logique épicurienne en choisissant d'amputer de moitié l'édifice lucrétien, le déséquilibrant jusqu'au point de rupture.

Les modifications, d'abord, que Virgile fait subir à l'épisode lucrétien sont radicales. Il délocalise ainsi le récit historique dans un ailleurs au cadre spatio-temporel flou. La cité civilisatrice par excellence laisse place à un décor certes alpestre – mais il faut se méfier des localisations virgiliennes[16] – aux limites du monde barbare et, en tout cas, très peu italien[17]. Le cadre urbain est d'ailleurs rejeté en bloc par Virgile, ainsi que celui de la cité : le mal, chez lui, n'est pas circonscrit en un lieu aux limites finalement rassurantes. Le temps même se dilue : Lucrèce n'avait pas à préciser le cadre temporel d'un épisode que tout Romain cultivé connaissait et avait lu directement dans le texte grec de Thucydide, source vérifiable ; mais Virgile, pour un épisode plus que douteux[18], exfiltre soigneusement toute précision temporelle et entretient un flou indéterminable : nous avons seulement des expressions comme *post tanto* (III, 476) ou *quondam*

[13] Pour une vision plus « pédagogique » de la fin du *De natura rerum* (et les problèmes de transposition textuelle qui s'y posent), cf. P. Fowler, *Lucretian Conclusions*, in D. H. Roberts / F. M. Dunn / D. Fowler (éds.), *Classical Closure. Reading the End in Greek and Latin Literature*, Princeton, 1997, p. 112-138 (p. 37-38).

[14] Par exemple A. Grilli, art. *Georgiche. « I modelli »*, in *Enciclopedia Virgiliana* II, Rome, 1985, p. 686-687 (p. 687 : « qui la compenetrazione tra modello et fonte è più profonda che per ogni altro autore, perché V. intende cogliere lo spirito del suo modello ; ne è prova la molto maggior presenza di Lucrezio in un libro pessimistico »).

[15] Pour une comparaison de détail, dans la lignée de Macrobe, voir West, *Two Plagues* [n. 10].

[16] Cf. la localisation de la « Scythie » de *G.* III, 349-351.

[17] Seuls les rituels, et l'évocation de Junon (III, 486-491 et 531-533), permettent de rapprocher le pays de l'Italie, mais sans argument définitif (dans l'*Enéide*, Junon est ainsi déesse de Carthage).

[18] On ne croit plus guère aujourd'hui à la réalité d'une épizootie précise, mais plutôt à l'amplification de phénomènes connus par ailleurs, cf. J. Heurgon, *L'épizootie du Norique et l'histoire*, in *RÉL* 42, 1964, p. 231-247. Voir dans Harrison, *The Noric Plague* [n. 2], p. 4-6 la réception de cet épisode aux 19e-20e s.

(III, 478), par opposition à un *nunc quoque* (III, 476). Surtout, les victimes inversent leurs identités : Lucrèce parle des hommes, avec quelques détails sur les animaux, tandis que Virgile se concentre sur les animaux et n'évoque les hommes qu'à la toute fin (III, 563-566), et comme victimes collatérales (III, 534-536).

Outre ces différences fondamentales, on relève d'autres éléments de rupture. Le final virgilien met en scène une brutale réorientation mythique (III, 549-553)[19], avec le genre d'allégories que justement Lucrèce combat (cf. par exemple *De natura rerum* III, 978-1023). Virgile met aussi en avant la souillure religieuse due à l'absence de victimes sacrifiables (III, 486-493 et 531-536), ce qui entraîne une inefficacité rituelle, mais pas directement une remise en cause des dieux, alors que cette problématique n'a aucun sens dans l'épicurisme, et que Lucrèce reprend à loisir le récit de Thucydide sur les sacrilèges commis dans les temples athéniens, comme pour souligner l'absence des dieux et l'inutilité des croyances (VI, 1272-1279). Virgile ne le suit donc pas sur ce chemin. Au contraire, il en vient à insérer des questions métaphysiques sur l'existence d'une providence[20], là où Lucrèce se contente de décrire (sans l'expliciter) les affres des hommes privés de la philosophie d'Epicure. L'intervention virgilienne souligne alors, par son pathétique, l'injustice et l'absurdité de la situation. Cette absurdité est signifiante, car l'absurde n'a pas sa place dans l'épicurisme[21], qui est un matérialisme rationaliste. Là où Lucrèce dénie toute intervention divine et toute existence d'un mal métaphysique, Virgile semble dire que le mal est bien présent et représente un monde frappé de déréliction.

La *peste* de Virgile n'a donc plus grand-chose à voir avec celle de Lucrèce, malgré des points communs qui induisent facilement en erreur, surtout la langue (les échos de Lucrèce sont nombreux dans les *Géorgiques* et ce passage en particulier – voir le commentaire de Thomas [n. 6]) et le pathétique grandiose des descriptions. De fait, la langue, le lexique de Lucrèce affleurent en permanence : ce sont eux qui nous font induire une communauté d'intention abusive, car, symboliquement, la *peste* lucrétienne est malade chez Virgile.

Le point de contact le plus important et le plus signifiant à nos yeux demeure la place de la *peste* en fin de livre : c'est ce qui, au premier coup d'œil, permet de relier les deux œuvres (même si, chez Virgile, fin du livre n'est pas fin de l'œuvre). Mais il s'agit d'un faux parallélisme, qui permet finalement à Virgile de rompre avec Lucrèce. Car tout le problème réside dans le refus virgilien de l'explication : quel sens donner à son silence ? De fait, il tait la mécanique lucrétienne qui unissait ses livres III et VI, la mort et la peste, et omet le raisonnement pour ne conserver finalement que l'*exemplum*.

[19] Voir R. Clare, *Chiron, Melampus and Tisiphone: Myth and Meaning in Vergil's Plague of Noricum*, in *Hermathena* 158, 1995, p. 95-108.

[20] III, 525-526 : *quid labor aut benefacta iuuant ? quid uomere terras / inuertisse grauis ?*

[21] Sauf comme outil logique, dans des démonstrations avec réduction à l'absurde.

2.3. *La pragmatique virgilienne de l'absence*

La question est alors de savoir si l'*exemplum* (à savoir la peste) peut, à lui seul, fonctionner dans une optique épicurienne, ou si, *muthos* sans *logos*, il conduit à une impasse idéologique. On pourrait en effet imaginer que la présence chez Virgile de la seconde partie de la construction lucrétienne – la peste – suffise à induire la première partie, qui n'y est pas – la doctrine épicurienne[22]. Peut-être même est-ce un réflexe naturel devant cet apparent parallélisme de la *peste* en fin de livre : une forme d'épicurisme subliminal qui permettrait de reconstituer le tout à l'aide de la partie.

Mais – outre que la partie, à savoir la peste, ne coïncide avec le tout ni dans les grandes lignes ni dans les détails chez les deux poètes – Virgile joue avec ce réflexe d'induction littéraire. Le faux-semblant et l'art de la suggestion, si prégnants chez lui, fonctionnent pleinement. Le problème est qu'à son habitude Virgile n'explicite rien et laisse le lecteur dans un *sfumato* idéologique. Que reste-t-il alors ? L'absence cruelle de conclusion[23], d'explication à cette peste, dans le livre III, rend son silence accablant pour le lecteur – c'est également pour cette raison qu'il existe autant d'interprétations. L'essentiel, à nos yeux, est que Virgile se démarque de Lucrèce par l'absence volontaire d'un des marqueurs-clés de l'épicurisme, l'explication rationnelle, là où même Ovide donnera une explication (mythique, voir *infra*). Le poète de Mantoue, qui maîtrise au plus haut point l'art de commencer et de finir ses livres, n'a pas pu ne pas comprendre la logique lucrétienne qui reliait les livres III et VI du *De natura rerum*. Pourtant, il ne la renouvelle pas, mais l'ampute de moitié : ce faisant, il déséquilibre et dérègle la mécanique épicurienne. Privé de sa rationalité, l'épicurisme devient inacceptable.

Virgile, donc, donne le change en semblant imiter Lucrèce, mais il ne fait pas ce qu'on attendrait d'une simple *retractatio*[24] : il invoque son modèle pour le répudier idéologiquement. Il propose une fin *comme* celle de Lucrèce, mais non identique, car elle n'est pas définitive, et surtout ne comporte aucun renvoi à une logique interne qui justifierait rationnellement le mal qui s'installe. S'il conduit l'épisode de la peste à un paroxysme aussi fort que chez son devancier, c'est pour le réécrire et en modifier la portée : Virgile transforme l'*exemplum* lucrétien en argument anti-épicurien, car seuls restent en lice l'émotion et le désespoir devant une dévastation injuste[25]. Or ces passions et ces compassions

[22] C'est le raisonnement que GRIMAL (*Quelques aspects épicuriens* [n. 5], p. 64-65) applique à d'autres parties des *Géorgiques* dans son article sur l'épicurisme dans cette œuvre.

[23] Cf. GALE, *Virgil on the Nature of Things* [n. 8], p. 270-273.

[24] J. FARRELL, *Vergil's* Georgics *and the Traditions of Ancient Epic*, Oxford, 1991, p. 84-94, aborde justement cet épisode sous l'angle d'une *retractatio* rhétorico-poétique – c'est qu'il est, certes, mais pas uniquement.

[25] Cf. par exemple III, 494-496 : *Hinc laetis uituli uulgo moriuntur in herbis / et dulcis animas plena ad praesepia reddunt ; / hinc canibus blandis rabies uenit…*

n'ont pas leur place dans l'épicurisme, et sonnent, de la part du poète, comme des réfutations implicites de cette doctrine. En privant la logique lucrétienne de ses causes, en accroissant la charge émotionnelle et en rendant insupportable une absence de justification, de pendant philosophique à la peste, Virgile crée un horizon d'attente, ou plutôt de vide[26], que rien ne vient combler[27], là où Lucrèce organisait une clôture.

La IIIe *Géorgique* se conclut donc sur une impasse idéologique, par le refus de suivre les tenants et aboutissants de l'épicurisme, et sans échappatoire immédiate. C'en est fini du temps heureux de l'égalité, dans la IIe *Géorgique*, entre l'épicurisme et la religion traditionnelle, lorsque Virgile accordait aux deux voies une égale dignité[28] : on mesure à cette aune l'évolution de Virgile, et cette évolution est une rupture. D'ailleurs, même si c'est parfois contesté, l'épicurisme est hors-jeu[29] dans la IVe *Géorgique* : le « vieillard de Tarente », qui vit dans une autarcie presque épicurienne, relève de l'apologue et d'un « âge d'or privé »[30]. La IIIe *Géorgique* contient donc les adieux de Virgile à la philosophie qu'il avait intimement pratiquée.

2.4. *Les* trois pestes*, ou l'art ovidien de remplir les blancs*

Il y a tout lieu de croire qu'Ovide s'est précisément posé la question de ce que Virgile avait voulu faire. Il livre sa propre version de la peste, cette fois située à Egine (*Mét.* VII, 523-613). Il semble même avoir eu l'intuition de l'aporie virgilienne à la fin de la IIIe *Géorgique*, car, s'il reprend largement aussi bien les textes de Virgile que de Lucrèce[31], il est, à son habitude, beaucoup plus explicite, et s'en vient combler les blancs laissés par son prédécesseur. Nous avons donc une forme de ménage littéraire à trois, où le dernier poète veut en

[26] Ce n'est que dans l'*Enéide* que ce vide est comblé, cf. ANDRÉ, *L'épidémiologie* [n. 10], p. 20-21.

[27] Il faut attendre la bougonie du livre IV pour qu'une solution (au demeurant problématique) apparaisse, cf. HARRISON, *The Noric Plague* [n. 2], p. 28-29.

[28] Comparer II, 490 : *felix qui potuit rerum cognoscere causas* et II, 493 *fortunatus et ille deos qui nouit agrestis*.

[29] Cf. GRIMAL, *Virgile* [n. 3], p. 124-125. *Contra* E. PARATORE, *L'episodio di Orfeo*, in *Atti del convegno virgiliano sul bimillenario delle Georgiche*, Naples, 1977, p. 9-36 (p. 33) qui voit dans la conclusion de l'épyllion une tendance lucrétienne, poétique plutôt que philosophique ; ou encore W. R. JOHNSON, *A Secret Garden : Georgics 4.116-148*, in D. ARMSTRONG *et al.* (éds.), *Vergil, Philodemus* [n. 5], p. 75-83.

[30] Selon l'expression de P. J. DAVIS, *Vergil's Georgics and the Pastoral Ideal*, in A. J. BOYLE (éd.), *Virgil's Ascraean Song: Ramus Essays on the* Georgics, 1979, p. 22-33 : « a private golden age » (p. 30). Voir aussi la lecture métapoétique, donc non philosophique, de F. RIPOLL, *Une lecture de l'épisode du jardinier de Tarente (Virgile, Géorgiques IV, 116-148)*, in *Vita Latina* 189-190, 2014, p. 89-103.

[31] Voir ce qu'en dit M. A. J. HEERINK, *Ovid's Aeginetan Plague and the Metamorphosis of the Georgics*, in *Hermes* 139, 2011, p. 464-472.

remontrer à ses devanciers. Il commence ainsi par un contre-pied général en explicitant d'entrée la cause de la peste : une vengeance de Junon contre la nymphe Egine qui, aimée de Jupiter, donne son nom à l'île où régnait son fils Eaque (le locuteur). Il se positionne ainsi dans la fiction, aux antipodes de la peste « historique » de Lucrèce, quand Virgile louvoyait entre les deux. Ovide commence ensuite sa description de l'épidémie par les animaux, comme pour dire qu'il prend la suite de Virgile. Mais il imite beaucoup plus Lucrèce que ne l'avait fait Virgile. Cette quasi-servilité par rapport aux sources, dans ce passage des *Métamorphoses*, est remarquable, car elle exprime un positionnement littéraire et implique un jugement. En somme, Ovide semble dire : voilà ce que devrait être une véritable *retractatio* de Lucrèce en poésie (d'où les échos lucrétiens beaucoup plus nets), tout en la délocalisant définitivement dans le mythe. Mais il suit aussi Virgile de près, comme s'il voulait expliciter à tout prix ce que Virgile se refusait à dire. Par exemple, il est question de Junon chez Virgile (III, 531-536), seule divinité nommée du passage, et l'on ignore pourquoi ; on a par exemple voulu voir en elle la cause de la peste du Norique[32]. En contaminant les deux sources et en leur donnant une orientation fictionnelle nette, Ovide traduit à sa manière – mythologique – les silences de Virgile, et pourrait même avoir souhaité, *a posteriori*, lui donner une leçon : il semble lui reprocher de n'avoir pas su choisir entre réalité et fiction, entre hommes et animaux, entre épicurisme et religion, entre poésie didactique et poésie épique, entre *imitatio* et *aemulatio* ; en bref, de poser les questions sans donner les réponses, sans conclure explicitement – ce qu'Ovide fait puisque sa *peste* se termine sur la transformation des fourmis en hommes pour repeupler l'île. En donnant à sa *peste* une longueur similaire à celle de Virgile, il marque qu'il a voulu se mesurer à deux morceaux de bravoure, mais aussi rompre ouvertement avec l'épicurisme de l'un, qui n'a que faire du mythe, et l'aporie de l'autre, qui n'explicite rien.

3. *Les adieux aux élégiaques*

La fin du livre IV des *Géorgiques* marque un autre type d'adieu, celui à l'élégie, dans l'épyllion d'Orphée et d'Eurydice. Certes, Virgile n'a jamais pratiqué ce genre littéraire. Aussi s'agit-il plutôt d'un adieu aux élégiaques, en particulier à celui qui avait été un proche de Virgile : Cornélius Gallus. Nous n'entrons pas, pour le moment, dans la discussion sur l'éventuelle réécriture de la fin du livre IV, où l'histoire d'Orphée, selon Servius (*Buc*. X, *praef*. ; *G*. IV,1) aurait remplacé des *laudes Galli*. Il n'en est nul besoin pour prouver que la IVe *Géorgique* fait le douloureux constat de l'échec du projet élégiaque. L'étude de cette fin étant très bien documentée dans la bibliographie virgilienne, nous insisterons sur ce qui constitue, selon nous, des éléments de rupture.

[32] HARRISON, *The Noric Plague* [n. 2], p. 51-52.

3.1. *Les* Géorgiques *et l'âge d'or de l'élégie*

C'est en pleine floraison du genre de l'élégie amoureuse à Rome, très différente de l'élégie érudite alexandrine[33], que Virgile compose ses *Géorgiques*. Il y fait allusion lui-même, par exemple, dans la Xe *Bucolique*, surnuméraire et écrite apparemment en –37. Si l'on reprend les dates consensuelles fournies par la *Littérature latine* de Fredouille / Zehnacker [n. 9], voici une chronologie acceptable :

- Virgile, *Géorgiques* composées entre 37 et 29, avec peut-être une réfection de la IVe en –27 ;
- Tibulle, premier livre d'élégies commencé en 32, publié en 27 ou 26 ; second livre posthume, composé entre 24 et 19 ;
- Properce, premier livre d'élégies publié vers 29, le second composé entre 28 et 25, le troisième entre 23 et 20 ;
- Ovide : *Héroïdes* publiées vers –25 ; *Amours* commencés vers –25 et publiés une première fois en –15.
- Quant au précurseur, Gallus, on peut sans doute dater son œuvre des années 40, avant son engagement politique[34]. Il faut bien sûr ne pas confondre la publication finale et la possible circulation antérieure des textes dans les milieux cultivés.

Mais d'autres datations sont possibles : on peut abaisser celle des *Géorgiques*, comme le fait R. Martin qui prolonge leur rédaction jusqu'à une publication en -27[35] ; ou remonter celle de Properce, comme l'a proposé récemment P. Heslin[36]. Les deux hypothèses permettraient de réévaluer des liens intertextuels entre l'*omnia uincit amor* de *Buc*. X, 69, le *labor omnia uicit / improbus* de *G*. I, 145-146, l'*improbe amor* de *Aen*. IV, 412 et l'*amor … improbus* de Properce I, 1, 4-6[37]. Properce, dans cette optique, pourrait se situer entre le premier et le second extrait de Virgile, qui aurait repris l'élégiaque sur l'adjectif *improbus*, en donnant une version morale (*labor* en lieu et place d'*amor*), qui constituerait en soi une condamnation du mode de vie prôné par les élégiaques.

De fait, Virgile, dans ces secondes *Géorgiques*, prend part au débat sur *amor* lancé par les élégiaques, qui attaquent de front la morale traditionnelle du *mos*

[33] Voir ainsi P. Veyne, *L'élégie érotique romaine. L'amour, la poésie et l'occident*, Paris, 1983.

[34] De toute manière avant la Xe *Buc*. de –37. J.-P. Boucher, *Caius Cornélius Gallus*, Paris, 1966, p. 14-15, date l'œuvre poétique de Gallus entre les années –50 et –45 (ou –43).

[35] R. Martin, art. *Georgiche. « La datazione e la pubblicazione »*, in *Enciclopedia Virgiliana* II, Rome, 1985, p. 664-669.

[36] P. Heslin, *Virgil's Georgics and the Dating of Propertius' First Book*, in *JRS* 100, 2010, p. 54-68.

[37] Voir un exemple de dialogue intertextuel entre Horace et Virgile dans Grimal, *Virgile* [n. 3], p. 118.

maiorum en proposant l'amour comme valeur unique de substitution à toutes les autres (civiques, en particulier[38]). L'*amor* devient ainsi source de *fama* ou de *gloria*[39], aux antipodes de celles revendiquées par Virgile, qui condamne les *furores* de l'amour dans ses deux derniers livres. Il existe toutefois, comme souvent dans cette œuvre, une ambiguïté conflictuelle : le *furor* amoureux est différent entre les IIIe et IVe *Géorgiques* : l'anthropomorphisme de la IIIe relève de la métaphore, mais a pour sujet essentiel la reproduction animale, étendue ponctuellement à l'amour humain ; ce n'est bien sûr pas le cas de la IVe, où il ne reste plus grand-chose, sur la fin, de la didactique agronomique : le sujet est le véritable amour humain, ou plutôt sa forme paroxystique qu'est l'amour élégiaque, exclusif et dévorant, tel que représenté par Properce dans le *Monobiblos* (d'où des questions légitimes sur la chronologie des œuvres). Le point commun, c'est le risque mortel qu'encourt la victime du *furor eroticus*.

L'amour d'Orphée pour Eurydice est un amour élégiaque[40] : en pointant son échec, Virgile disqualifiera, dans son œuvre *didactique*, l'élégie en tant que façon d'être au monde.

3.2. *L'étrange élégie de Protée*

Comme avec l'épicurisme au livre III, c'est avec les propres armes de l'élégie que Virgile va rompre avec cette dernière. Il prend certes un sujet que ces derniers n'ont pas traité (Orphée), mais c'est justement une manière de se démarquer. Qui plus est, il modifie cette histoire assez profondément[41], dans un sens tragique, et la relie artificiellement à l'histoire d'Aristée. Mais il ré-exploite une technique catullienne, celle du double épyllion avec mise en abîme (histoire d'Ariane dans celle de Pélée et Thétis chez Catulle *c*. LXIV, histoire d'Orphée dans celle d'Aristée chez Virgile). Rappelons l'enchaînement des légendes : Aristée, sur les conseils de sa mère, s'empare du dieu-devin de la mer, Protée, afin qu'il lui révèle pourquoi ses abeilles meurent. Protée, une fois capturé, lui explique comment lui, Aristée, est cause de la mort d'Eurydice, de la descente d'Orphée aux Enfers et de ce qui s'en est suivi : leurs retrouvailles éphémères,

[38] Voir les analyses de J.-P. BOUCHER, *Études sur Properce : problèmes d'inspiration et d'art*, Paris, 1965 ; il parle ainsi, p. 16, à propos du *Pro Sestio* de Cicéron, « d'appel anti-élégiaque ».

[39] Voir ainsi PROPERCE I, 5, 24 ; I, 7, 9 ; I, 7, 11 ; I, 8, 46 ; II, 1, 47, etc.

[40] Cf. par exemple G. B. CONTE, *Aristeo, Orfeo e le Georgiche : una seconda volta*, in *L'epica del sentimento*, Turin, 2002, p. 65-89 (p. 86-87) ; on trouvera un texte très similaire, sinon identique, dans : G. B. CONTE, *Aristeo, Orfeo e le Georgiche: una seconda volta*, in *Studi classici e Orientali* 46, 1998, p. 103-28 ; *The Poetry of Pathos*, Oxford, 2007, p. 123-149. Cf. aussi *Aristaeus, Orpheus, and the Georgics*, in *The Rhetoric of Imitation: Genre and Poetic Memory in Virgil and Other Latin Poets*, Ithaca / Londres, 1986, p. 130-40.

[41] Voir, entre autres, CONTE, *Aristeo, Orfeo e le Georgiche* [n. 40], p. 75-76.

la perte définitive d'Eurydice, les chants désespérés d'Orphée, sa mise à mort par les ménades.

On a pu parler de « l'élégie d'Orphée »[42], ce qui constitue un contre-sens, car Orphée ne *dit* rien : on ne l'entend pas ; même le cri final *Eurydicen*, à l'accusatif, est potentiellement privé, par son intégration syntaxique à la phrase, de parole vive ; on ne l'entend qu'indirectement, et une fois mort. C'est donc Protée qui prend en charge les passages « élégiaques ». On a estimé que, ce faisant, Virgile aurait souhaité montrer ce dont il aurait été capable s'il avait voulu écrire une élégie – tout en rendant hommage à cette forme littéraire[43]. Dans le même temps, Virgile finit par pointer l'échec élégiaque d'une vie entièrement vouée à l'amour ; en ce sens, le *uates* Protée prophétise l'impasse élégiaque ; il le fait, pourtant, en cohérence partielle avec l'élégie ; les plus beaux vers seront élégiaques dans le fond, mais non dans la forme, car tout dans « l'élégie » de Protée est étrange : il nous livre en fait une contre-élégie, et pas seulement parce que tout l'épyllion baigne dans une intertextualité épique et homérique[44], mais parce que c'est le choix de Virgile de disqualifier le genre élégiaque.

Il y a certes des éléments incontestablement élégiaques dans le passage d'Orphée : le couple élégiaque, d'abord, constitué d'une *puella* et d'un *uates* (Orphée n'est pas nommé ainsi par Virgile, mais il l'est en acte) ; une fidélité sans faille de la part de l'amoureux ; la substitution d'*amor* à toute autre valeur ; l'affirmation du pouvoir de la poésie (cf. Properce I, 7, même si la victoire du *carmen* orphique n'est que provisoire) ; un amour plus fort que la mort ; la présence du *furor eroticus*.

Pourtant, il y a maldonne : d'abord, ce ne sont pas les bons vers. Certes, il y a le précédent du *c*. LXIV de Catulle, celui d'Ariane, en hexamètres dactyliques, mais, d'une part, il ne s'agit pas d'une élégie *stricto sensu*, et de l'autre, les élégiaques romains ont depuis adopté le distique qui porte leur nom : il existe ainsi, à la base, un décalage générique qui dénature l'idée même d'élégie en employant un vers plus « noble », et renvoie à un « avant », une forme pré-élégiaque. Par ailleurs, Orphée et Eurydice sont présentés comme mariés (IV, 456 & 465), loin des amours libres du couple élégiaque typique.

Mais le porte-à-faux est surtout flagrant au niveau énonciatif : chez Properce, Tibulle ou même le Gallus de la Xe *Buc*., c'est l'amoureux, le locuteur

[42] C'est le titre de P. DOMENICUCCI (*L'elegia di Orfeo nel IV libro delle Georgiche*, in *GIF* 37, 1985, p. 239-348), qui comprend peut-être l'expression comme un génitif objectif : l'élégie sur Orphée ? – L'article vaut mieux que le titre.

[43] CONTE, *Aristeo, Orfeo e le Georgiche* [n. 40], p. 88 : « accetta di cimentarsi egli stesso in quel genere dandone une prova perfetta, e forse lo fa con l'orgoglio di chi mostra che sarebbe capace di fare ».

[44] Virgile s'inspire ouvertement de Nérée, capturé par Ménélas au chant IV, 351-570 de l'*Odyssée*. Sur ce point très connu, voir par exemple THOMAS, *Georgics* [n. 6], *ad loc*.

masculin, qu'on entend et attend[45], tandis que la femme aimée est quasi muette. Virgile bouleverse cet ordre établi : il fait parler Eurydice (IV, 494-498), tandis qu'on n'entend pas Orphée. Plus précisément, il ne nous est pas donné – permis ? – d'entendre Orphée. Seuls les animaux, la nature (IV, 508-520 ; déjà dans *Bucoliques* X, 13-27, avec les dieux) et les morts (IV, 471-484) le peuvent, mais pas les mortels, ni Aristée, ni les lecteurs de Virgile[46] : Orphée n'appartient pour ainsi dire pas à ce monde des vivants. C'est parce qu'il se trouve dans un état liminaire, tant physiquement (il est allé aux Enfers et en est revenu) que psychologiquement (son amour pour une morte est immortel) : les femmes des Cicones, littéralement, trancheront cet entre-deux intenable en le démembrant, l'envoyant ainsi dans le monde auquel finalement il appartient.

Ce n'est donc pas, chez Virgile, le locuteur amoureux qui prend en charge son discours ou qui s'adresse à la *puella* : c'est un locuteur non-élégiaque, à savoir Protée, personnage épique, quasi homérique, et donc théoriquement disqualifié pour ce faire. Le véritable amoureux, le vrai poète, Orphée, seul qualifié, est mis à distance, transformé par Protée en P3, ce qui constitue la négation même de l'énonciation élégiaque. Seule Eurydice lui donne un semblant d'existence en s'adressant à lui à la P2, ce qui le situe déjà aux marges de l'énonciation élégiaque (cf. *supra* et n. 45), mais sans qu'il y ait de réponse : il n'existe donc qu'à moitié.

Il y a donc un *uates* qu'on entend (Protée), et un *uates* qu'on n'entend pas (Orphée) ; en ce sens, la comparaison des voix est impossible, car nous n'entendons que Protée, locuteur non-élégiaque ; mais c'est lui aussi, le *uates*-prophète, qui laisse deviner, plus qu'entendre, la voix élégiaque, par transfert, sinon par possession. Car il ne faut pas oublier la porosité fondamentale du prophète, qu'on retrouvera par exemple dans la Sibylle de l'*Enéide*, et grâce à laquelle on touche *presque* à ce que Virgile nous refuse par ailleurs, la voix d'Orphée, et cela d'autant plus que l'identité de Protée, maître de métamorphoses, est fuyante et instable (cf. *G*. IV, 406-410 ; 440-442). Une séquence de quelques vers, en particulier, est apte à ce transfert de voix : c'est celle de la mort d'Eurydice et du premier chant d'Orphée (IV, 460-466), où l'on entend ce qui pourrait être la résurgence d'une voix élégiaque, à travers le personnage tout homérique de Protée (ce qui constitue dans le même temps une déformation originelle) :

At chorus aequalis Dryadum clamore supremos
implerunt montes ; flerunt Rhodopeiae arces

[45] Sur la structuration de l'énonciation en élégie, cf. D. VALLAT, *Bilinguisme, onomastique et sémantique du genre : le cas de l'élégie*, in A. GARCEA / M.-K. LHOMMÉ / D. VALLAT (éds.), *Polyphonia Romana. Hommages à Frédérique Biville*, Hildesheim, 2013, p. 573-583.

[46] Sauf, avec de grandes réserves, dans l'unique mot *Eurydicen* du vers IV, 526 : accusatif d'objet ou accusatif exclamatif ?

altaque Pangaea et Rhesi Mauortia tellus
atque Getae atque Hebrus et Actias Orithyia.
Ipse caua solans aegrum testudine amorem
te, dulcis coniunx, te solo in litore secum,
te ueniente die, te decedente canebat. (IV, 460-466)

Mis à part le dernier mot *canebat*, à la P3, tout l'extrait pourrait être attribué à un Orphée pleurant Eurydice. Des termes comme *te dulcis coniunx* auraient exactement leur place dans sa bouche. Le basculement dramatique dans l'interlocution brouille les différences entre Protée et Orphée, réduit au minimum la distance entre eux, et crée, *via* une acmé, une perte des repères énonciatifs, seule capable de faire entendre la douleur d'Orphée et de la transmettre, car on n'entendait pas non plus directement les cris des Dryades. Protée n'est plus lui-même *stricto sensu* : il s'agit d'une scène de possession, du moment précis où les deux *uates* se confondent. Se produit alors une brusque parousie d'Orphée mort, quand Protée se métamorphose, ultime transformation du dieu multiforme, en Orphée et fait entendre, un court instant, ce qu'aurait pu être son chant. La souffrance morale d'Orphée trouve d'ailleurs un pendant dans la souffrance apparemment physique de Protée, au moment de la divination :

Ad haec uates ui denique multa
ardentes oculos intorsit lumine glauco
et grauiter frendens sic fatis ora resoluit. (IV, 450-452)

Outre la violence exprimée par *ui multa*, *grauiter* et *frendens*, l'image des « yeux brûlants » renvoie assez clairement à l'agonie du cheval lors de la peste du Norique[47] : les deux douleurs se télescopent.

Mais au-delà du paradoxe contre-élégiaque que représente le poète sans voix, inaudible en-dehors de quelques instants de grâce, au-delà du flou des identités à l'intérieur des *Géorgiques*, qui trouve ici une nouvelle application[48], Virgile organise une confusion des genres et des époques littéraires. Si le topos, par exemple, de la solitude d'Orphée est contemporain (propertien, de même que la répétition du nom propre[49]), l'esthétique de l'oralité ne l'est pas. C'est au contraire une esthétique archaïsante, volontiers tragique, celle d'Ennius et de la vieille République. Certes, parmi les poètes augustéens, Virgile est sans doute celui qui travaille le plus les sonorités, et le discours de Protée ne fait qu'accentuer des tendances déjà présentes. Mais la voix de Protée n'est pas une voix élégiaque. Dès les premiers vers, elle fait entendre des sons assez aigus et fermés qui explicitent le *grauiter frendens* qui précède le discours :

Non te nullius exercent numinis irae ;
magna luis commissa : tibi has miserabilis Orpheus. (IV, 453-454)

[47] III, 505 : *tum uero ardentes oculi…* Voir aussi LUCRÈCE VI, 1180-81.
[48] Voir par exemple la confusion des triomphateurs Virgile / Octave au début du livre III.
[49] *Eurydicen* ; cf. PROPERCE I, 20, 48-49 ; voir aussi CATULLE LXIV, 69-73.

Le syntagme au génitif *nullius … numinis* ne renferme que les voyelles [i] et [u], les plus fermées du latin, et se trouve disjoint par le verbe *exercent*, qui contient trois voyelles identiques et plus ouvertes [e] : la bouche se ferme, s'ouvre et se referme au milieu du vers. Le vers suivant reprend cette ligne vocalique encore plus nettement, en ajoutant la voyelle [a], la plus ouverte de toutes, qui alterne avec les plus fermées, d'abord par mots (*magna luis*), puis par syllabes : *(co)mmissa tib(i) has miserabilis*. Cette séquence mélodique semble tendre vers l'adjectif *miserabilis*, le mot le plus long, où Protée exprime sa compassion envers cet Orphée qu'il ne connaît pas, et qui commence sur une note fermée (le premier [i]), puis monte progressivement vers une aperture maximale ([e] d'abord, puis [a], qui porte l'accent tonique, seule longue du mot), avant de redescendre sur deux [i] : cette double polarité de la ligne vocale, qui articule les apertures maximales et minimales (qui sont celles des deux cris-interjections *ei* et *ah*), met en scène une forte dramatisation du vers avant l'apparition du nom qui résume la faute d'Aristée : *Orpheus*.

Plus bas, une étrange harmonique se manifeste à l'apparition d'un Orphée se désolant, sur un des vers où les *uates* s'identifient :

> *te, dulcis coniunx, te solo in litore secum.* (IV, 465)

Les sons se répartissent parallèlement, en crescendo et decrescendo (-*niunx te sol(o) in litore secum* : [u e o i l i o e e u], avec double alternance des voyelles antérieures/postérieures et ouvertes/fermées), autour de ce « rivage » (*litore*) dont nul ne sait ce qu'il est. Peut-être est-ce dans cette ligne mélodique qu'Orphée se fait le mieux percevoir. Mais la suite immédiate relève d'une esthétique « vieille Rome » à travers des assonances et allitérations marquées :

> *te ueniente die, te decedente canebat.* (IV, 466)

À part le dernier terme qui introduit deux [a] (atones), le reste du vers joue uniquement sur les voyelles antérieures [i] et [e][50], et, pour les consonnes, surtout sur les trois dentales du latin (les occlusives [t] et [d], et la nasale [n]). Cette quasi-monochromie exprime justement la continuité sans relâche de la douleur d'amour. Mais de fait, malgré des effets pathétiques forts, la voix se fait ici épique et tragique en développant cette esthétique archaïsante[51] que Virgile utilise volontiers dans les *Géorgiques*[52], qui avait fait les beaux jours des auteurs républicains des 3e et 2e s. avant notre ère[53], et que Servius, tout en

[50] Je n'entre pas dans les problèmes de timbre des voyelles [e] longues et brèves.

[51] Il n'est pas impossible d'ailleurs que cette esthétique soit une allusion à celle de Gallus, qualifié de *durior* par QUINTILIEN (X, 1, 93), ce qui le rapprocherait de l'ancienne poésie, cf. BOUCHER, *Gallus* [n. 34], p. 71-72.

[52] Par exemple dans les passages qui mettent en jeu le caractère martial des chevaux (en particulier III, 104-107).

[53] Quelques exemples : ENNIUS, *Ann.* 621 : *Machina multa minax minitatur maxima muris* ; Anonyme chez CICÉRON, *ad Fam.* IX, 22, 1 : *uirginem me quondam inuitam per*

justifiant Virgile, classe clairement comme ancienne et étrangère au bon goût classique[54].

Tout cela, jusqu'aux effets sonores, délocalise vers l'épique ou le tragique les tentatives élégiaques, fussent-elles par osmose avec Orphée, et fait du chant de Protée une *contre-élégie*, dans laquelle le poète élégiaque est muet et où, malgré une réussite temporaire, quand il arrache Eurydice aux Enfers, il ne peut rééditer son exploit et reste figé dans son échec et son *furor* amoureux. C'est donc par l'exemple que Virgile enseigne la chute de l'édifice élégiaque : le *non tua* qui clôt les paroles d'Eurydice (IV, 498) sonne comme la réfutation de la victoire élégiaque chez Properce[55].

3.3. *L'adieu à Gallus ?*

La plus grande prudence est requise pour aborder la question allégorique dans l'histoire d'Orphée. S'il est tout à fait légitime de passer de l'élégie à Gallus, il est moins évident de dire que l'adieu à l'élégie soit aussi un adieu à Gallus. Des problèmes de chronologie se posent (adieu avant ou après la disgrâce et la mort du personnage en –27/26 ?), et surtout les notes de Servius concernant la réfection du livre IV compliquent considérablement l'analyse. Une production scientifique importante sur la question n'a toujours pas permis de régler ce point[56] : ce remplacement des éloges de Gallus par l'histoire d'Orphée est-il réel ou fictif ? S'il est réel, est-il long ou pas ? Ou encore, s'agit-il d'un remplacement pur et simple, ou d'un remplacement à clé, crypté par Virgile ? On ne croit plus guère que les *laudes Galli* aient pu occuper 200 ou 300 vers, au regard des passages consacrés à Octave ou Mécène, sans parler des *laudes Italiae* ; il me semble aussi que, s'il y a eu remaniement, c'est très partiellement, pour effacer la mémoire explicite d'un nom condamné. Mais si l'on se fie aux protestations d'amitié de Virgile dans la X[e] *Bucolique*, il est difficile d'imaginer qu'il ait, en silence, éradiqué la mémoire de son ami : une lecture allégorique, cryptée, d'Orphée comme Gallus dans les *Géorgiques* est possible – d'autant qu'il

uim uiolat Iuppiter ; J. Marouzeau, *Traité de stylistique appliqué au latin*, Paris, 1935, p. 43-44, avec exemples virgiliens p. 45 ; voir aussi M. O. Lee, *Virgil as Orpheus : A Study of the* Georgics, Albany (NY), 1996, p. 43-49. L'accumulation de phonèmes identiques était déjà condamnée au temps de la *Rhétorique à Hérennius* IV, 12, 17-18.

[54] Cf. Servius, *Aen*. II, 199 ; III, 183 ; V, 866.

[55] Voir l'emploi de *mea* chez Properce I, 8, 24-26-34-42-44 ; élément qu'on pourrait ajouter au dossier de Heslin, *Propertius' First Book* [n. 36].

[56] Voir par exemple les bilans successifs de W. B. Anderson, *Gallus and the Fourth Georgic*, in *CQ* 27, 1933, p. 36-45 & 73 ; Duckworth, *Vergil's Georgics* [n. 4] ; R. Coleman, *Gallus, the Bucolics, and the Ending of the Fourth Georgic*, in *AJPh* 83, 1962, p. 55-71 ; E. Paratore, *Le lodi di Gallo alla fine delle Georgiche*, in *BollClass* 4, 1983, p. 57-68 ; H. D. Jocelyn, *Servius and the Second Edition of the Georgics*, in *Atti del convegno mondiale scientifico di studi su Virgilio* I, Milano, 1984, p. 431-48 ; Domenicucci, *L'elegia di Orfeo* [n. 42] ; Martin, *La datazione* [n. 35], etc.

apparaissait implicitement comme tel dans les *Bucoliques*, lorsque la nature entière s'animait à ses chants (*B*. X, 11-20). D'ailleurs, si l'on ne sait quasiment rien de la fin de Gallus[57], il est logique que Virgile ait été bien plus documenté, et il aurait pu glisser des allusions aujourd'hui indéchiffrables pour nous.

La projection, donc, de Gallus en Orphée a été souvent défendue[58 59], de même que, *contra*, la dialectique Orphée / Aristée qui se passe tout à fait d'une référence à Gallus[60]. Au bénéfice de la première, on peut ajouter un autre parallélisme : c'est que le couple Orphée / Eurydice est une version paroxystique du couple Gallus / Lycoris de la X[e] *Bucolique* : Lycoris partait, Eurydice meurt (deux fois) ; Gallus « se mourait d'amour » métaphoriquement (*amore peribat*, *B*. X, 10), Orphée meurt assassiné à cause de son amour : le parallèle montre que les *Géorgiques* proposent la même histoire sur un mode tragique, et non plus bucolico-élégiaque.

Mais je ne suis pas sûr que, dans l'immense bibliographie sur les *Géorgiques*, on ait bien creusé la possibilité d'une auto-projection de Virgile comme Protée. Car, au livre IV, Virgile prophétise, indubitablement, l'échec élégiaque, alors même qu'il avait été lié à l'un des principaux représentants du genre, tandis qu'en ouverture du livre III, il se projetait lui-même, sans complexe, comme poète épique – sans doute parce qu'au moment de la rédaction du proème, l'*Enéide* était déjà en chantier. Il vivait donc une dissociation intime qui répond exactement à celle de Protée, personnage tout épique, jusque dans sa voix, qui se trouve contraint de chanter et de revivre une triste histoire d'amour élégiaque.

Faudrait-il aller plus loin et voir dans Aristée, celui qui, malgré ses fautes, survit en assurant la subsistance de ses ruches, et qui contraint Protée (Virgile ?) à prophétiser l'échec fatal d'Orphée-Gallus, une projection allégorique d'Octave[61] ? Ce serait sans doute trop solliciter le texte. Ce qu'on peut affirmer

[57] L'ouvrage le plus complet sur la question reste celui de BOUCHER, *Gallus* [n. 34].

[58] Par exemple DOMENICUCCI, *L'elegia di Orfeo* [n. 42] ; on a aussi soutenu que Virgile voulait faire revivre la poésie de Gallus dans les chants d'Orphée (par exemple J.-P. BRISSON, *Virgile, son temps et le nôtre*, Paris, 1980, p. 311-312) – ce qui pose problème puisque, nous l'avons dit, Orphée est aphone.

[59] En revanche, celle de Virgile en Orphée n'est pas convaincante : l'échec d'Orphée n'est pas celui de Virgile, c'est au contraire, et paradoxalement, une grande réussite poétique. *Contra* voir PARATORE, *L'episodio di Orfeo* [n. 29], p. 34.

[60] GALE, *Virgil on the Nature of Things* [n. 8], p. 52 ; CONTE, *Aristeo, Orfeo e le Georgiche* [n. 40], p. 72-74.

[61] L'identification Aristée-Octave est ainsi proposée par J. PERRET, *Virgile. L'homme et l'œuvre*, Paris, 1965[2], p. 86 ; C. BALAVOINE, *Le miel et l'abeille. Hypothèses pour une lecture emblématique de la IV[e] Géorgique*, in *BFLM* 15, 1987, p. 35-54, p. 41 ; Y. NADEAU, *The Lover and Statesman: A Study in Apiculture (Virgil, Georgics 4.281-558)*, in T. WOODMAN / D. WEST (eds.), *Poetry and Politics in the Age of Augustus*, Cambridge, 1984, p. 59-82. Voir aussi les articles réunis dans D. ENGELS / C. NICOLAYE (éds.), *Ille operum custos. Kulturgeschichtliche Beiträge zur antiken Bienensymbolik und ihrer Rezeption*, Hildesheim, 2008.

de manière plus sûre, c'est que Virgile ne pouvait mettre en scènes les amours malheureuses d'Orphée sans y greffer une intention de rupture avec les modèles élégiaques, que ce soit sur le plan théorique ou sur un plan plus personnel.

4. *L'adieu aux* Géorgiques

Les deux derniers livres des *Géorgiques* contiennent donc, en leur partie finale, des adieux à la philosophie épicurienne et à la poésie élégiaque – qui, toutes deux, malgré un antagonisme net au sujet des passions, professaient des modes de vie hors du monde, ou du moins hors de la cité. Au niveau de l'œuvre et des livres, la *fin* prend une place croissante et n'en *finit* quasi plus ; il ne s'agit pas seulement, comme on a pu le suggérer, d'un subterfuge pour magnifier des sujets agronomiques ardus ou minces[62], qui auraient nécessité des recours à des artifices exogènes. En fait, l'absence apparente de *doxa* didactique dans la peste du Norique ou l'épyllion d'Orphée cache, de la part de Virgile, une *praxis* didactique, morale, devant deux constats d'échec : celui de la philosophie de sa jeunesse, et celui de la poétique de plusieurs de ses amis proches. Il y a tout lieu de croire que ces deux volontés de rupture ne se sont pas exprimées sans mal, car elles impliquent une (r)évolution intime, presque une déchirure. Il n'y avait plus, pour Virgile, que deux options : se dépasser ou se figer. Il les évoque toutes deux, au début du livre III, et à la fin du livre IV, ce qui souligne une fois encore la forte unité des deux livres.

4.1. *La* peste*, mal didactique, ou maladie de la didactique ?*

Au début du livre III, l'ambition épique est clairement exprimée (III, 9 *tollere humo uictor*)[63] et annonce d'entrée, sans détour, l'adieu aux *Géorgiques*, pour ne pas dire son désintérêt : Virgile est passé à autre chose et s'est orienté vers le genre noble, ainsi que le signifie aussi le recours à l'épyllion au livre IV[64]. Or, chez lui, on le sait, le début est aussi, parfois, la fin, car il aime jouer avec la temporalité ; il annonce ainsi, en quelque sorte, que les deux livres qui suivent sont des livres d'adieu. La peste du Norique, elle-même, constitue un adieu aux *Géorgiques* car elle nie les préceptes didactiques exposés précédemment. Les veaux meurent *plena ad praesepia* (III, 495), c'est-à-dire devant les mangeoires pleines, selon les conseils du poète en III, 214 (*satura ad praesepia*), tandis que les remèdes à la peste non seulement sont inefficaces, mais

[62] Grimal, *Virgile* [n. 3], p. 143 ; 150.

[63] Voir par exemple Thomas, *Georgics* [n. 6], *ad loc.* ; Hardie, *Cosmos* [n. 7], p. 50.

[64] Cf. Balavoine, *Le miel et l'abeille* [n. 61], p. 40 : « Aristée est introduit, en fait, non parce qu'il permet de rester fidèle à la convention géorgique, mais parce qu'il permet, tout en la respectant, d'en sortir ». Voir aussi S. J. Harrison, *Generic Enrichment in Virgil and Horace*, Oxford, 2007, p. 149-167.

précipitent le désastre (III, 511 *mox erat hoc ipsum exitio*) – et contredisent ainsi les soins évoqués aux vers III, 445-463. Pourtant, la faute n'incombe pas aux hommes, qui font leur devoir, les *curae* évoquées régulièrement dans ce livre[65], mais elles restent vaines. La peste marque donc la défaite de la didactique agronomique en rendant inutile le discours préceptif : elle constitue une relativisation radicale, réfutation de tout un pan du livre III. On retrouve ici les deux formes de didactique évoquées ci-dessus : d'un côté, une *doxa* agronomique battue en brèche en fin du livre, de l'autre une *praxis* morale qui exprime finalement un double éloignement de l'épicurisme et du discours agronomique – ou, si l'on préfère, une double défiance envers la poésie didactique, celle de Lucrèce et celle des « premières *Géorgiques* ». Ce faisant, Virgile prend avec son œuvre une distance remarquable, explicitée au début du livre III, et consacrée par cette peste, qui signe le divorce des deux didactismes, l'agronomique et le moral, alors que le livre II, au contraire, paraissait être le temps de l'unité : dans son finale, la vie et le travail paysans sont présentés comme un prolongement de l'âge d'or saturnien (II, 513-542), où donc une seule forme de didactique, à la fois agronomique et morale était à l'œuvre, selon le modèle hésiodique revendiqué (II, 176) – mais Virgile semble stigmatiser en fin du livre III ce qui apparaît après coup comme une utopie. La rupture entre les « premières » et « secondes » *Géorgiques* est ici flagrante, à travers un adieu supplémentaire, celui à Hésiode.

La peste est donc à la fois une maladie du didactisme agronomique, qui s'affaiblit, et un mal didactique, qui véhicule une morale de rupture, et permet une réorientation et une relecture de l'œuvre.

4.2. *La fin des temps poétiques*

Quant à la fin du livre IV, elle livre peut-être une clé pour comprendre le début du IIIe : la sphragis est en soi un adieu aux *Géorgiques*, closes par le retour aux *Bucoliques* : une boucle temporelle se ferme, qui exclut le reste et s'exclut du reste. Une forme de temps cyclique se constitue ainsi, qui se fond dans la quasi-intemporalité des *Bucoliques* :

> *Haec super aruorum cultu pecorumque canebam*
> *et super arboribus, Caesar dum magnus ad altum*
> *fulminat Euphraten bello uictorque uolentes*
> *per populos dat iura uiamque adfectat Olympo.*
> *Illo Vergilium me tempore dulcis alebat*
> *Parthenope studiis florentem ignobilis oti,*
> *carmina qui lusi pastorum audaxque iuuenta,*
> *Tityre, te patulae cecini sub tegmine fagi.* (IV, 559-566)

[65] Le mot revient au livre III, pour désigner les soins aux animaux, aux vers 124 ; 138 ; 157 ; 286 ; 305 ; 319 ; 384 ; 404, et disparaît dans ce sens lors de la *peste*.

Virgile organise une confusion finale des temps poétiques et lui confère une portée métapoétique : les *Géorgiques*, si marquées par le temps cyclique des saisons et même par l'irruption du temps tout court dans la vie des hommes (théodicée de Jupiter au livre I) vont se fondre dans le flou intemporel – malgré quelques allusions « historiques » – des *Bucoliques*. Alors que leurs temporalités n'étaient pas les mêmes au départ[66], elles se fondent finalement, lorsque les *Géorgiques*, poussant le temps cyclique dans ses derniers retranchements, rejoignent l'œuvre première, puisqu'elles s'achèvent sur le premier vers des *Bucoliques*. Le retour vers un genre littéraire mineur constitue un congé net adressé aux *Géorgiques*, qui se retrouvent agglomérées à l'œuvre première. À cause de l'irruption d'un Octave-César dans un temps autre, celui de la guerre pour la défense de Rome, les deux œuvres sont réunies dans un enfermement temporel poétique.

Or, c'est précisément ce type d'enfermement que Virgile condamne dans les « secondes *Géorgiques* », par la stigmatisation presque silencieuse d'un statisme, dans des épisodes qui n'arrivent pas à évoluer ni à se dépasser : la peste et l'amour d'Orphée, qui s'auto-entretiennent et fonctionnent en vase clos. On a souligné cette condamnation de l'immobilisme pour le livre IV[67], mais pas assez pour le livre III. Le message virgilien est un rejet implicite du refus d'évoluer. C'est en particulier le drame d'Orphée, figé dans un amour à la fois immortel et mortel pour lui. Or, Virgile lui-même explique que l'évolution est nécessaire ; comparons deux extraits très proches, aux échos évidents :

Georg. IV, 464 : *Ipse caua solans* ***aegrum*** *testudine* ***amorem.***

Aen. X, 191 : *dum canit et* ***maestum*** *musa solatur* ***amorem.***

Le second évoque Cycnus, qui se désespère de la mort de Phaéthon, et se transforme finalement en cygne[68]. Or la métamorphose est pour lui une issue, une évolution tout à fait honorable : mais c'est justement ce à quoi Orphée se refuse dans la IVe *Géorgique*[69], ce qui lui vaut d'être transformé de force par les ménades en une sorte de mort-vivant. Virgile semble ainsi donner la solution du problème posé dans les *Géorgiques*[70]. Par un paradoxe de plus, la défaite

[66] Même si Virgile semble organiser ses *Bucoliques* autour d'un axe : cf. P. MAURY, *Le secret de Virgile et l'architecture des Bucoliques*, in *Lettres d'humanité*, tome III, 1944, p. 71-147 ; J. PERRET, *Virgile*, Paris, 1959, p. 29-33. Mais on pourrait également discerner dans les *Bucoliques* un *petit cycle* (celui de la journée), auquel les *Géorgiques* ajouteraient le *grand cycle*, celui de l'année.

[67] Par exemple GALE, *Virgil on the Nature of Things* [n. 8], p. 184.

[68] Voir OVIDE, *Mét.* II, 367-380.

[69] Au rebours de son apparition dans l'*Enéide*, cf. A. LOUPIAC, *Orphée-Gallus, figure de l'évolution morale et poétique de Virgile des Bucoliques à l'Enéide*, in *RÉL* 79, 2001, p. 93-103 ; ID., Improbus amor, labor improbus*, une* retractatio *virgilienne ?*, in P. DEFOSSE (éd.), *Hommages à Carl Deroux*. I : *Poésie*, Bruxelles, 2002, p. 327-35.

[70] Tandis qu'Ovide, dans l'histoire des Myrmidons, réussit à conjuguer peste et métamorphose.

d'Orphée est une victoire de l'orphisme, doctrine de la renaissance et donc gage de renaissance ; pour Virgile, la renaissance se fera par l'épopée, par une sortie du temps poétique et par une entrée dans le temps « historique »[71] de l'*Enéide*[72].

Université de Lyon 2 / Institut universitaire de France. Daniel VALLAT.

[71] Où l'on trouve des résolutions aux problèmes épidémiologiques et « orphiques », cf. ANDRÉ, *L'épidémiologie* [n. 10] ; LOUPIAC, *Orphée-Gallus* [n. 69] ; HARDIE, *Cosmos* [n. 7].

[72] Voir aussi dans RIPOLL, *Une lecture* [n. 30], une approche de l'épisode du vieillard de Tarente, qui constituerait en soi une autre forme d'adieu aux *Géorgiques*.

Linking Inscriptions to Provincial Coins: a Reappraisal of Nero's Visit to Greece

1. *Introduction*

The emperor Nero was believed to have had a genuine admiration for Greece. He was considered a philhellene who bestowed several gifts on Greek communities and the province in its entirety. We catch a first glimpse of his love for Greece in his speech before the senate in A.D. 44 to plea for the freedom of Rhodes.[1] Moreover, in order to experience and elevate his appreciation for this classical heartland Nero traveled to Greece in 66, where he presented himself as the province's special benefactor and protector. He was adamant in becoming part of the Greek traditions, and even had the schedule of the four major Panhellenic games adjusted to his travel scheme so that he could perform in all four of them.[2] His physical presence in Greece for an extended period of time – he did not return to Italy until early in 68 – strengthened his image of a philhellene.

This contribution explores the image and representation of the emperor Nero in the specific context of his trip to and connection with Greece. In particular, it offers an analysis of two types of sources, inscriptions and coins, which inform us about Nero's trip to Greece. First we will examine how the emperor presented himself or was represented in the inscriptions that refer to a specific part of Nero's journey, his liberation of Greece.[3] Second, this epigraphic analysis will be linked to an investigation of the provincial coins that were issued in Achaea under Nero's rule. By focusing on how Nero was represented and placed within traditional ancestral lines in the messages spread by these two

[1] TACITUS, *Annales* 12.58.2; SUETONIUS, *Claudius* 25.3; SUETONIUS, *Nero* 7.2.

[2] S. ALCOCK, *Nero at Play? The Emperor's Grecian Odyssey* in J. ELSNER / J. MASTERS (eds.), *Reflections of Nero: Culture, History and Representation*, London, 1994, p. 98-111.

[3] Nero's grant of freedom to Greece implied that the province was no longer under direct Roman rule and that it was exempted from particular taxes (G. COUVALIS, *Alexandrian Identity and the Coinage Commemorating Nero's 'Liberation' of the Greeks* in E. CLOSE / M. TSIANIKAS / G. COUVALIS (eds.), *Greek Research in Australia: Proceedings of the Sixth Biennial International Conference of Greek Studies, Flinders University June 2005*, Adelaide, 2007, p. 113-122; 113-114). For ancient sources on Nero's liberation of the province (and Vespasian's canceling of the grant) see for instance PAUSANIAS 7.17.4; PLUTARCH, *Flamininus* 12.8; CASSIUS DIO 63.11.1; PHILOSTRATUS, *Vita Apollonii* 5.41; SUETONIUS, *Nero* 22-25 and *Vespasianus* 8.4. See also P.A. GALLIVAN, *Nero's Liberation of Greece*, in *Hermes* 101, 1973, p. 231 and 234.

media, we hope to demonstrate how (the emperor's trip to) Greece offered Nero an opportunity to craft a unique and personal imperial image by which he hoped to set himself apart from his imperial predecessors.

In the past few decades many publications have appeared that deal with the (re)presentation of imperial power in general and with that of the emperor Nero in particular.[4] Yet only very recently, the propagation of imperial ancestry, under Nero and other Roman emperors, has become the object of systematic analysis.[5] This contribution presents a case study that aims to demonstrate how an analysis of notions of imperial ancestry could serve to discover how imperial images were created. As for the methodology of our study, our point of departure is the necessity of analyzing different ancient media such as coinage and inscriptions first into their own context and medial discourse before combining them. In other words, specific local and medial traditions should be taken into account while analyzing the sources (some media were for instance more malleable to transmitting changing imperial images than others).[6] In general, such a reappraisal of the different types of evidence can lead to a reassessment of our ideas on modes of (imperial) representation in the Roman Empire.[7] For our specific study, on the one hand the epigraphic evidence of Nero in Greece will be placed in the larger context of several of his other official inscriptions. On the other hand, the Neronian coins minted by cities in the province of Achaea will be understood within the framework of other regions' minting practices and earlier Julio-Claudian traditions.

[4] See for recent studies on imperial representation in general C. ANDO, *Imperial Ideology and Provincial Loyalty in the Roman Empire*, Berkeley, 2000; G. WEBER / M. ZIMMERMANN (eds.), *Propaganda – Selbstdarstellung – Repräsentation im römischen Kaiserreich des 1. Jhs. n. Chr.*, Stuttgart, 2003; L. DE BLOIS *et al.* (eds.), *The Representation and Perception of Roman Imperial Power*, Amsterdam, 2003; S. BENOIST, *Rome, le prince et la Cité. Pouvoir impérial et cérémonies publiques (Ier siècle av. - début du IVe siècle ap. J.-C.)*, Paris, 2005; S. BENOIST, *Honte au mauvais prince, ou la construction d'un discours en miroir*, in R. ALEXANDRE / C. GUÉRIN / M. JACOTOT (eds.), *Rubor et Pudor. Vivre et penser la honte dans la Rome ancienne*, Paris, 2012, p. 83-98. Examples of recent studies on Nero's representation: D. SHOTTER, *Nero*, London, 1997; E. CHAMPLIN, *Nero*, Cambridge, 2003.

[5] See the publications that appeared within the framework of the research programme 'Emperors and ancestors: the creation of an imperial image', carried out at the Radboud University Nijmegen: O. HEKSTER / E. MANDERS / D. SLOOTJES, *Making History with Coins: Nero from a Numismatic Perspective*, in *Journal of Interdisciplinary History* 45.1, 2014, p. 25-37; L. CLAES, *Kinship and Coins. Ancestors and Family on Roman Imperial Coinage under the Principate*, Diss. Nijmegen, 2013; Y. KLAASSEN, *Contested Successions. The Transmission of Imperial Power in Tacitus' Histories and Annals*, Diss. Nijmegen, 2014; O. HEKSTER, *Emperors and Ancestors. Roman Rulers and the Constraints of Tradition*, Oxford, 2015.

[6] HEKSTER, *Emperors* [n. 5].

[7] For another perspective on Nero's reign based on an analysis of imperial coinage, see most recently HEKSTER / MANDERS / SLOOTJES, *Making History* [n. 5].

2. *The Epigraphic Evidence*

Although Nero's rule spanned more than a decade, only a handful of official Neronian documents, inscribed in several cities spread throughout the empire, have survived.[8] These inscriptions contain a variety of types of documents such as official letters, constitutions, military diplomas or road restoration inscriptions. The contents of such inscriptions, one could assume, would be closely monitored by central authorities, although the decision to order the actual inscribing onto monuments, archival walls or at other permanent public locations would mostly be taken at the local level of the cities where the inscriptions have been found.[9]

In regards to notions of ancestry in these inscriptions, Nero's references to his ancestry are first and foremost found in his nomenclature.[10] That titulature

[8] The corpus under review contains documents that were found in both halves of the empire, written in Greek, Latin, or in both. J.H. OLIVER, *Greek Constitutions of Early Roman Emperors from Inscriptions and Papyri*, Philadelphia, 1989, nos. 33 (= *P. Genova* 10, inv. 8562, *inverso*: letter to the Alexandrians of 55), 34 (= *ILS* 8793: letter to the Rhodians of 55), 35 (= *IGRR* 4.561 = *OGIS* 475 = *MAMA* IX, 178: letter to the Menophilus of Aezani), 36 (letter to the Thasians of 64/65 or later) and 39. O. MONTEVECCHI, *Nerone a una polis e ai 6475*, in *Aegyptus* 50, 1970, p. 5-33, dates this document to Nero's reign, although Oliver is more cautious, given the incompleteness of the document and the lack of titulature. E.M. SMALLWOOD, *Documents Illustrating the Principates of Gaius, Claudius and Nero*, Cambridge, 1967, no. 64 (Nero liberating Greece), nos. 385 and 386 (Nero restoring land and boundaries). *ILS* 1987 (military diploma in which Nero offered citizenship and *conubium* to a large group of soldiers). R.K. SHERK, *The Roman Empire. Augustus to Hadrian*, Cambridge, 1988, no. 65b (= *CIL* III, 6741 = *ILS* 232). Inscriptions which document that the emperor *restituit* buildings or roads: *CIL* III, 346, *ILS* 228 and 231 (= *CIL* III, 6123). Inscriptions in which only the titulature of the emperor has survived: *CIL* II, 4719, II, 4884, II, 4928, and *ILS* 225.

[9] See W. ECK, *Die Verwaltung des römischen Reiches in der hohen Kaiserzeit*, Basel, 1997; ID., *Elite und Leitbilder in der römischen Kaiserzeit*, in J. DUMMER / M. VIELBERG (eds.), *Leitbilder der Spätantike – Eliten und Leitbilder*, Stuttgart, 1999, p. 31-55; R.R.R. SMITH, *Cultural Choice and Political Identity in Honorific Portrait Statues in the Greek East in the Second Century A.D.*, in *Journal of Roman Studies* 88, 1998), p. 56-93; R. HAENSCH, *Selbstdarstellung und Kommunikation: Die Veröffentlichung staatlicher Urkunden aus Stein und Bronze in der römischen Welt*, München, 2009, and C. NOREÑA, *Imperial Ideals in the Roman West. Representation, Circulation, Power*, Berkeley, 2011, p. 180-189 and p. 210-214 for discussions on problems modern scholars face when attempting to interpret inscriptional evidence from the provinces of the Roman Empire. The mere chance of survival, the fact that inscriptions were accompanying statues, altars or buildings, or the decision-making process preceding the grant of honours and the composition and carving of according decrees are all issues that need to be taken into account.

[10] See also the authoritative article on the formulaic character of imperial titulature M. HAMMOND, *Imperial Elements in the Formula of the Roman Emperors during the First Two and a Half Centuries of the Empire*, in *MAAR* 25, 1957, p. 17; p. 19-64. Cf. C. WITSCHEL, *Der Kaiser und die Inschrift* in A. WINTERLING, *Zwischen Strukturgeschichte und Biographie. Probleme und Perspektiven einer römischen Kaisergeschichte (Augustus bis Commodus)*, München, 2001, p. 45-11, here 98 with n. 238 on the heuristic value of the distinction between 'official' and 'inofficial' elements of imperial titulature.

shows many recurring elements, although not always presented in the same order. First, as far as Nero's personal *praenomen*, gentile *nomen* and family *cognomina* are concerned, in his official correspondence Nero used *Nero Claudius Caesar Augustus Germanicus*, whereby his names officially connected him to his father by adoption, the emperor Claudius, to his popular grandfather Germanicus, and his imperial great-grandfather the emperor Augustus.[11] Nero's predecessors Tiberius, Gaius, and Claudius had in comparable fashion referred to their imperial lineage by way of incorporating their ancestor's names into their titulature in similar official documents.[12]

Apart from Nero referring to imperial ancestors in his name and titles, he also made use in his titulature of additional references identifying him as son, grandson and great-grandson of his deified ancestors. Such references were not without precedent, as for instance Tiberius presented himself as *Tiberius Caesar, son of the deified Augustus, grandson of the deified Julius, Augustus.*[13] The inscriptions under review which contain these additional references demonstrate that Neronian titulature always referred to the emperor's adoptive father Claudius, his maternal grandfather Germanicus Caesar, his great-grandfather by adoption on his mother's side Tiberius, and his maternal great-great-grandfather by blood Augustus. The following official titulature used in a military diploma from Pannonia is exemplary for this type of reference: *Germanicus Nero Claudius, son of the deified Claudius, grandson of Germanicus Caesar, great-grandson of Tiberius Caesar Augustus, great-great-grandson of the deified Augustus, Caesar Augustus Germanicus.*[14] As has been recognised before, the epigraphic evidence for Nero's titulature positions the emperor in a family line that linked him directly to Augustus.[15]

[11] Not all documents contain *Nero Claudius Caesar Augustus Germanicus*: OLIVER, *Greek Constitutions* [n. 8], no. 35 (Nero to Menophilus of Aezani), presents Nero merely as 'Nero'; SMALLWOOD, *Documents* [n. 8], no. 64, as *Imperator Caesar*.

[12] For instance, Tiberius as *Tiberius Julius Caesar Augustus* (*CIL* VI, 930), Gaius as *Gaius Caesar Augustus Germanicus* (*IGRR* IV, 145), Claudius as *Tiberius Claudius Caesar Augustus Germanicus* (*CIL* VI, 930; *CIL* V, 5050 = *FIRA* I, 70).

[13] *CIL* II, 4712, *Ti. Caesar diui Augusti f. diui Iuli nepos Augustus*. These additional references became a phenomenon that took a flight in the imperial titulature of the second century. D. SLOOTJES, *On the Location and Importance of Ancestral References in the Official Titulature of Imperial Co-Rulers (2nd-3rd Centuries AD)*, in *Ancient Society* 45, 2015, p. 267-284.

[14] Military diploma: found in Pannonia, near the Danube, relating to three cohorts of Upper Germany. See S. DŬSANIĆ, *A military diploma of A.D. 65*, in *Germania* 56.2, 1978, p. 461–475 and *ILS* 228 (*Nero Claudius diui Claudi f., Germanici Cae[s] n. Ti. Caesaris Aug. pronep., diui Aug. abnepos, Caesar Aug. Germanicus*) = SMALLWOOD, *Documents* [n. 8], no. 352, milestone on the Forum Julii-Aquae Sextiae road, Gallia Narbonensis, AD 58.

[15] See also Ch. Br. ROSE, *Dynastic Commemoration and Imperial Portraiture in the Julio-Claudian Period*, Cambridge, 1997, p. 47.

However, when turning to the epigraphic evidence for Nero in Greece, can we detect a similar tendency to this connection between Nero and Augustus? The epigraphic evidence for Nero's 'liberation of Greece' consists first of his speech held at Corinth in November of 67 and second the decree of the people of Acraephia in Boeotia, as set up by the priest of the imperial cult Epaminondas, who thanked the emperor for his gift. The two texts have survived together on one stone, presumably set up in the agora of Acraephia.[16] Even though erasures were applied to the names of the emperor and Messalina, Nero's third wife, Nero's speech was found in almost perfect condition. Clearly, at Acraephia there had been a local need to preserve the speech as complete as possible.[17] Even though we do not know if the inscribed speech was the actual speech that Nero gave or if it was a shortened version for the sake of space on the stone, the key message was preserved: Nero bestowed the gift of liberty and immunity upon Greece. For the purposes of studies on imperial representation both at imperial and local level, the inscription found at Acraephia presents us with an exceptional document in that it contains two complementary perspectives: the one of the emperor himself, and the one by the people of Acraephia.

So far, modern scholarship on the inscriptional evidence for Nero's visit to Greece seems to have paid little attention to the way in which Nero referred to himself in his speech and the way in which he was referred to in the decree of Acraephia. In the opening lines of the inscription that introduces the emperor who is about to give his speech, Nero is referred to as 'Autokrator Kaisar legei' (line 1 of the inscribed text), whereas in the speech (line 26) itself he called himself *Nero*. Notably, this line 26 which contained the emperor's name, was erased – presumably due to *damnatio* – and has been the subject of scholars' discussions on what to restore in that section of the inscription.[18] Even though no consensus seems to have been reached yet, 'Nerōn de monos' or 'monos de Nerōn' have most frequently been suggested. We follow the reading that Nero mentioned his own name here at the end of his speech, to reemphasize his personal role and connection to Greece. For the purposes of this contribution and

[16] Discovered and published first by M. Holleaux, *Études d'épigraphie et d'histoire grecques* 1, Paris, 1968, p. 165-68 (originally Lyon, 1889). *IG* VII, 2713 = *SIG*^{3} 814 = *ILS* 8794 = E.M. Smallwood, *Documents* [n. 8], no. 64. See also Plutarch, *Flamininus* 12.8; Suetonius, *Nero*, in particular 22-25; Cassius Dio 63.11.1. Oliver, *Greek Constitutions* [n. 8], no. 296 for text, translation and short commentary on Nero's speech. See C. Jones, *Nero Speaking*, in *Harvard Studies in Classical Philology* 100, 2000, p. 453-62, 459. On modern discussions about the date, see K.R. Bradley, *The Chronology of Nero's Visit to Greece AD 66/67*, in *Latomus* 37, 1978, p. 61-72; H. Halfmann, *Itinera principum: Geschichte und Typologie der Kaiserreisen im römischen Reich*, Stuttgart, 1986, p. 173-177; Alcock, *Nero* [n. 2], p. 103. Also M. Kantiréa, *Les Dieux et les Dieux Augustes. Le culte impérial en Grèce sous les Julio-Claudiens et les Flaviens,* Athens, 2007, here p. 81-84; Appendix I b, p. 213-214., no. 5.

[17] Jones, *Nero Speaking* [n. 16], p. 459.

[18] Oliver, *Greek Constitutions* [n. 8], no. 296, in particular p. 575 of the commentary.

its focus on possible references to Nero's ancestors, it is clear that the lacuna in the inscription could not have included a full official titulature or nomenclature of the emperor. In comparison to other official letters and pronouncements of Nero, it appears quite exceptional that the emperor referred to himself as merely *Nero*. As argued above, in most other official documents he employed many more components of his official nomenclature, typically using *Nero Claudius Caesar Augustus Germanicus*. Such longer official nomenclature matched the type of nomenclature employed by his ancestors and placed Nero in line with the Julio-Claudians.[19]

In his liberation speech, however, Nero appeared not to have referred to his ancestors at all. On the one hand, one might argue that it is understandable that during the speech the emperor did not refer to himself by way of a long nomenclature and thus to his family, as this might have sounded tedious and above all unnatural in the given oral context. On the other hand, if one imagines the crowd at this gathering, it might have had a powerful effect if the emperor had presented himself by all names in his nomenclature, which then would almost have become a rhetorical device. However, based on the inscription, and, as mentioned, the possibility that the locals might have chosen to inscribe a shortened version of the speech, we have no way of knowing if the emperor had used more of his names to refer to himself. We have to keep in mind, furthermore, that an imperial speech held in the provinces, then written down and inscribed was a different type of document than official letters and pronouncements that were sent from the imperial court in Rome.

Noticeably, the second part of the inscription (ll. 27-58) that held the decree of Acraephia – proclaimed by Epaminondas – refers to the emperor several times in a much more elaborate way than in the words of Nero's own speech. The more extensive nomenclature *Nero Claudius Caesar Augustus* is used, when at the beginning of the second part of the inscription Epaminondas was referred to as 'priest of the imperial cult for life and of Nero Claudius Caesar Augustus' (ll.27-28). Furthermore, in lines 31-33 Nero is presented with various titles and epithets as 'Nero the lord of the whole universe, greatest emperor,

[19] See for instance, OLIVER, *Greek Constitutions* [n. 8], nos. 33 (= *P. Genova* 10, Inv. 8562, *inverso*; letter to the Alexandrians of A.D. 55.); 34 (= *ILS* 8793; letter to the Rhodians of A.D. 55); 36 (letter to the Thasians of A.D. 64/65 or later); 39 (O. MONTEVECCHI, *Nerone a una polis e ai 64/5*, in *Aegyptus* 50, 1970, p. 3-33, dates this document to Nero's reign, although Oliver is more cautious). SMALLWOOD, *Documents* [n. 8], nos. 385 and 386 (Nero restoring land and boundaries). *ILS* 1987 (military diploma in which Nero offered citizenship and *conubium* to a large group of soldiers). SHERK, *The Roman Empire* [n. 8], no. 65 b (= *CIL* III, 6741 = *ILS* 232). Inscriptions according to which the emperor *restituit* buildings or roads: *CIL* III, 346; *ILS* 228; 231 (= *CIL* III, 6123). Inscriptions in which only the titulature of the emperor has survived: *CIL* II, 4719; II, 4884; II, 4928; *ILS* 225.

holding the tribunician power for the thirteenth time, father of his country'.[20] In itself, the difference between the way in which Nero presented himself and the way in which the Greeks at Acraephia presented him might be explained by the difference in type of texts, the audience and goal of the texts (speech versus honorary decree). Nevertheless, we would like to further examine the presentation of Nero by placing it into the context of the local process of inscribing texts that came from or were closely connected to the imperial level.

Although we are still inadequately informed about the decision-making process of the men responsible for deciding *if* and *where* an inscription was to be put up at the local level, this inscription might offer us a glimpse of such a process.[21] First and foremost, in most instances it must have depended on the initiative of the people at the local level if an imperial text was inscribed.[22] In this particular case of Nero's speech inscribed at Acraephia, Epaminondas, who played such a prominent role in the second part of the inscription, was most likely closely involved in the drafting of the decree, and perhaps even paid for the inscription to be put up. This would be very fitting to his priesthood of the imperial cult. If we speculate a bit further, had he been present in Corinth where he had listened to the Nero's speech? Unfortunately, we have no evidence to answer this question, but the prominent position of Epaminondas' name in the text of the inscription and his affiliation as priest of the imperial cult and of Nero must have offered Epaminondas an opportunity to emphasize to his peers at the local elite level that he was an important man who was directly connected to the emperor. Numerous other inscriptions mentioning Epaminondas and set up at Acraephia represent an impressive dossier that confirms his prominent local position.[23]

This said, it is uncertain whether the text of the speech had been copied from a version published by Nero's court, or had been stenographed by local authorities that were present in Corinth while Nero gave his speech.[24] These various scenarios emphasize our inability to trace precisely the source authorizing the use of 'Nero' without other nomenclature in the inscribed text of the speech. Yet, the fact that in the second half of the inscription, which contained the Acraephian decree with more extensive nomenclature, titles and epithets are mentioned for Nero, might indicate that at least it was not a matter of lack of

[20] D. EDWARDS, *Religion and Power. Pagans, Jews, and Christians in the Greek East*, New York, 1996, translation of second part of the inscriptions on p. 52.

[21] Cf. R. HAENSCH (ed.), *Selbstdarstellung und Kommunikation: Die Veröffentlichung staatlicher Urkunden auf Stein und Bronze in der römischen Welt*, München, 2009.

[22] Ch. WITSCHEL, *Der Kaiser* [n. 10], p. 45-112, here especially p. 58.

[23] See J.H. OLIVER, *Epaminondas of Acraephia*, in *GRBS* 12, 1971, p. 221-237 for a discussion of a dossier with inscriptions from Acraephia connected to Epaminondas. See also *IG* VII, 2711-2712.

[24] Cf. WITSCHEL, *Der Kaiser* [n. 10], here especially p. 51-73 for a general discussion on the responsibility of inscribing.

space on the stone that led to the short version 'Nero' in the first part. The latter might indeed be a reflection of the way in which Nero had referred to himself in the speech.

Can the inscription from Acraephia help us to understand Nero's relationship to Greece in comparison to his imperial predecessors? As Alcock has argued earlier, Nero's ancestors, in particular Augustus and Agrippa, had dealt with Greece in the context of conquest and incorporation.[25] After the battle of Actium in 31 B.C., Augustus, and later his successors, renewed his relationship with Greece, which he deliberately connected to the long-standing traditions of the Hellenistic and local rulers and benefactors. The divine Roman emperor became integrated into the Greek pantheon, and the imperial cult became an important medium for the Greeks to express their respect for and veneration of the Roman emperors.[26] Throughout Roman Greece we find in many cities dedications and monuments to the Roman emperors, though some locations seem to have a special connection with certain individual rulers. In AD 4, the year in which the colony of Corinth celebrated its 50th foundation anniversary, the city issued a series of coins bearing a festive character. These coins honored the imperial family as portraits of Augustus, Tiberius, Agrippa Postumus, Germanicus and Drusus figured on them.[27] Especially in the final decade of Augustus' rule, his successor Tiberius seems to have developed a special connection with Athens, which was expressed by the city by way of several statues and honorific inscriptions.[28] Similarly, we find in Athens many statues and dedications for Nero's direct predecessor, Claudius.[29] This continued close connection to Athens is remarkable in that Athens had not been chosen as the main residence of the provincial governor of the province of Achaea, but Augustus had opted for Corinth. After all, in looking at the statues and dedications for the emperors of the first and early second centuries A.D., Athens continued to play a much more prominent role than the other cities in Greece, including Corinth.

Nero's choice for Corinth as the location of his speech is understandable from the perspective of the structure of the provincial administration, as the city was the Roman governmental seat of the province. On the other hand, however, it was also clearly a Neronian statement. Corinth had, of course, been razed to the ground by the Romans in 146. In the century to follow, Roman leaders and

[25] ALCOCK, *Nero* [n. 2], p.105-106..

[26] KANTIRÉA, *Les dieux* [n. 16]. M. BERGMANN, *Die Strahlen der Herrscher: theomorphes Herrscherbild und politische Symbolik im Hellenismus und in der römischen Kaiserzeit*, Mainz, 1998.

[27] RPC I, nos. 1139-1144. See further KANTIRÉA, *Les dieux* [n. 16], p. 58; M. AMANDRY, *Le monnayage des duovirs corinthiens,* Paris, 1988, p. 52-54 and p. 151-156.

[28] *IG* II^2, 3244-3247; 4209. KANTIRÉA, *Les dieux* [n. 16], p. 58-62.

[29] See for instance *IG* II^2, 5175, 5177-78, 3266, 3268-3270, 3273-74, 3276. KANTIRÉA, *Les dieux* [n. 16], especially the tables with lists of inscriptions at the end of her book.

generals such as Pompey the Great, Marc Antony or Caesar, and then Augustus had given their attention mostly to the cities of Athens, Olympia or even Sparta where we can speak of a continuity of a longstanding Greek tradition of prominence and city pride.[30] Corinth was different in that it had been destroyed and a century later colonized by the Romans. By turning to Corinth for his liberation speech, Nero restored the old standing of Corinth.

In addition, if we take a closer look at the divinities that the predecessors of Nero were connected to in inscriptions from Greece, we see the following emerge. Augustus was attached to/ or presented as Zeus Boulaios (Eleusis), Apollo Mousaios (Megara) and as a new Apollo (Athens), whereas Claudius was portrayed as a new Apollo (Athens), while Nero was presented as a new Apollo (Athens) and as Zeus Eleutherios (Acraephia).[31] On the one hand, by presenting Nero as a new Apollo he was placed directly in line with his adoptive father Claudius and his great-great grandfather Augustus. On the other hand, however, when Nero was called Zeus Eleutherios, which was fitting for this gift of freedom to Greece, he was given a personal and unique feature that his predecessors could not have claimed.

3. *The Numismatic Evidence*

A closer look at the remaining evidence from Greece pertaining to Nero supports our hypothesis. The following analysis of Roman provincial coins issued in Achaea demonstrates the importance of Nero's visit to the province and reflects an awareness of Nero's own course in his imperial representation at the local level.[32]

Under Nero's emperorship, provincial coins were issued in high quantities in Achaea. Especially when we compare the numbers of coin types issued under Nero with those minted during the reigns of his Julio-Claudian predecessors, it is obvious

[30] C. Böhme, *Princeps und Polis. Untersuchungen zur Herrschaftsform des Augustus über bedeutende Orte in Griechenland*, München, 1995, in particular on Corinth p. 99-124.

[31] Augustus: Zeus Boulaios at Eleusis (*SEG* 47, 1997, 218), Apollo Mousaios at Megara (*IG* VII 36), as a new Apollo at Athens (*SEG* 29, 1979 167); Claudius as Apollo Patroos at Athens (*IG* II^2 3274); Nero as a new Apollo in Athens (*SEG* 323, 1982, 252; *MDAI*(A) 67, 1942, 45; *SEG* 44, 1994, 165; *IG* II^2, 3287), and as Zeus Eleutherios at Acraephia (*IG* VII 2713 = *SIG*^{3} 814 = *ILS* 8794). Based on Kantiréa, *Les dieux* [n. 16], especially table 3.

[32] Roman provincial coinage means here provincial issues, coins minted by provincial or regional federations of cities (*koina*) and civic coins, as recorded in the *Roman Provincial Coinage* I (supplement 1 and 2 included). On the definition of Roman provincial coinage, see V. Heuchert, *The Chronological Development of Roman Provincial Coin Iconography* in C. Howgego / V. Heuchert / A. Burnett (eds.), *Coinage and Identity in the Roman Provinces*, Oxford, 2005, p. 29-56; p. 30. References to Nero's visit to Greece do not appear on central coinage.

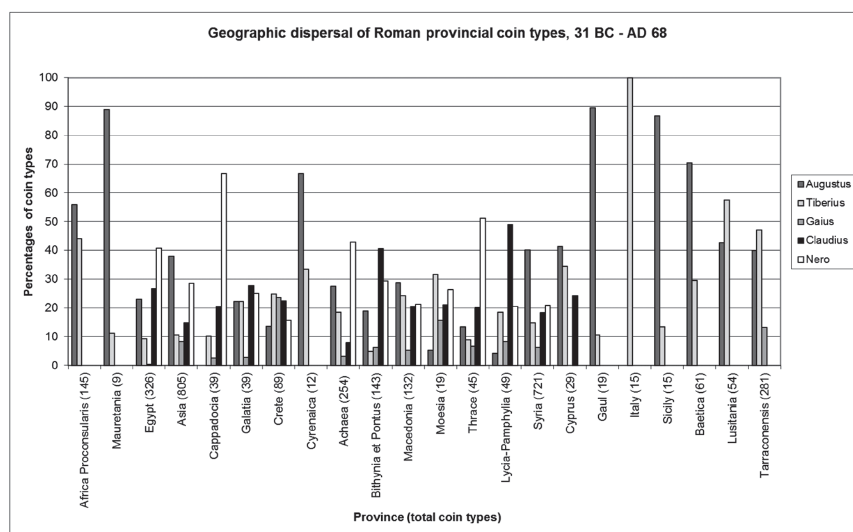


Figure 1. Geographical dispersal of Roman provincial coin types, 31 BC – AD 68.

that specifically Cappadocia, Thrace and Achaea stand out (see figure 1).[33] These regions produced the highest numbers of coin types under Nero.[34]

Looking at the absolute numbers of Julio-Claudian coin types that were struck in Achaea, it is obvious that the lion's share was minted during Nero's emperorship. Seventy types were issued under Augustus, 47 under Tiberius, 8 under Gaius, 20 under Claudius and 109 under Nero.[35]

[33] Whereas a difference between silver and bronze coin types should be made, by combining silver and bronze coins in this and the following graphs, it is possible to provide a complete picture of the regional distribution of provincial coin types issued between 31 BC and AD 68. For the correlation between coin types and actual coin numbers, see E. MANDERS, *Coining Images of Power. Patterns in the Representation of Roman Emperors on Imperial Coinage, A.D. 193-284*, Leiden / Boston, 2012, p. 53-62. For the problems inherent to a quantitative analysis of provincial coin types, see O. HEKSTER *et al.*, *Nero's Ancestry and the Construction of Imperial Ideology in the Early Empire. A Methodological Case Study*, in *Journal of Ancient History and Archaeology* 1.4, 2014, p. 7-27.

[34] In her article on the numismatic evidence of the emperor Nero's visit to Greece, Papaefthymiou argues that few Greek, Macedonian and Thracian cities issued coins under this first-century ruler, see E. PAPAEFTHYMIOU, *La visite de Néron en Grèce : le témoignage numismatique*, in C. ALFARO / C. MARCOS / P. OTERO (eds.), *XIII Congreso Internacional de Numismática*, Madrid, 2005, p. 915-925; p. 921. However, figure 1 proves otherwise.

[35] Coin types of which the attribution to a specific mint is uncertain, are not included here.

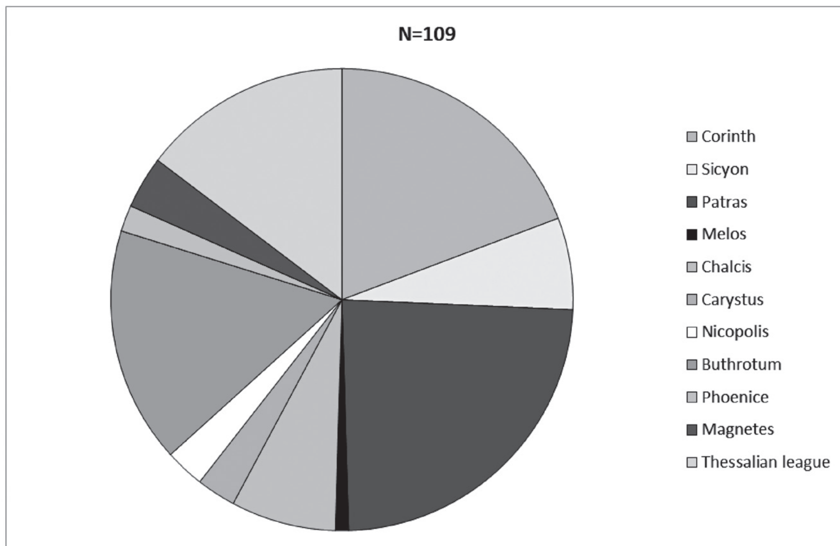


Figure 2. Proportions of Neronian coin types issued by the various Achaean mints.

Figure 2 displays the proportions between the numbers of Neronian coin types that were produced by the various Achaean mints. As the graph shows, Corinth (21 coin types), Patras (26 coin types), Buthrotum (18 coin types) and the Thessalian League (16 coin types) were responsible for minting the majority of Achaean coin types. The relatively large number of coin types issued especially by Patras seems to reflect quite clearly the importance of the emperor's visit to this city in the course of his stay in Greece in the years 66/67.[36]

Among the cities that produced coin types under Nero, five cities (or probably six)[37] and the Thessalian League minted coinage that bore direct references to Nero's stay in Greece or more specifically in particular Greek cities. Following Papaefthymiou, we can classify the latter types according to four different themes: a) the arrival of the emperor in a particular city; b) the emperor's

[36] During his stay in Greece, Nero visited the cities Corcyra, Nicopolis, Olympia, Patras, Isthmia, Corinth, Argolis and Delphi, see PAPAEFTHYMIOU, *La visite* [n. 35], p. 915. Out of these cities, only Nicopolis, Patras and Corinth minted Neronian coins. Corinth was one of the most productive local mints within the Roman Empire; 16 coin types were minted under Augustus, 28 under Tiberius, 8 under Caligula and 9 under Claudius. On the mint of Corinth, see AMANDRY, *Le monnayage* [n. 27]. In the city of Patras, however, only one coin type was issued under Augustus, two under Tiberius and two under Claudius.

[37] Corinth, Patras, Sicyon, Nicopolis, Buthrotum and possibly Phoenice.

participation in Greek games; c) the liberation of the province; d) the refoundation of a particular Greek city.[38]

Corinth, Patras and Nicopolis all issued coin types propagating the emperor's arrival in these cities by means of their legends (*aduentus*/*epiphania*/*portus frugifera*) often in combination with an image of a galley.[39] In addition, the participation of Nero in several games is probably commemorated by the frequent representations of panhellenic games: the Isthmian games on Corinthian coins,[40] the Nemean games in Sicyon,[41] the Actian games in Nicopolis,[42] and the Olympian games in Patras.[43] Although Buthrotum was not visited by the emperor, this city also minted coins commemorating his victories at the Greek games (as did the Thessalian League).[44]

The grant of freedom to Greece at Corinth in 67 is for the most part referred to by naming Zeus Eleutherios in a legend or depicting him. Two coin types minted in Patras bear the legend IVPPITER LIBERATOR and display the chief god with eagle and sceptre.[45] In addition, on all Neronian types of Sicyon the emperor was associated with Zeus Eleutherios by means of the legend NE(ron) K(aisar) ZEUS ELEUTHERIOS.[46] Corinth issued coins that refer directly to Nero's proclamation, showing the emperor with a scroll in his hands and standing on a *suggestum* together with the legend ADLO[*cutio*] AVG.[47] Coinage that can probably be attributed to the mint of Nicopolis displays not only the personification of Eleutheria, but also bears the legend NERONI (DEMOSIO) PATRONI ELLADOS ("To Nero, the public patron of Greece").[48] Possibly, even the Achaean city of Phoenice, which was not visited by the emperor, referred to the Freedom of Greece on its coinage, as one of its types displayed Zeus Eleutherios.[49]

[38] For an overview of cities that issued coin types belonging to these four categories, see PAPAEFTHYMIOU, *La visite* [n. 35], p. 922. See also A. BURNETT, *Nero's Visit to Greece: Two Numismatic Notes*, in *Schweizer Münzblätter* 34, 1984, p. 81-85. For references to Nero's visit to Greece on coins from Alexandria, see COUVALIS, *Alexandrian Identity* [n. 3], p. 113-122. For a discussion of the date of Nero's proclamation, GALLIVAN, *Nero's Liberation* [n. 3], p. 230-234. Cf. M.P. CHARLESWORTH, *Nero: Some Aspects*, in *Journal of Roman Studies* 40, 1950, p. 69-76; p. 72.

[39] Corinth: *RPC* I, nos. 1200, 1203, 1204. Patras: *RPC* I, nos. 1263-74. Nicopolis: *RPC* I, nos. 1368, 1369.

[40] *RPC* I, nos. 1202, 1207, 1208.

[41] *RPC* I, nos. 1238, 1240, 1241-44.

[42] *RPC* I, nos. 1371, 1372, 1374-76.

[43] *RPC* I, no. 1275.

[44] *RPC* I, nos. 1415, 1439, 1444, 1449, 1451-52.

[45] *RPC* I, nos. 1279-80.

[46] *RPC* I, nos. 1238-44.

[47] *RPC* I, nos. 1205-6.

[48] *RPC* I, nos. 1376-77.

[49] *RPC* I, no. 1418.

Both Nicopolis and Patras were refounded by Nero. Nicopolis probably issued coin types referring to its refoundation,[50] and Patras minted unambiguous types commemorating its refoundation by the last Julio-Claudian emperor through the legend GEN(ius) COL(oniae) NER(onis) PAT(riensis).[51]

In total, 49 out of 109 coin types issued in Achaea can be linked to Nero's visit to the province in 66/67.[52] Considering the high number of coin types displaying this extraordinary theme, it seems that this unique event triggered the minting of local coinage within this province, which explains the large production of Neronian coins in Achaea in comparison with the other provinces.

Yet, whereas many Achaean coin types can explicitly be linked to the emperor's visit to the province, only very few minted in this particular region display clear references to the emperor's family through legend and image.[53] By this, we mean references to kinship by means of *diui filius* (or Greek equivalent) or the presence of the name and/or image of family members. Obviously, the name 'Claudius', which is incorporated into the imperial nomenclature on some Neronian coins issued in Corinth, Buthrotum and perhaps Patras, can also be understood as a reference to imperial kinship.[54] However, since 'Claudius' is part of the emperor's official name (obtained at the occasion of Nero's adoption in 50) it is difficult to assess whether the rendering of this name implies a deliberate reference to his predecessor.

Figure 3 maps the relative frequency of references to imperial kinship on Roman provincial coins issued during the Julio-Claudian period, demonstrating that the representation of imperial family members was a fairly common theme on Roman provincial coins struck during this time frame. However, it immediately reveals the exceptional position of Achaea under Nero in this respect; when compared to the frequency with which his family members were represented on coin types issued in other provinces, the low percentage for Greece is conspicuous.

Regarding the provinces that minted coin types under Nero, the mean percentage of coin types bearing references to imperial kinship lies at 29.6%, whereas only 8.3% of the Neronian coin types struck in Achaea communicated this ideological theme.[55] Rendering the latter in absolute numbers, this implies

[50] *RPC* I, nos. 1371-76. See Papaefthymiou, *La visite* [n. 35], p. 920 who follows Burnett, *Nero's Visit* [n. 39], p. 84-85 n.14.

[51] *RPC* I, nos. 1258-62.

[52] Coin types that probably refer to Nero's visit to Greece (*RPC* I, nos. 1376-77 and 1371-76) are not included here.

[53] In comparison with Nero's predecessors, the number of provincial coin types issued under Nero and bearing a kinship theme is remarkably low.

[54] Corinth: *RPC* I, nos. 1189, 1192, 1195, 1197, 1200, 1201, 1202. Buthrotum: *RPC* I, nos. 1400-14, 1417. Patras: *RPC* I, no. 1281.

[55] Egypt: 13.5%; Asia: 30.9%; Cappadocia: 84.6%; Galatia: 33.3%; Crete: 50%; Achaea: 8.3%; Bithynia and Pontus: 26.2%; Macedonia: 21.4%; Moesia: 0%; Thrace:

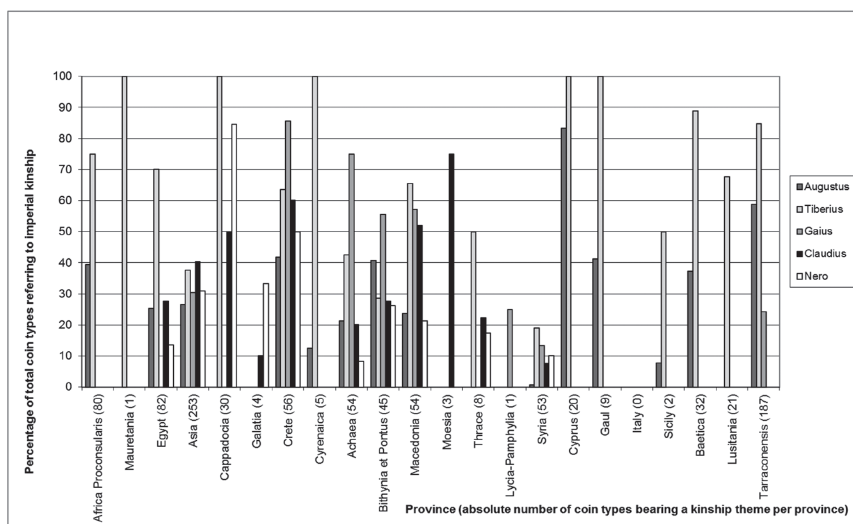


Figure 3. Proportions of Roman provincial coin types referring to imperial kinship, 31 BC – AD 68.

that, out of 109 coin types minted in Achaea under Nero, Corinth issued seven kinship types, referring to the emperor's first wife Octavia and his mother Agrippina Minor, and that Chalcis minted another two kinship types, honoring Nero's mother Agrippina and his second wife Poppaea.[56]

Moreover, the few Greek Neronian coins that bear a kinship theme also stand in sharp contrast with earlier minting practices both in Greece and in other provinces; as figure 3 demonstrates, the frequency with which the kin of the other four Julio-Claudian emperors was honored on Roman provincial coins struck in-, but also outside, Achaea is evidently higher.[57]

Another aspect of Achaean coin types that were brought into circulation under Nero illustrates their exceptionality too. Not only was the number of coin

17.4%; Lycia-Pamphylia: 0%; Syria: 10%. Only Moesia and Lycia-Pamphylia did not issue coin types with kinship references. Yet, these provinces issued 5 and 10 coin types respectively.

[56] Corinth: *RPC* I, nos. 1190, 1193, 1196, 1198 (Agrippina Minor), 1191, 1194, 1199 (Octavia). These types from Corinth were issued in 54-55. Chalcis: *RPC* I, nos. 1350 (Agrippina Minor), 1352A (Poppaea). Two coin types of Magnetes might bear a kinship theme; *RPC* I, nos. 1422A and 1424 possibly refer to the emperor Augustus. There are no coins that bear a kinship theme and simultaneously refer to Nero's visit to Greece.

[57] Percentages of coin types referring to imperial kinship struck in Achaea: Augustus: 21.4% (15 out of 70 types); Tiberius: 42.6% (20 out of 47 types); Caligula: 75% (6 out of 8 types); Claudius: 20% (4 out of 20 types).

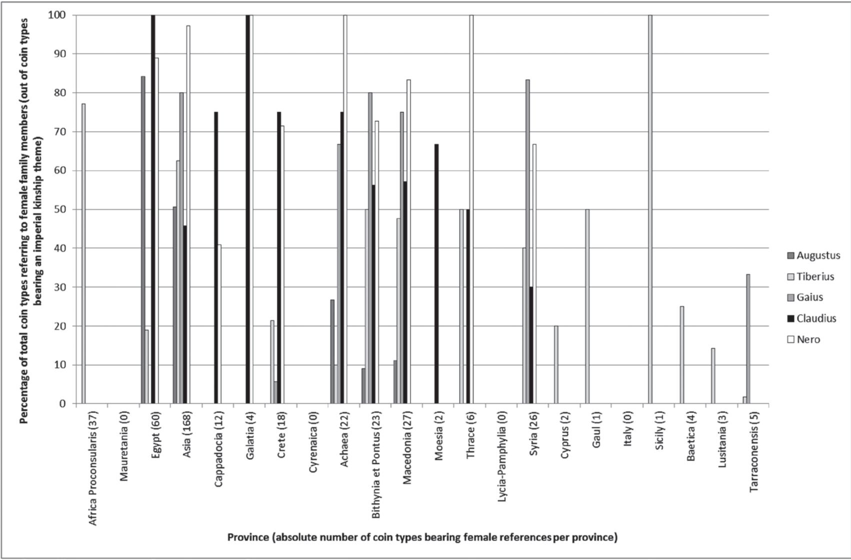


Figure 4. Proportions of Roman provincial coin types referring to female kinship, 31 BC – AD 68.

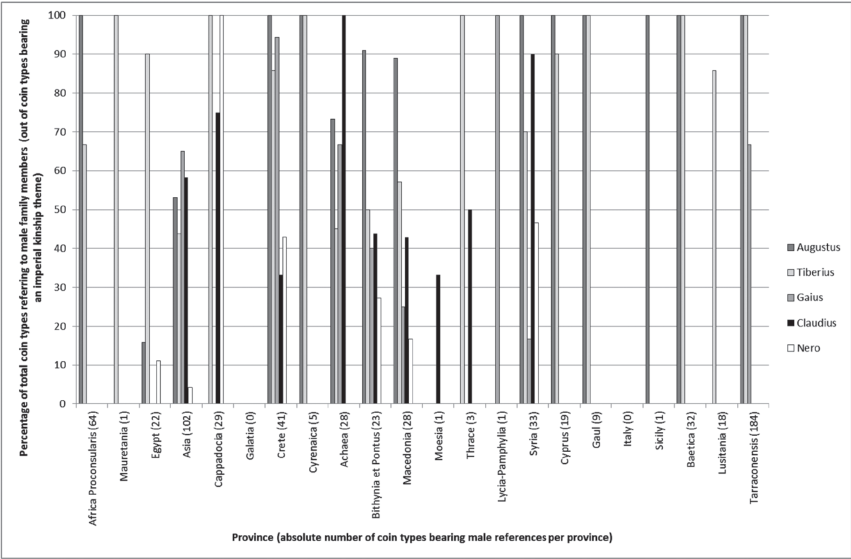


Figure 5. Proportions of Roman provincial coin types referring to male kinship, 31 BC – AD 68.

types honoring Nero's ancestors and other family members conspicuously low in Greece, the local coinages of Corinth and Chalcis only refer to female family members of Nero (namely Octavia, Poppaea and Agrippina Minor).[58] No male family members of Nero figured on his Greek coins. Contrastingly, provincial coins issued under Augustus, Tiberius, Caligula and Claudius all bear references to male imperial family members.[59] The coins of Nero, again, form the exception here by solely referring to imperial women. In addition, although the coins of all of his predecessors display female relatives, the relative number of Nero's coin types portraying imperial women is higher.[60]

4. *Conclusions*

When examining Roman provincial coinage issued under Nero, it is evident that those minted in Greece were exceptional. They stand out in several regards: 1) the relative and absolute number of types; 2) the emphasis on aspects of Nero's visit to the province; 3) the limited importance of references to imperial kinship; 4) the dominance of imperial women among those types representing kinship ties. Greece clearly held a special position under Nero.

The small number of coin types bearing an imperial kinship theme reflects the dominance of other ideological priorities. In addition, regarding the few types that do bear familial references, the choice of only referring to imperial women appears to align with the decision not to emphasize any of Nero's male predecessors, as at least some of the local coinage of other provinces do (though admittedly to a lesser degree than was the case under the previous Julio-Claudians). The focus of Nero's Greek coins thus lies on the emperor's own persona and his particular relationship with Greece. Little effort is made to position Nero within his imperial line; commemorating the emperor's stay in Greece was considered a more important theme.

[58] As the below figures 4 and 5 point out, out of the coin types with kinship references solely the coins of Galatia, Thrace and Achaea bear references to female kin and lack any male references. Yet, only 9 coin types were issued in Galatia and 23 types in Thrace under Nero (with 3 and 4 coin types bearing kinship themes respectively).

[59] The coins of Augustus honor Caesar, Germanicus, Gaius, Lucius, Tiberius, Agrippa Postumus and Drusus Minor, the coins of Tiberius portray Augustus, Caligula, Germanicus and Drusus, the coins of Caligula bear references to Germanicus, Nero Caesar and Drusus Caesar, and Claudius' coins refer to Britannicus and Nero.

[60] Augustus: Livia (4 types). Tiberius: Livia (2 types). Caligula: Antonia Minor (2 types), Agrippina Maior (2 types). Claudius: Agrippina Minor (2 types), Claudia Antonia (1 type), Claudia Octavia (1 type). Provincial coin types can rarely be dated exactly, therefore it is in most cases impossible to make a distinction between living and deceased family members. Regarding the kinship references on Nero's Greek coins, only in the case of Corinth we know that the coin types portraying Agrippina and Octavia were issued in 54-55 (before their deaths in 59 and 62 respectively).

Nero's apparent attempt to present himself to the Greeks as the great liberator and philhellene, all in his own right and without the need of drawing legitimacy from his predecessors, thus seems to find a reflection both in the inscription at Acraephia and in the provincial coinage. In this case, local messages seem to have followed central examples. The emperor had his own ideological course which was effectively broadcast; Nero's message had come across.

Universität Göttingen. Erika MANDERS.
Radboud University Nijmegen. Daniëlle SLOOTJES.

Suetonius and Galba's Taste in Men: A Note*

A recent study has pointed to 'somewhat puzzling sexual behaviour' on Galba's part in Suetonius' *Life* of the long-lived nobleman who came late to imperial power and rapidly proved unsuited for the task.[1] Charles and Anagnostou-Laoutides discuss the relationship of Galba and Icelus, a subject treated only by Suetonius, suggesting that the biographer portrays Galba with a key characteristic of the stereotypical tyrant and that there is ambiguity as to the sexual role played by Galba, but that the moral condemnation of Galba's activity as of one unfit to rule is clear. They reach their conclusions by an analysis of individual terms used by Suetonius in the key passage in the light of the predominant current understanding of homosexual behaviour in the Roman context. By using the same basic methodology, but with a broader study of Suetonius' treatment of imperial sexual activity and by a closer philological study of Suetonius' language, in effect providing a commentary without lemmata, I clarify what Suetonius describes, locate where Galba's behaviour lies within the spectrum of imperial sexual activity that the biographer chooses to include in his *Lives* and identify what his authorial attitude is towards it.[2]

Suetonius places his brief discussion of Galba's private life (21-22) after the public life and the detailed description of his final day; after the usual brief physical description comes one sentence that describes the emperor's eating habits and then another sentence on his *libido*.[3] In fact the placement is significant in determining its importance in Suetonius' overall assessment of Galba. Tiberius' sexual predations (*Tib*. 43-5), those of Caligula (*Cal*. 36) as well as Nero's (*N* 28-9) lack of sexual restraint stand prominently in Suetonius' indictment of their reigns, as 'desires cross the boundaries of private life and intrude into ...

* The author is grateful to Lydia Matthews, Jeffrey Murray and the anonymous referees for their comments.

[1] M. B. Charles / E. Anagnostou-Laoutides, *Galba in the Bedroom: Sexual Allusions in Suetonius' Galba*, in *Latomus* 71, 2012, p. 1077-1087. For an attempt to evaluate Suetonius' overall presentation of Galba, see B. van Wassenhove, *The Representation of Galba in Suetonius*, in *Athenaeum* 96, 2008, p. 623-634.

[2] Suetonius' method of analysing his emperors' behaviour under a series of 'rubrics' makes clear the moral framework under which he operates – he holds to the value-system of the Roman elite (see K. R. Bradley, *Imperial Virtues in Suetonius' Caesars*, in *JI-ES* 4, 1976, p. 245-253 and A. F. Wallace-Hadrill, *Suetonius*, London, 1983, p. 147-158.

[3] Cf. *G*. 22. H. Gugel, *Studien zur biographischen Technik Suetons,* Vienna, 1977, p. 75 and 88 rightly notes that Suetonius' treatment of Erotika in *Galba* follows the same structure as the *Augustus*, *Tiberius* and *Nero* in being collected into one rubric.

public actions'.[4] By contrast, the sexual activities of Caesar (*Iul.* 49-50) and Claudius (*Cl.* 33.2) and Domitian's excessive *libido* (*Dom.* 22) are discussed only in the personal lives. Otho's (*O* 2.2) and Titus' (*Tit.* 7.1) sexual vices, on the other hand, appear only in the lead-up to their reigns, Vitellius' emerge in Suetonius' criticism of his reliance on Asiaticus (*Vi.* 12). By locating his discussion structurally where he does and by providing the chronological information that he does Suetonius indicates that Galba's taste in men did not *per se* impact on the quality of his rule or strictly belong to the period of imperial power; the details he provides, however, imply that it involved behaviour inappropriate to member of the Roman elite, let alone to an emperor.[5] What Suetonius writes is:

> *libidinis in mares pronior et eos non nisi praeduros exoletosque; ferebant in Hispania Icelum e ueteribus concubinis de Neronis exitu nuntiantem non modo artissimis osculis palam exceptum ab eo, sed ut sine mora uelleretur oratum atque seductum.*[6]
>
> As to sexual desires he was more inclined to men, and only if they were extremely strong and full-grown. There was a tradition that in Spain, when Icelus, one of his old sexual partners, brought him news of Nero's death, Icelus was not only greeted by him publicly with the most intimate of kisses but was begged to undergo depilation without delay and was taken aside.

For Charles and Anagnostou-Laoutides this is 'an odd grab-bag of ostensibly conflicting terms', but on examination of Suetonius' language a consistent, intelligible picture emerges. The genitive *libidinis* must be understood as a genitive of quality or description, paralleling the earlier *cibi*, and not be dependent on *pronior*.[7] In the imperial *Lives* the word *libido* is used to describe the sexual desires demonstrated by eight of the Caesars: Julius Caesar (*Iul.* 50), Augustus (*Aug.* 71.1), Tiberius (*Tib.* 43.1, 44.1, *Cal.* 16.1), Claudius (*Cl.* 33.2), Nero

[4] See J. H. Kim On Chong-Gossard, *Who Slept with Whom in the Roman Empire? Women, Sex, and Scandal in Suetonius' Caesares*, in A. J. Turner *et al.* (eds.), *Private and Public Lies: The Discourse of Despotism and Deceit in the Graeco-Roman World*, Leiden, 2010, p. 295-337.

[5] T. F. Carney, *How Suetonius' Lives Reflect on Hadrian*, in *PACA* 11, 1968, p. 7-24, here p. 12 argued that Suetonius displays a particular loathing for homosexuality, but engaging in sexual acts with men was not *the* mark of a bad emperor for Suetonius. What the biographer displays, from all the material in the *Lives*, is the normal Roman disgust for a man adopting the passive role: whether an emperor adopts the active role or not is a matter of taste, reported neutrally as of Claudius (*Cl.* 33); what was repulsive about Tiberius' active role was his choice of 'victims', the very young, and his use of force (*Tib.* 44).

[6] The text is that of M. Ihm, *C. Suetoni Tranquilli Opera*, Leipzig, 1908, p. 273.

[7] M. G. Morgan, *Eight Notes on Suetonius' Galba* in *Philologus* 148, 2004, p. 321-322; *contra* Charles / Anagnostou–Laoutides, *Galba* [n. 1], p. 1081. For parallels of such genitives, cf. *Cl.* 33.2, *Dom.* 22. Dr. Lydia Matthews has highlighted for me the connection between an emperor's excessive appetite for food and for sex (cf. *Cl.* 33.1, *Vi.* 13).

(*N* 26.1), Galba (*G* 22), Vitellius (*Vi.* 12) and Domitian (*Dom.* 22); in no instance is it a morally neutral term, but rather denotes sexual activity outside marriage, usually pursued to excess and without due control being exercised. In Suetonius' usage *libido* is a stereotypically tyrannical vice.[8] In the case of Augustus he seeks to minimise its weight in his overall assessment of the paradigmatic emperor by making it clear that allegations of unmanly sexual activity derive from Augustus' political enemies (*Aug.* 68), and fall outside the period of his political significance. He further minimises the impact of Augustus' hetero-sexual extramarital activities (*Aug.* 69) through distancing himself from the suggestion of continued adultery by means of a clear authorial marker, and by suggesting that the most scandalous manifestation of the failing was actively facilitated by Livia herself (*Aug.* 71.1).[9] Even so the emperor's bad reputation for youthful homosexual activities, his many adulterous affairs and his passion for deflowering young virgins (*Aug.* 71.1) are explicitly contrasted with his great *continentia* in every other aspect of his life (72.1). So from the very first word, *libidinis*, Galba's sexual activities are located for Suetonius' readers in a negative frame of reference. Galba was, then, a 'man of lust',[10] the specifics of which the subsequent text reveals.

Suetonius uses the adjective *pronus* followed by *ad* or *in* in relation to the sexual activities of two Caesars besides Galba: Julius Caesar was *pronum et sumptuosum in libidines* (*Iul.* 50.1: 'inclined to, and unrestrained in, sexual desires') and Tiberius was *pronior sane ad id genus libidinis et natura et aetate* (*Tib.* 44.1: 'both by nature and age obviously too inclined to that kind of sexual passion [for very young boys]'). The latter example is particularly significant for illuminating the Galba text in that the comparative form is employed, the sexual activity described (Tiberius' love of being fellated by young boys) is explicitly condemned by Suetonius (*maiore adhuc ac turpiore infamia flagrauit, uix ut referri audiriue, nedum credi fas sit*; *Tib.* 44.1: 'he was notorious, enjoying an even greater and more shameful bad reputation that it is scarcely right for it to be described or heard, let alone believed') and the act of being fellated is considered by Suetonius as inappropriate to someone of Tiberius' (and therefore Galba's) advanced years. Charles and Anagnostou-Laoutides rightly make the general point that to be consumed by desire was, particularly for a Roman male

[8] See two articles by J. R. DUNKLE, *The Greek Tyrant and Roman Political Invective of the Late Republic*, in *TAPhA* 98, 1967, p. 151-171 and *The Rhetorical Tyrant in Roman Historiography. Sallust, Livy, and Tacitus*, in *CW* 65, 1971, p. 12-20.

[9] Augustus' deflowering of virgins, presumably freeborn girls, was as extreme a violation of social values as could be perpetrated (S. TREGGIARI, *Roman Marriage. Iusti Coniuges from the Time of Cicero to the Time of Ulpian*, Oxford, 1991, p. 315): technically *stuprum*, if they were freeborn.

[10] MORGAN's description (*Eight Notes* [n. 7], p. 323; KIM ON CHONG-GOSSARD's translation (*Who Slept with Whom* [n. 4], p. 298) 'a lusty fellow'.

occupying an elite position, 'essentially emasculating',[11] while Morgan introduces the idea of what was widely considered an appropriate level of sexual activity for a man of Galba's years.[12] The comparative form when used of Tiberius' and Galba's behaviour could rightly be rendered as 'too inclined towards', i.e. as containing in itself a moral evaluation.[13]

The specific objects of Galba's tastes are described as *praeduros exoletosque*, a description that needs unpacking. It is impossible to determine whether the *que* links two different types of men or whether both qualities had to be present, but the latter seems to me to be the more likely, thus emphasising the double eccentricity of Galba's preferences. *Praedurus* means 'very or extremely strong' and apparently has no sexual connotation – neither the simple nor the compound adjective appears in Jim Adams' study of Roman sexual vocabulary.[14] Powerful, muscular men are indicated. This is in fact reinforced by the second term *exoletus*. Charles and Anagnostou-Laoutides argue that the meaning Suetonius attaches to the term is 'men used for sexual pleasure', while Williams argues for greater specificity, a male prostitute past the age of adolescence.[15] That Suetonius does mean men rather than boys is clear from its use of Rufio, to whom Caesar gave command of three legions during the *bellum Alexandrinum* (*Iul.* 76.3), and is likely from the sexual companions Caligula chose for his sisters (*Cal.* 24.3). In all probability, however, the notion of prostitution should be abandoned entirely and the identity of *exoleti* as former *pueri delicati*, slave-boys who had provided sexual and entertainment roles within the household but had now reached adulthood, should be recognised, as a detailed and compelling study has shown.[16] Such an identification consequently sheds

[11] *Galba* [n. 1], p. 1077-1078.

[12] *Eight Notes* [n. 7], p. 322-323. For a convincing interpretation of Galba's use of a quotation from Homer and the contemporary (mis)understanding of it as relating to Galba's sexual prowess (*G* 20.2), see T. J. POWER, *The Servants' Taunt: Homer and Suetonius' Galba*, in *Historia* 58, 2009, p. 242-245.

[13] MORGAN, *Eight Notes* [n. 7], p. 321. For the translation 'more inclined', see C. A. WILLIAMS, *Roman Homosexuality: Ideologies of Masculinity in Classical Antiquity*, New York, 2010, p. 189.

[14] Cf. KIM ON CHONG-GOSSARD, *Who Slept with Whom* [n. 4], p. 298 'super strong'. J. N. ADAMS, *The Latin Sexual Vocabulary*, London, 1982. J. T. KATZ / K. VOLK, *Erotic Hardening and Softening in Vergil's Eighth Eclogue*, in *CQ* 56, 2006, p. 169-174, here p. 173 argue that *obduresco* can refer to sexual arousal and that *durus* appears in an arguably sexual metaphor in Virgil (*Ecl.* 4.30). For the intensitive force of the *prae*-compound-adjective, see J. ANDRÉ, *Les adjectives et adverbes à valeur intensif en per- et prae-*, in *RÉL* 29, 1951, 121-54.

[15] CHARLES / ANAGNOSTOU–LAOUTIDES, *Galba* [n. 1], p. 1079-1080; WILLIAMS, *Roman Homosexuality* [n. 13], p. 90-93; T. K. HUBBARD, *Homosexuality in Greece and Rome. A Sourcebook of Basic Documents*, Berkeley, 2003, p. 422 translates 'experienced'. The aspect of age derives from the etymology of *exoletus* (FESTUS 5L, 70L).

[16] J. L. BUTRICA, *Some Myths and Anomalies in the Study of Roman Sexuality*, in *Journal of Homosexuality* 49, 2005, p. 223-231.

light on the sexual role of the *exoleti* and therefore of Galba: as boys they had been penetrated by their elders, their *dominus* or his sons, and now as adults their role was unchanged; Galba continued to play the masculine role.[17] If so, there is no ambiguity, deliberate or otherwise, on Suetonius' part, no hint that Galba was penetrated by his sexual partners and thus that he incurred the opprobrium attached to a free adult playing the passive role. Williams argues that Galba's preference for *exoleti* 'seems to have caused no eyebrows to rise', and contrasts Suetonius' attitude here with the explicit mortal condemnation he directs at Tiberius' activities.[18] However, this alleged contrast may be somewhat simplistic – the reader is already guided by the negative *libido* and *exoleti* never appear elsewhere in Suetonius as appropriate sexual partners.[19] The inference is again clear – Galba's taste was extraordinary and inappropriate.

Indeed the material with which Suetonius follows this discussion makes explicit Galba's role and the kind of man with whom, it was alleged, he had sexual intercourse.[20] Icelus, previously introduced by Suetonius as one of the three, bad, controlling influences on Galba's reign with aspirations to the position

[17] *Pace* CHARLES / ANAGNOSTOU–LAOUTIDES, *Galba* [n. 1], p. 1080-1. BUTRICA, *Some Myths* [n. 16], p. 234-5 claims that there is evidence that *exoleti* were sexual penetrators of adult men, but the case of Philetus (STAT. *Silv.* 2.6) on which he focuses gives no indication, explicit or allusive, that his master Ursus was any other than the penetrator. WILLIAMS (*Roman Homosexuality* [n. 13], p. 347, n. 108) extracts from SUET., *Tib.* 43.1: *undique conquisiti puellarum et exoletorum greges monstrosique concubitus repertores, quos spintrias appellabat, triplici serie conexi, in uicem incestarent coram ipso* ('recruited from everywhere troops of girls and adult males, inventors of unnatural sex acts (whom he called *spintriae*), joined in threesomes took turns to defile themselves in his presence') that each threesome 'consisted of an *exoletus* penetrating a *spintria* penetrating a *puella*' and therefore that *exoleti* could play the masculine role. The second element of this at face value is odd, if the word *spintria* is formed from the Greek loan word *sphincter* and from both its basic meaning and the feminine form that was created suggests one who is penetrated (cf. W. VOGT, *C. Suetonius Tranquillus Vita Tiberii Kommentar*, Würzburg, 1975, 211). E. CHAMPLIN, *Sex on Capri*, in *TAPA* 141, 2011, p. 315-332, esp. p. 324-7, now argues plausibly that the *–tria* suffix originally designated a female professional and that the *spin-* prefix derives from the Latin word for bracelet; *spintriae* in practice could be of either gender and was used of derogatively of 'males so passive, or bisexual, as to be called female sex workers'. Tacitus' explanation of the neologism by *multiplex patientia* (*Ann.* 6.1.2) suggests varied passivity which the bracelet-worker easily embodies. *Conexi* need not require penetration by a penis.

[18] WILLIAMS, *Roman Homosexuality* [n. 13], 88. For Suetonius' comments at *Tib.* 44.1, see above.

[19] Cf. *Iul.* 49.2, *Tib.* 43.1, *Cal.* 24.3, *Tit.* 7.1.

[20] *Ferebant* introduces a degree of distancing by Suetonius (cf. *Iul.* 45.3, *Aug.* 71.1), but he still includes the negative material to characterise Galba. KIM ON CHONG-GOSSARD, *Who Slept with Whom* [n. 4], p. 298 is right to consider the introduction a disclaimer, although 'a bit of local gossip' is too dismissive (dependent on his translation that links *in Hispania* very closely with *ferebant*) and Suetonius' verdict on the truthfulness of the information is implicit.

of Praetorian Prefect after his recent manumission (*G* 14.2), is now categorised as a former *concubinus*. While he had been Galba's slave and presumably *puer delicatus*, his master had had sex with him, and so he could be called Galba's *concubinus*.[21] In 68 at least Galba and Icelus were physically apart: Galba had been governor of Hispania Tarraconensis since AD 60 and Icelus had been imprisoned in Rome after Galba's revolt was announced, but had been released and secured burial for Nero's corpse (*N* 49.4). Plutarch (*Galba* 7.1-3) describes the rapid journey that Icelus undertook to bring a reliable report of Nero's suicide to Galba in Clunia.[22] In gratitude for this remarkable service Galba greeted Icelus with *artissimi osculi*, kisses of such an affectionate kind as were not exchanged by social equals (cf. *O* 6.2) or in public, i.e. behaviour that was not appropriate.[23] By *non modo … sed* Suetonius indicates to the reader that there were two significant elements to the description, the second of which is the more weighty because of its climactic position, greater detail and emphatic parallelism of *oratum atque seductum*. Within this final element in logical sequence there are three steps: first Galba *begs* Icelus for sex. This, compounded by *sine*

[21] This term *concubinus* appears in the lawsuit pleaded by Q. Haterius on behalf of a *libertus* who had previously been his master's sexual partner (SEN., *Controv*. 4. *prf.* 10) (see below). HUBBARD, *Homosexuality* [n. 15], p. 422 translates it as 'kept man'. Recent attempts to desexualise the role of *delicati/ae* within the Roman family rely primarily on the evidence of epigraphic commemorations interpreted to emphasise parental feelings of affection rather than sexual role (see V. LA MONACA, *Flavia Domitilla as delicata: a New Interpretation of Suet. Vesp. 3*, in *Ancient Society* 43, 2013, p. 191-212, esp. p. 200-2). Funerary monuments were not the vehicle through which Romans often documented their sexual feelings to the young (cf. *CIL* 6.10674). For the iconography of *delicati,* see J. POLLINI, *Slaveboys for Sexual and Religious Service: Images of Pleasure and Devotion*, in A. J. BOYLE / W. J. DOMINIK (eds.), *Flavian Rome: Culture, Image, Text*, Leiden, 2003, p. 149-166. The full range of literary material suggest strongly that sexual activity between masters and children were a well-attested feature of Roman life (for masters' sexual activity with their slave, see e.g. WILLIAMS, *Roman Homosexuality* [n. 13], p. 30-34 and C. LAES, *Children in the Roman Empire*, Cambridge, 2011, p. 222-268.

[22] See C. L. MURISON, *Galba, Otho and Vitellius: Careers and Controversies*, Hildesheim, 1993, p. 27.

[23] CHARLES / ANAGNOSTOU-LAOUTIDES, *Galba* [n. 1], p. 1082. WILLIAMS, *Roman Homosexuality* ([n. 13], p. 88) underplays the shocking nature of this type of public kiss in his comparison of the criticism by Cato of a senator's kissing his wife in front of their daughter. For a nuanced discussion of the kiss in Roman society, see R. HAWLEY, '*Give me a Thousand Kisses': the Kiss, Identity, and Power in Greek and Roman Antiquity* in *LICS* 6, 2007,. Although Latin grammarians differentiate between various Latin terms for kiss (*osculum*, *savium*, *basium*), and define *osculum* as the dutiful, respectful kiss (cf. SERV., *Aen.* 1.256; DONAT., *Eun.* 456; FEST. 228L), Suetonius uses only *osculum* (see P. MOREAU, *Osculum, basium, savium*, in *RPh* 52, 1978, p. 87-97), but the superlative adjective reveals that more than a normal social kiss of greeting was delivered (cf. APUL., *Met.* 2.13 for the closest parallel). The more substantial reward that Galba conferred for this service was the *ius anulei aurei*, equestrian status in relation to all but his patron (see H. MOURITSEN, *The Freedman in the Roman World*, Cambridge, 2011, p. 107).

mora, highlights Galba's urgent lust (*libido*), which is inappropriate to someone of his age,[24] but above all signals an unacceptable demand by a *patronus* on his *libertus*. Although it is likely that submission to a *patronus*' sexual demands was a continuing reality for a *libertus* or *liberta*, as may be seen from the fact that a *liberta* could not be a victim of *stuprum* if the act was perpetrated by her *patronus,*[25] the key passage in the extant literary texts on this question, when rightly interpreted, demonstrates that sex was no part of the *operae* rightly and customarily owed by a freedman or freedwoman to his or her patron. Q. Haterius, when defending a *libertus* who was alleged to be a *concubinus* of his *patronus*, produced a memorable line, *inpudicitia in ingenuo crimen est, in seruo necessitas, in liberto officium* (Sen., *Contr*. 4, *prf*. 10: 'being penetrated is a crime in a free man, a necessity in a slave and a duty for the freedman').[26] Seneca introduces this as an example of the kind of remark by Haterius that earned derision and led to a series of jokes, and so indicates that Haterius' view on the 'duty' of freedmen was not one widely shared, and certainly not the societal norm. In fact, such a sexual relationship conferred disgrace on the freedman or at least opened him to scandal and his patron to the charge that his freedman had excessive influence over him – the allegation that features large in Suetonius' and Tacitus' portrait of Icelus: *regebatur trium arbitrio ....*[27] Begging for sex may also have been seen as an inversion of the power-relationship that was considered normal in Roman society, where the man commands. Second, Galba whisks Icelus away to a private location, *seductum.*[28] Thirdly,

[24] MORGAN, *Eight Notes* [n. 7], p. 323. CHARLES / ANAGNOSTOU–LAOUTIDES, *Galba* [n. 1], 1082 suggest that a further element of criticism is Galba's distraction from important matters of state 'such as addressing the political confusion resulting from Nero's suicide'. Although confirmation of Galba's election as emperor by the Senate only came two days later (PLUT., *Galba* 7.3), news of Nero's demise would have been reason to celebrate.

[25] See MOURITSEN, *The Freedman* [n. 23], p. 27.

[26] For *impudicitia* carrying the connotation of playing the passive role, see WILLIAMS, *Roman Homosexuality* [n. 13], p. 191-3; Suetonius, for one, reserves the term for same-sex activities.

[27] See BUTRICA, *Some Myths* [n. 16], p. 210-5. For examples of sexual infatuation with *liberti* and a discussion of the dangers to both parties, see G. FABRE, *Libertus: recherches sur les rapports patron-affranchi à la fin de la république romaine*, Rome, 1981, p. 258-61. Perhaps the best example for illustrating the rhetorical difficulties in celebrating a master's love for a former slave lover is Statius' poem on Melchior's grief for Glaucias (*Silv*. 2.1); see N. W. BERNSTEIN, *Mourning the puer delicatus: Status Inconsistency and the Ethical Value of Fostering in Statius, Silvae 2.1*, in *AJPh* 126, 2005, p. 257-280 and P. ASSO, *Queer Consolation: Melior's Dead Boy in Statius' Silvae 2.1*, in *AJPh* 131, 2010, p. 663-697. SUET., *G* 14.2, TAC., *Hist*. 1.13.1.

[28] Understanding *seductum* in a physical sense is preferable to a sexual sense implying that he was penetrated (cf. CHARLES / ANAGNOSTOU–LAOUTIDES, *Galba* [n. 1], p. 1082). Suetonius' use of *seduco* is consistent (*Cl*. 37.1, *Cal*. 65.1); the ostensible parallel of Tiberius' rape of the beautiful incense-bearer (*Tib*. 44.2) where *seductum* is used, also

and perhaps most revealing, by the verb *uelleretur* Suetonius indicates what Icelus was to undergo – depilation. *Vello* is used three times by Suetonius, always of the removal of hair for cosmetic purposes.[29] Although evidence from poetry suggests that men could depilate their legs in order to attract women (Mart. 2.62), the usual connotation of the practice when undergone by men was effeminacy and a desire to be penetrated sexually.[30] So here the reader of Suetonius readily infers that Galba penetrated Icelus (in a continuation of their roles from the latter's time as a *puer delicatus*); his preferred partner was an adult (*exoletus*) and maybe even muscular, although no extant source comments on Icelus' body.

Suetonius' relatively meagre comments on Galba's sexual behaviour, when interpreted correctly by means of careful analysis of the language he has used and by understanding where Suetonius has included the material, play a role in his overall verdict on Galba as a man of great accomplishments and virtues (*G* 14.1) but a poor emperor, a man who was ruled by bad advisors in his public role as emperor and by his sexual passions in his personal life. In the latter, although he was not tainted by any hint of having been penetrated and thus of having his masculinity impaired, his choice of sexual partners, in respect of age and status, violated the Roman social norms that were the very basis of Suetonius' evaluation of his Caesars.

University of Cape Town. David WARDLE.

supports this interpretation: after the public ceremony Tiberius takes his victim aside to rape him.

[29] Cf. *Iul.* 45.2, *O* 12.2. The most used English translations of the passage obscure the meaning: e.g. 'prepare himself' (D. W. HURLEY's revision of J. C. ROLFE, *Suetonius*, Cambridge, 1997), 'get ready' (R. GRAVES, *Suetonius; the Twelve Caesars*, Harmondsworth, 1957). HUBBARD, *Homosexuality* [n. 15], p. 422 'have himself depilated' is correct, while G. W. MOONEY, *C. Suetonii Tranquilli de vita Caesarum. Libri VII-VIII,* Dublin, 1930 'made smooth' and D. C. A. SHOTTER, *Suetonius : Lives of Galba, Otho and Vitellius*, Warminster, 1993 'shaved smooth' have the right idea but the wrong method of achieving smoothness.

[30] See WILLIAMS, *Roman Homosexuality* [n. 13], p. 141-144.

Pseudo-Classical Phantom Words in Latin Literature and Scholarship. The Case of *dicatura* from Pliny the Elder's Preface

Multa renascentur quae iam cecidere cadentque
quae nunc sunt in honore uocabula, si uolet usus,
quem penes arbitrium est et ius et norma loquendi.
Hor., *AP* 70-72

1. *Introduction*

The Benedictine monks who laboured to supplement Du Cange's monumental dictionary of medieval Latin added the word *dicatura* to denote "the office of judgeship" ("judicatus, officium judicis").[1] The word is infrequent in medieval documents,[2] but it is entirely absent in the modern standard dictionaries of

[1] Du Cange, *Glossarium mediae et infimae Latinitatis … auctum a monachis ordinis S. Benedicti cum supplementis integris D. P. Carpenterii Adelungii, aliorum, suisque digessit G. A. L. Henschel … editio noua aucta pluribus uerbis aliorum scriptorum a Léopold Favre*, II, Graz, 1954, *s.v.* dicatura. It is probably via Du Cange that the word entered A. Blaise, *Lexicon Latinitatis Medii Aeui praesertim ad res ecclesiasticas inuestigandas pertinens*, Turnhout, 1975, with the meaning "office de juge" (p. 303, col. 2) and E. Brinckmeier, *Glossarium diplomaticum zur Erläuterung schwieriger, einer diplomatischen, historischen, sachlichen, oder Worterklärung bedürftiger lateinischer, hoch- und besonders niederdeutscher Wörter und Formeln*, Gotha, 1856, with the meaning "Richteramt" (I, p. 605, col. 1).

[2] The word is not recorded with this meaning in the main specialised modern dictionaries of medieval Latin: H. Antony, *Mittellateinisches Wörterbuch bis zum ausgehenden 13. Jahrhundert*, Munich, 1967-; F. Arnaldi / P. Smiraglia, *Latinitatis Italicae Medii Aeui inde ab a. CDLXXVI usque ad a. MXXII lexicon imperfectum*, 4 pts. in 3 vols., Brussels, 1939-1964, rev. by L. Celentano *et al.*, Florence, 2001; A. Bartal, *Glossarium mediae et infimae Latinitatis Regni Hungariae*, Hildesheim / New York, 1970; Joh. Bastardas, *Glossarium Mediae Latinitatis Cataloniae ab anno DCCC usque ad annum MC*, Barcelona, 1960-; F. Blatt, *Lexicon Mediae Latinitatis Danicae*, Aarhus, 1987-; Joh. W. Fuchs, *Lexicon Latinitatis Nederlandicae Medii Aeui*, 8 vols., Leiden, 1977-2003; J. Harmatta (ed.), *Lexicon Latinitatis Medii Aeui Hungariae*, Budapest, 1987- (with I. Boronkai / K. Szovák, *Ergänzungen zum Lexicon Latinitatis Medii Aeui Hungariae*, in *Archiuum Latinitatis Medii Aeui,* 53, 1995, p. 41-85); M. Kostrenčić, *Lexicon Latinitatis Medii Aeui Iugoslauiae*, 2 vols., Zagreb, 1973-1978; R.E. Latham, *Dictionary of Mediaeval Latin from British Sources*, London, 1975; J.F. Niermeyer / C. van de Kieft, *Mediae Latinitatis lexicon minus*, 2 vols., rev. by J.W.J. Burgers, Leiden, 2002.

ancient Latin. If only for this reason, it is surprising to find it in a rather limited number of humanist writings of the fifteenth and early sixteenth centuries and denoting something very different: the fact of dedicating a book.[3] It is well-known that the humanists rejected the unclassical language of their medieval predecessors, which materialised with the reintroduction of classical Latin. Their laborious return to the ancient Latin sources was paramount to their professional legitimation and their sense of cultural superiority. If humanists used medieval words or neologisms, they did so to avoid periphrases of things and concepts they did not find in the ancient sources.[4] Especially in the absence of a reason to produce a new word denoting the fact of dedicating a book,[5] the humanists' advocacy of classicism against medievalism prompts the question of why writers of humanist Latin decided to use *dicatura* as they did. And how should we explain the different meanings attached to *dicatura* in medieval and humanist Latin?

This article tells the story of one single word. While the lexicographical study of Neo-Latin words is a blossoming field of research, less attention has been given to how individual words emerged, how they remained in circulation, and how some of them disappeared again.[6] While most Neo-Latin words can be traced to the ancient Latin lexicon as we now know it, some of them cannot. Such words are often neologisms, but sometimes their histories are more complex, for example when they are pseudo-classical "phantom words": words that were regarded as perfectly classical but rest on no evidence in the ancient

[3] The word's use in Renaissance Latin is recorded in R. HOVEN, *Lexique de la prose latine de la Renaissance / Dictionary of Renaissance Latin from Prose Sources*, trans. by C. MAAS, Leiden / Boston, 2006, *s.v.* dicatura: "dédicace (fait de dédier un livre) / dedication (fact of dedicating a book)". The lemma is now superseded by H. LAMERS, *dicatura*, in J. RAMMINGER, *Neulateinische Wortliste. Ein Wörterbuch des Lateinischen von Petrarca bis 1700*, www.neulatein.de/words/3/020023.htm (last accessed on July 29, 2014).

[4] On the use of medievalisms and neologisms in humanist Latin see the perceptive remarks in P. MARTÍN BAÑOS, *¿Nebrija alumno de Filelfo? Nuevos datos sobre el bachiller de la Pradilla y la estancia de Antonio de Nebrija en Italia*, in *Revista de estudios latinos* 7, 2007, p. 153-179, at p. 169-171. A general outline of the most salient features of Neo-Latin in relation to classical and medieval Latin is J. RAMMINGER, *Neo-Latin: Character and Development*, in P. FORD / J. BLOEMENDAL / C. FANTAZZI (eds.), *Brill's Encyclopaedia to the Neo-Latin World*, Leiden / Boston, 2014, p. 21-36 (with references). For the point of view of Italian humanists regarding Latin see M. PADE, *Humanist Latin and Italian Identity: "Sum uero Italus natione et Romanus ciuis esse glorior"*, in *Renæssanceforum* 8, 2012, 1-22.

[5] An overview of reasons to coin new words in medieval Latin (up to 1500) is P. STOTZ, *Handbuch zur lateinischen Sprache des Mittelalters*, II, *Bedeutungswandel und Wortbildung*, Munich, 2000, p. 234-239.

[6] A helpful introduction to the critical study of Neo-Latin words (with specific attention to neologisms) is H. HELANDER, *On Neologisms in Neo-Latin*, in P. FORD *et al.*, *Brill's Encyclopaedia* [n. 4], p. 37-54 (with further reading). A profound study of processes of word formation in medieval Latin (without specific attention to early humanist Latin) is P. STOTZ, *Handbuch* [n. 5], p. 231-482.

sources as we now have them.[7] More precise analyses of the origins and backgrounds of such words enable us to understand the complexities of the Neo-Latin lexicon. In what follows, I will argue that *dicatura* (meaning "dedication") entered humanist Latin with a misguided aura of ancient authority and explain how this could happen. After hypothesising that early printed editions of Pliny the Elder's *Naturalis historia* introduced the word to the Latin lexicon, I will outline its afterlife in the Plinian scholarship as well as its complicated survival in mainstream Latin lexicography until well into the nineteenth century. As the story of *dicatura* involves Neo-Latin literature, editions of the Latin classics, philological commentaries, and Latin dictionaries, it sheds light on the methods of philologists, Neo-Latin authors, and lexicographers during the period from the heyday of Italian humanism up to the philological revolutions of the nineteenth century.

2. *In the footsteps of the elder Pliny*

From a wide corpus of post-classical Latin,[8] I have so far been able to find *dicatura* once or twice each in the writings of Ermolao Barbaro (1480), Giovanni Pico della Mirandola (ca. 1483), Giorgio Crivelli (1489), Ivan Gučetić (1493), Elio Lampridio Cerva (1494?), Franchino Gaffurio (1496), Antonio Bonfini (1497), Aldo Manuzio (1504), Johannes Fabri (Faber, 1519), and Manilio Cabacio Rallo (1520).[9] These instances are all confined to the period from 1480 to 1520, and none of the authors uses the word frequently or even regularly. Additionally, the word is recorded in two Hungarian legal texts written in humanist Latin and dating to 1518 and 1525. In these documents, however, *dicatura* denotes a financial contribution or levy.[10] This might be either a

[7] The term *phantom word* is used in different scholarly contexts with slightly divergent meanings. I use it the way it was used in A.L. Mayhew's review of *The Century Dictionary: An Encyclopedic Lexicon of the English Language*, in *Englische Studien* 15, 1891, p. 447-457, at p. 457. The adoption of pseudo-ancient words in a language that is supposed to be classical equals the phenomenon that Robert Browning dubbed "conceptual classicism" in the context of Byzantine Greek. See R. Browning, *The Language of Byzantine Literature*, in S. Vryonis (ed.), *The Past in Medieval and Modern Greek Culture*, Malibu (Cal.), 1978, p. 103-133, at p. 107.

[8] To find these instances of the word, I complemented my own reading of the sources with systematic searches in all major and the most important minor Latin lexica (see the references in the notes below), the searchable databases on the internet as they are indicated on the site of Johann Ramminger's *Neulateinische Wortliste. Ein Wörterbuch des Lateinischen von Petrarca bis 1700* (see www.neulatein.de), as well as Google Books, which is about as far as one can go in searching a large diachronic Latin corpus. It is to be expected that more occurrences of the word will be found as long as the searchable corpus of Latin texts continues to grow.

[9] See the Appendix for the relevant passages.

[10] Recorded in Harmatta (ed.), *Lexicon* [n. 2], III, *s.v.* dica, dicatio, and dicatura. The documents referred to are the *Ex constitutionibus Bachiensis conuentus anni 1518 articuli potiores (= Ex decreto Bachiensi Ludouici II)*, included in N. Gyula *et al.*

semantic extension of the humanist usage of the word or an independent lexical formation on the basis of *dicare* in the unclassical sense of "imposing payments".[11] Incidentally, *dicatura* could also assimilate the meaning of *indicatura*, which is not surprising if we take into account the word's history, to which we will turn next.[12]

Given the great care humanists invested in re-classicising Latin, their usage of *dicatura* suggests that for them it was sufficiently classical and that they found it in the works of the *auctores probati* whose style and language they imitated. Indeed, the word seems to have entered humanist Latin via early editions of Pliny's *Naturalis historia*. In his general preface, Pliny claimed that his dedication to the emperor guaranteed the fidelity and value of his work (*Praef.* 19). *Haec fiducia est operis, haec est indicatura*, he wrote. This is the most common reading of modern editions, and *indicatura* is also the interpretation of some early editions of Pliny.[13] In the editions of Niccolò Perotti (1473) and Filippo Beroaldo (1476), however, we find *dicatura* instead of *indicatura*.[14] With some additional alterations – *nec fiducia operis haec est, sed dicatura* – the line could be construed as meaning that the worth and value of Pliny's work was guaranteed *not* by its trustworthiness (*fiducia*), but chiefly by its dedication (*dicatura*) to the emperor.

The influence of early editions of Pliny, such as Perotti's and Beroaldo's, on contemporary language use can hardly be overestimated. Ann Moss and others have shown that humanists learned their Latin chiefly through immersion, i.e.

(trans. and ann.), *Corpus Iuris Hungarici. Magyar Törvénytár*, *1000-1526*, Budapest, 1899, p. 750-772, at p. 772 (45th art.), and *Articuli in conuentu et diaeta generali* (1525), as published in M. G. KOVACHICH (ed.), *Vestigia comitiorum apud Hungaros … celebratorum*, Buda, 1790, p. 593-616, at p. 600.

[11] The word is recorded with this meaning in KOSTRENČIĆ, *Lexicon* [n. 2], I, *s.v.* dicare ("personas et res census causa conscribere", "tributa seu praestationes imponere"). For these kinds of semantic change in Latin see STOTZ, *Handbuch* [n. 5], p. 107-228, at p. 108-109 (§50) and p. 157-164 (esp. §80.10).

[12] See T. DZIALYNSKI (ed.), *Acta Tomiciana*, V, Poznan, 1855 [1521], p. 410 (recorded in J. MRUKÓWNA *et al.* (eds.), *Lexicon mediae et infimae Latinitatis Polonorum*, III, fasc. 4 (22), Bratislava, 1971, *s.v.* dicatura: "aestimatio, connumeratio"). For this type of semantic change ("Sinnübertragung durch Namenähnlichkeit") see STOTZ, *Handbuch* [n. 5], p. 171-179 (esp. §§84.1-2, 84.5).

[13] *Indicatura* is the reading of the anonymous Venetian *editio princeps* of 1469, the editions of Giovanni Andrea Bussi (1470 and 1472), and the Venetian editions of Angelo and Iacopo Britannici (1496), Palmarius (1497-1498), and Alessandro Benedetti (1507). See the useful apparatus criticus attached to the edition of Pliny's preface in J.-L. CHARLET, *Deux pièces de la controverse humaniste sur Pline: N. Perotti, Lettre à Guarnieri, C. Vitelli, Lettre à Partenio di Salò. Édition critique et commentaire,* Sassoferrato, 2003, p. 182 (§19, l. 2).

[14] *Historia Naturalis*, ed. by N. PEROTTI, Rome, 1473, [unnumbered pages]: *Nec fiducia operis haec est: sed dicatura* and *Historia Naturalis*, ed. by F. BEROALDO, Parma, 1476 [unnumbered pages]: *Nec fiducia operis haec est: sed dicatura.*

through reading and studying the classics very attentively. Humanists culled expressions from classical authors that they could use in their own writings. In the fifteenth and sixteenth centuries, imitation of both classical authors and classicising contemporaries was perhaps more decisive for the form of humanist Latinity than were the available dictionaries.[15] As Latin writers often relied on imperfect editions, corrupted words or phrases such as *dicatura* could easily be misconstrued as approved by the ancient authorities and used accordingly. Humanists regarded Pliny as an important source for Latin vocabulary and therefore had no reason to avoid using *dicatura* if they found it in their editions of his encyclopaedia.[16]

If *dicatura* entered humanist Latin via some early editions of Pliny, this still leaves the question of how it had entered these editions in the first place. This question is particularly important since the word is not attested in the critical apparatuses of the major modern editions, most notably those of Ludwig Jan and Karl Mayhoff (1875, 1892) and Jean Beaujeu (1950). I would hypothesise that the origin of the word in this particular meaning must be sought in the well-known letter that Niccolò Perotti wrote to Francesco Guarnieri in the summer of 1470,[17] now commonly cited as the *Commentariolus in prohemium Historiae naturalis Plinii*. Then bishop of Siponto in southern Italy, Perotti is chiefly known for his contributions to the study of the Latin language. In addition to his Latin grammar, *Rudimenta grammatices* (1473), his *Cornucopiae* (1489) was widely used and admired. For this latter work – part commentary to Martial, part Latin dictionary – Perotti carefully scrutinised Martial and Pliny, whose works he had also edited in 1473.[18] His letter to Guarnieri was a contribution both to Plinian scholarship and to the humanist theory of textual criticism and critical emendation.[19]

[15] A. Moss, *Renaissance Truth and the Latin Language*, Oxford, 2003, p. 27. The imitation of "corrupted authorities" is not discussed as a type of word formation in the very helpful overview in Stotz, *Handbuch* [n. 5], p. 231-482.

[16] C.G. Nauert, Jr., *Caius Plinius Secundus*, in *Catalogus Translationum et Commentariorum: Medieval and Renaissance Latin Translations and Commentaries*, IV, Washington, 1980, p. 297-422, at p. 305, col. 1.

[17] The dating of the letter has produced some controversy, on which see Charlet, *Deux pièces* [n. 13], p. 9 with references in the notes.

[18] M. Furno, *Le Cornucopiae de Niccolò Perotti: Culture et méthode d'un humaniste qui aimait les mots*, Geneva, 1995, p. 13; 28.

[19] The historical importance of the letter is explained in J. Monfasani, *The First Call for Press Censorship: Niccolò Perotti, Giovanni Andrea Bussi, Antonio Moreto, and the Editing of Pliny's Natural History*, in *Renaissance Quarterly* 41.1, 1988, p. 1-31. For the printing history of the text as well as an overview of manuscripts and printed editions of the work see also Nauert, *Caius Plinius Secundus* [n. 16], p. 325-329. On Perotti's letter in relation to textual criticism see esp. S. Prete, *Problems of Textual Criticism: Niccolò Perotti's Letter to Francesco Guarnieri*, in J.C. Margolin (ed.), *Acta Conventus Neo-Latini Turonensis*, 2 vols., I, Paris, 1980, p. 15-26.

The *Commentariolus* criticised the edition of Pliny by Giovanni Andrea Bussi, published in Rome shortly before, which Perotti, like his contemporaries, falsely regarded as the *editio princeps.*[20] For Perotti, Bussi's edition illustrated the dangers that lurked behind the success of the printing press: namely, that printing Latin classics facilitated the multiplication of philologically unsound texts. This was detrimental to the intact survival of Latin literature and to the correct use of the Latin language.[21] Therefore, Perotti hoped that Pope Paul II would agree to creating an office of censure and control for all Latin classics issued from Roman presses. As Guarnieri was in the service of the papal nephew, Marco Barbo, Perotti probably hoped that his message would somehow reach the Pope himself. In order to prove his point, he attached to his letter a small commentary to Pliny's preface in which he examined, by way of a sample, twenty-two errors he had found in Bussi's edition.

In his commentary, Perotti also discussed the difficult passage that Bussi had construed as *Nec fiducia operis haec est, sed indicatura.* "The corrector did not correct this passage", Perotti wrote, "so that it would read *dicatura*, but he wrote *indicatura* instead, following a common error ("uulgaris error")".[22] According to him, *indicatura* was meaningless in this context, although he did not cite a manuscript or another authority to give substance to his emendation, which makes it likely that *dicatura* was his own conjecture *ope ingenii.*[23] It was by no means a far-fetched emendation. Even though the word is not attested in ancient Latin, *dicatura* is a perfectly regular derivation from the verb *dicare*. It is most obviously paralleled by the pair *dictare/dictatura*, but also by derivative pairs such as *facere/factura*, *texere/textura*, and *iactare/iactura*, which are all formed in compliance with the rules of Latin grammar by adding *-ura* to the stem of the supine.[24] Deriving nouns from verbs in this way was common in humanist linguistic practice and theory, as Perotti himself demonstrated in his

[20] *Historia Naturalis*, ed. by G.A. Bussi, Rome, 1470. Cf. Monfasani, *The First Call* [n. 19], p. 4.

[21] Perotti, *Epistola*, in Charlet, *Deux pièces* [n. 13], p. 93 (§ 72, l. 1-3): "Tum, quod uidebam in tanta talium librorum multiplicatione Latinam linguam, nisi prouideretur, contra spem atque opinionem omnium breui tempore perituram".

[22] Perotti, *Epistola*, in Charlet, *Deux pièces* [n. 13], p. 86 (§51, l. 6-8): "Corrector non emendauit hunc locum ut *dicatura* scriberetur, sed scripsit *indicatura* uulgarem secutus errorem…" (italics mine). See also N. Perotti, *Commentariolus in prooemium Historiae naturalis Gaii Plinii Secundi*, Venice, [before 1482], fol. Avi^{v}. On the term *error* and its alternatives to denote textual corruptions in humanist scholarship see S. Rizzo, *Il lessico filologico degli umanisti*, Rome, 1973, p. 219-221. The adjective *uulgaris* denotes that the corruption was common.

[23] Perotti himself stressed the importance of the evidence of "alia examplaria" in emending ancient texts. See Perotti, *Epistola*, in Charlet, *Deux pièces* [n. 13], p. 70 (§4).

[24] For this type of derivation see I. Balles, *Nominale Wortbildung des Indogermanischen in Grundzügen: Die Wortbildungsmuster ausgewählter indogermanischer Einzelsprachen*, I, *Latein, Altgriechisch*, Hamburg, 2008, p. 9-10.

Cornucopiae.[25] Given the grammatically regular form of the word, and the fact that Perotti could not browse the Latin lexicon as we can today, it is likely that he was unaware that he had coined a new word not attested in the ancient sources.

It was via Perotti's *Commentariolus*, and especially his edition of Pliny, that *dicatura* was disseminated in humanist Latin. The commentary circulated in several manuscripts and was printed posthumously before 1482. Its wide circulation among European humanists was mainly due to the fact that, from 1490, it was often printed together with the *Cornucopiae*.[26] From the early 1470s onwards, then, humanists encountered the word in Perotti's *Commentariolus* and in some authoritative editions of Pliny: first those of Perotti and Beroaldo and later also those of Johannes Caesarius (1524) and Erasmus of Rotterdam (1525).[27] As far as I can see, before Perotti's letter to Guarnieri, the word *dicatura* was not used to denote the fact of dedicating a book anywhere else. Moreover, the word's lexicographical tradition (outlined below) started circa two decades after Perotti's intervention in Pliny's text, which also gives credence to the hypothesis that Perotti introduced the word via his commentary.

Together with their sense for classicism, the humanists' practice of culling Latin words from editions of approved authors accounts for the fact that *dicatura* entered their language. This practice may also explain why the word eventually fell into disuse, when it lost its aura of classical authority. To understand how this happened, I will sketch the word's history in Plinian scholarship in the following section before tracing its complicated survival in lexicography in the final section.

3. *Dicatura in Plinian scholarship after Perotti*

Although Perotti was a renowned Latinist, his conjectural use of *dicatura* never found much support in the Plinian scholarship. The philological discussion about *dicatura* in Pliny's preface peaked in the period between ca. 1490 and

[25] See, e.g., Perotti's remarks on *dicto* from which he derived, among other things, *dictamen*, *dictum*, *dictator*, and *dictatura* (see N. PEROTTI, *Cornucopiae seu linguae Latinae commentarii*, ed. by J.L. CHARLET, 8 vols., III, Sassoferrato, 1993, p. 164-165). Note however that Perotti did not mention *dicatura* as a derivation of *dicare* in his magnum opus (see N. PEROTTI, *Cornucopiae*, III, p. 165). In humanist Latin, forming new words on the basis of Latin morphemes in analogy with normal word formation was a common way to create neologisms (on which see HELANDER, *On Neologisms* [n. 6], p. 41). See also STOTZ, *Handbuch* [n. 5], p. 295-7 (§54).

[26] On the circulation and printing history of Perotti's commentary see MONFASANI, *The First Call* [n. 19], p. 12-22.

[27] See *C. Plinii Secundi Naturalis historiae opus*, ed. by I. CAESARIUS, Cologne, 1524, fol. BBBi^{v} and *C. Plinii Secundi diuinum opus cui titulus Historia mundi*…, ed. by D. ERASMUS, Basle, 1525, fol. A4^{v}. Both Caesarius and Erasmus adopted Perotti's conjecture but also decided to add the alternative reading *Haec fiducia operis est, haec indicatura* in the margins of their pages.

1510,[28] but it eventually vanished either into the background or completely. The Venetian humanist Raffaele Regio was one of the first to respond to Perotti's conjecture.[29] Today Regio is mainly known for his argument that the *Rhetorica ad Herennium* was not written by Cicero, but he also pioneered in the philological study of Quintilian's *Institutiones oratoriae*.[30] Together with his dialogue "de quattuor locis Quintiliani", Regio published his commentary on Pliny's preface in 1490. While Perotti considered the emendation of the word *indicatura* a prime example of sound linguistic censorship, Regio found Perotti's conjecture indicative of a lack of sound philological judgement. Regio attacked Beroaldo and Perotti for their in his view presumptuous intervention in Pliny's text; they had proved insensitive to the author's Latinity by rejecting *indicatura* as if it were meaningless. According to him, they had thus

> … distorted the entire passage both by changing the words and by adding this copulative *sed* to their own convenience, even if the meaning [of the passage] required to read *indicatura* and nothing demanded for that copulative *sed*.

In order to substantiate his own interpretation of the line, Regio claimed that *indicatura* and not *dicatura* was in the ancient codices. On this basis, Regio argued, future editors of Pliny should drop *dicatura* from their editions and adopt *indicatura* instead, unless they preferred their own opinions ("opiniones") over

[28] This is best reflected in the commentaries to Pliny's preface which took different formal shapes and perspectives to the text. The most notable *commentarioli* are (in chronological order) F. BEROALDO, *Explanatio epistolae Plinii ante Naturalis historiae libros positae*, only in manuscript (Stadtbibliothek Trier, MS. 1110 (2037) 4°); C. VITELLI, letter-commentary, first printed in PEROTTI, *Commentariolus* [n. 22]; R. REGIO, *Epistolae Plinii qua libri Historia naturalis Tito Vespasiano dedicantur enarrationes*, Venice, 1490; G. VALLA, *In Plinii Praefationis primi libri Naturalis historiae obscuriores locos interpretatio*, Venice, 1502; M. BECICHEMO, *Variarum obseruationum collectio* [Brescia?] [1503-1504?]; A. FAVRE, *Commentationes in praefationem Naturalis historiae*, Rome, 1510; B. GIOVIO (Iovius), *Enarratio praefationis Historiae naturalis C. Plinii Secundi*, dating to the period 1508-1513, only in manuscript (Milan, Biblioteca Ambrosiana, MS. J 47 inf.); F. DE VILLALOBOS, *Glossa litteralis in primum et secundum Naturalis historiae libros*, Alcalá de Henares, 1524; M. DE FIGUEIREDO (Figueretus), *Commentum super prologum Naturalis historiae Plinii*, Lisbon, 1529; L. DUCHESNE (Leodegarius a Quercu), *In praefationem C. Plinii Secundi racematio*, Paris, 1545; D. DURAND, *Historiae naturalis ad Titum imperatorem praefatio ex Mss. et ueteri editione recensuit et notis illustrauit Dauid Durandus*, London, 1728. For bio-bibliographical details I refer to NAUERT, *Caius Plinius Secundus* [n. 16].

[29] On Regio's commentary see the concise note in NAUERT, *Caius Plinius Secundus* [n. 16], p. 337-338.

[30] On Regio's work on the *Rhetorica ad Herennium* in particular see J.J. MURPHY / M. WINTERBOTTOM, *Raffaele Regio's 1492 Quaestio Doubting Cicero's Authorship of the Rhetorica ad Herennium: Introduction and Text*, in *A Journal of the History of Rhetoric* 71, 1999, p. 77-87. His major work on Quintilian was his *Ducenta problemata in Quintiliani deprauationes*, published together with his *Quaestio utrum ars rhetorica ad Herennium falso Ciceroni inscribitur* in Venice in or around 1492.

the readings of the ancient copies ("uetera exemplaria") (which was, of course, unacceptable to scholars who promoted the use of manuscript evidence in the emendation of ancient texts).[31] Regio concluded:

> If the passage be read as they [Perotti and Beroaldo] distorted it, it has no meaning at all. Why would there *not* be *fiducia operis*? Why would there be a *dicatura* at all? For no reason indeed, except if one has added a word [to this line].[32]

Notwithstanding the defence of *dicatura* by Regio's Dalmatian rival Marino Becichemo,[33] or its tacit acceptance in De Villalobos' commentary,[34] it seems that after Regio the word never regained a firm basis in Plinian scholarship. A few examples from the tradition of commentaries to the preface will suffice to illustrate this.[35] When the French humanist Antoine Favre published his commentary on Pliny's preface in 1510, he adopted the reading '*haec indicatura*' and cited three examples from Cicero and Pliny to prove that the word actually existed. On the implicit assumption that *dicatura* was not in the ancient sources,

[31] The term *exemplar* may denote either a manuscript or a printed copy in humanist usage. While Perotti himself produced a very early (and thus "uetus") printed edition of Pliny, it is most likely that Regio here referred to the ancient manuscripts he had before him. For the notion *exemplar* in humanist philological discourse see RIZZO, *Il lessico* [n. 22], p. 187-189.

[32] REGIO, *Enarrationes* [n. 28], fols. a6^{v}-a7^{r}: "*Nec fiducia operis haec est, sed dicatura*. Corrupte quidem sic legitur hic locus eorum temeritate qui facile suas opiniones priscis exemplaribus anteponunt. Cum enim ueteribus in libris sic scriptum inueniatur *Haec fiducia est operis, haec est indicatura*, isti parum Plynii acumina percipientes putantesque nomen illud *indicatura* nihil sensui conuenire, totum hunc locum deprauarunt et uerba immutantes et illam *sed* copulam ex commodo suo ascribentes, cum sensus exigat ut *indicatura* legatur. Quare ut in uetustis est codicibus, ita legatur: *Haec fiducia est operis, haec est indicatura*. (…) Quod si ut isti deprauarunt legatur, nullus penitus erit sensus. Quid enim non erit *fiducia operis*? Quid erit *dicatura*? Profecto nihil cum aliud uerbum non sit ascriptum".

[33] M. BECICHEMO, *In C. Plinium praelectio*, Paris, 1519, p. xciii-xciv. The commentary was first published, together with other commentaries of Becichemo's pen, in Brescia in 1503-1504 (see n. 28). It was written as an attack on Regio, who in 1503 defeated Becichemo in the competition for the Paduan chair of rhetoric. On Becichemo's commentary see the brief note in NAUERT, *Caius Plinius Secundus* [n. 16], p. 352-356.

[34] VILLALOBOS, *Glossa* [n. 28], [unnumbered pages] (see pp. 18-19 of the digital copy which is accessible via the Biblioteca Virtual Miguel de Cervantes, last accessed on November 22, 2013).

[35] Note that in his ground-breaking *Castigationes Plinianae* Ermolao Barbaro did not even mention *dicatura*. E. BARBARO, *Castigationes Plinianae et in Pomponium Melam*, ed. by G. POZZI, Padua, 1973, p. 16-17: "*Nec fiducia operis haec est sed indicatura*. Vetus lectio commodior: *haec fiducia operis est, haec indicatura*, hoc est estimatio et precium. In hunc significatum et Plautus et Cicero et Apuleius et frequenter Plinius accipiunt verbum *indicare*, ut Nonii Marcelli mirer prudentiam dicentis indicare idem esse quod promittere atque addicere apud M. Tullium in libro iii *De Officiis*: Scevola – inquit – Publii filius cum postulasset ut sibi fundus, cuius emptor erat, semel indicaretur".

Favre almost in passing concluded that *dicatura* should be regarded as an error.[36] A year after Erasmus published his edition of Pliny, his future editor Beatus Rhenanus also issued a commentary that was presented as an address on Pliny's preface as well as various corrupt passages throughout the entire work. Rhenanus printed *Nec fiducia operis haec est, sed indicatura* and added that this was the reading of

> … several printed volumes and even an ancient copy, which I have now with me [probably the now lost *codex Murbacensis*, auth.]. With that in view I think it should be reminded that some read as follows: *Haec fiducia operis est, haec indicatura*; others again *haec dicatura*.[37]

Like Favre, Rhenanus did not spell out the implications of these different readings as Perotti, Regio, and Becichemo had done. Rhenanus included *haec dicatura* only for the sake of completeness, not as a serious alternative to the accepted reading.

Not much after Rhenanus' commentary, it seems that *dicatura* rapidly faded into oblivion in the Plinian scholarship. The French humanist Adrien de Turnèbe omitted every reference to the word in his commentary on the preface, composed around 1553.[38] From the second half of the sixteenth century onwards, it was also ostracised from the major editions. There is no reference to Perotti's conjecture in the much-used editions by Jacques Dalechamps (1587) and Jean Hardouin (1685), which remained in use until well into the nineteenth century.[39] In the eighteenth century, even the erudite Plinian scholar Antonio Giuseppe della Torre di Rezzonici did not feel compelled to comment upon *dicatura* in his edition with translation of Pliny's preface.[40] In none of the major

[36] FAVRE, *In praefationem* [n. 28], fol. Niv^{r}: "Itaque colligitur illorum interpretum error qui dicaturam legi oportere dixerunt".

[37] B. RHENANUS, *In C. Plinium. Repurgatur hoc libro non solum Praefatio Pliniana a multis mendis et ipsi Naturalis historiae libri infinitis locis castigantur*, Basel, 1526. Here cited from F. PINTIANUS, *In C. Plinii Historiae naturalis libros omnes obseruationes*, Frankfurt am Main, 1603, p. 7: "*Nec fiducia operis haec est, sed indicatura*. Sic quaedam uolumina typis excusa habent et antiquum etiam exemplar, quod penes me nunc est. Hoc propterea admonendum duxi, quod quidam hoc legunt: *Haec fiducia operis est, haec indicatura*; quidam *haec dicatura*."

[38] Turnèbe's commentary was first published in Paris in 1556 (on which see NAUERT, *Caius Plinius Secundus* [n. 16], p. 400). Here it is cited from A. TURNÈBE, *Lucubrationes uariae. C. Plinii Historiae naturalis praefatio emendata et annotationibus illustrata*, in *Opera nunc primum ex bibliotheca amplissimi uiri Stephani Adriani F. Turnebi*, Strasbourg, 1600, I, p. 386-396.

[39] J. DALECHAMPS, Lyons, 1587 and J. HARDOUIN, 5 vols., I, Paris, 1685.

[40] S.G. DELLA TORRE DI REZZONICI, *Disquisitiones Plinianae, in quibus de utriusque Plinii patria, rebus gestis, scriptis, codicibus, editionibus atque interpretibus agitur*, 2 vols., I, Parma, 1763, p. 265. I was unable to consult Rezzonici's *Disquisitio de Plinianis aliquibus obscuritatibus*, published in 1772, the only known copy of which is preserved in the Biblioteca Nazionale Braidense in Milan (MS. D. I. 9764).

subsequent editions up to the last edition of the Collection des Universités de France, prepared by Jean Beaujeu, did Perotti's conjecture leave a trace.[41]

Exceptions to this trend are very rare indeed. In his French translation (1771), the versatile classicist Louis Poinsinet de Sivry recognised that *dicatura* was not found anywhere in the ancient sources as a synonym for *dicatio*. He also observed that many scholars before him had proposed to read *indicatura* instead of *in dicatura* because they regarded *dicatura* as incorrect Latin. In spite of this, Poinsinet argued in favour of retaining *dicatura* in Pliny's text. Nonconformistally, he argues that:

> It is clear that the author wrote *dicatura*, a word he derived from *dicare* just as *dictatura* from *dictare*. And if anyone protests that *dicatura* is not Latin, I will reply that the word *auctor* – in the sense of 'author' – and the expression *favere posteris* – in the sense of 'favouring posterity' – are not Latin either.[42]

Poinsinet de Sivry's argument in these lines contrasts with currents in Latin scholarship that accepted as valid Latin only those idioms actually attested in the ancient sources. This tendency climaxed with the works of Christoph Keller, often reprinted in the seventeenth and eighteenth centuries. The Thuringian Latinist removed from Latin usage all words that were, according to him, "nullius aut obscurae auctoritatis".[43] In sharp contrast to such purist views, Poinsinet de Sivry argued in favour of a philological rationale that might have been behind Perotti's emendation as well. Even if a word was not found in the ancient sources, it could be safely regarded as a valid conjecture on the conditions that it was, firstly, a grammatically sound derivation of a pre-existing Latin lexeme, and secondly, more sensible in view of the context than all readings transmitted in the available manuscripts. In this view, the yardstick of correct Latin was not a word's actual attestation in the ancient sources, but its compliance with the rules of Latin grammar.

[41] See J. Franz (Franzius), 10 vols., I, Leipzig, 1778; G. Brotier, 6 vols., I, Paris, 1779; J. Sillig, 5 vols., I, Leipzig, 1831; id., Dresden, 1849 (only the preface and book 35); id., 6 vols., I, Hamburg / Gotha, 1851; D. Detlefsen, 5 vols., I, Berlin, 1866; L. Jan, 6 vols., I, Leipzig, 1854; L. Jan / C. Mayhoff, 6 vols., I, Leipzig, 1870; C. Mayhoff, 5 vols., I, Leipzig, 1892, repr. in Stuttgart, 1967; H. Rackham, 10 vols., I, Cambridge (Mass.), 1938; J. Beaujeu, Paris, 1950.

[42] *Histoire naturelle de Pline*, trans. by L. Poinsinet de Sivry, Paris, 1771, *ad loc.*: "Il est clair que l'Auteur a écrit *dicatura*, mot qu'il fait venir de *dicare*, comme *dictatura* de *dictare*; et si l'on objecte que *dicatura* n'est pas latin, je répondrai que le mot *auctor* dans le sens d'écrivain, et l'expression *favere posteris* dans le sens de faire sa cour à la postérité, ne l'est pas davantage…"

[43] See especially Christoph Keller (Cellarius), *Curae posteriores de barbarismis et idiotismis sermonis Latini*, Zeitz, 1680; *Curae posteriores de barbarismis et idiotismis sermonis Latini*, Jena 1687; and *De Latinitate mediae et infimae aetatis liber siue Antibarbarus*, Zeitz, 1677. In none of these works did Keller comment upon *dicatura*.

The story of *dicatura* so far suggests various circuits of word circulation that interacted as communicating vessels: editions of Pliny's *Naturalis historia*, the related scholarship (chiefly philological commentaries to the text), and the active Latin vocabulary of a limited number of humanists. As long as at least some authoritative editions maintained *dicatura*, and as long as Latin writers moulded their language chiefly on editions of the classics, the word could survive in the guise of an ancient word. But as editors dropped *dicatura* from their editions of Pliny, the word vanished from Plinian scholarship and lost its classical aura, so writers seem to have stopped using it. It seems to be no sheer coincidence, therefore, that the period of the word's attested usage in Neo-Latin writings (1480-1520) roughly overlaps with the period in which *dicatura* still occurred in authoritative editions and was discussed in the related scholarship (1470-1510). But even though the word almost completely disappeared from the standard editions and Plinian scholarship, and from Latin usage in general, it did survive in Latin lexicography. As a circuit of word circulation, lexicography largely followed its own rules, for the most part operating independently of actual language use until well into the nineteenth century.

4. *Verba usu ualent? Dicatura in Latin lexicography*

The lexicographical history of *dicatura* is complicated and by no means presents a linear narrative. The absence of the word in medieval lexicography is in line with the hypothesis that it entered Latin usage only after Perotti's intervention in Pliny's text in 1470. It is not only lacking in medieval glossaries,[44] but also in the most important dictionaries. It does not occur in the dictionary of Guillaume Le Talleur, which stood at the end of a long tradition of medieval Latin lexicography,[45] nor is it found in Uguccione da Pisa's *Deriuationes*, which remained in circulation until well into the fifteenth century. It is equally absent from Giovanni Balbi's *Catholicon*, completed in 1286 and first printed in 1460, and without serious rivals until the first years of the sixteenth century.[46] In what appears to be the first humanist dictionary to be printed, Giuniano Maio's *De priscorum proprietate uerborum* (Naples, 1475), the word remains unmentioned too. To my best knowledge, the first occurrence of *dicatura* in the lexicography is in the *Dictionarium latino-hispanicum* which the famous

[44] See the collections of glosses in W. M. LINDSAY (ed.), *Glossaria Latina*, Hildesheim, 1965, as well as G. GOETZ / G. LÖWE (eds.), *Corpus glossariorum Latinorum*, Amsterdam, 1965.

[45] G. LE TALLEUR, *Dictionarius familiaris et compendiosus*, ed. by W. EDWARDS / B. MERRILEES, Turnhout, 2002, p. 86, col. 1 (*s.v.* dico, -as).

[46] Cf. MOSS, *Renaissance Truth* [n. 15], p. 16. For the lexica see U. DA PISA, *Deriuationes*, ed. by E. CECCHINI, Florence, 2004; G. BALBI, *Catholicon*, Mainz, 1460, reprinted from the original copy in the British Museum, Gregg, 1971.

Spanish grammarian Elio Antonio de Nebrija published more than twenty years after Perotti's edition, in 1492. Nebrija studied Pliny closely in multiple contexts and for different purposes, and it is likely that *dicatura* entered his wordlist via the early editions of Perotti (1473) or Beroaldo (1476).[47] He recorded the word to signify "la dedicación o consagración"[48] and also included it in his Spanish-Latin wordlist, which he published few years later, probably in 1495.[49]

Despite its inclusion in Nebrija's original dictionary (which went through numerous editions between 1492 and 1792), *dicatura* is not found in the much-used lexica of the sixteenth century by Ambrogio Calepino, Robert Estienne, Étienne Dolet, and Basil Faber.[50] Together with the word's omission from the editions and the scholarship, this absence might be explained from the fact that, during the sixteenth century, editions of Nebrija's dictionary dropped the entry on *dicatura*.[51] From the final quarter of the century, however, the word reappeared in various other dictionaries. It seems that two Latin scholars played a particularly important role in the word's relaunch before it eventually vanished from mainstream Latin lexicography in the nineteenth century: Robert Constantin in the mid-sixteenth century and Egidio Forcellini in the second half of the eighteenth century.

It is no coincidence if the reappearance of *dicatura* was brought about by a scholar with an exceptional interest in both abstruse Latin words and Pliny's *Naturalis historia*. Collecting rare Latin words for the compilation of

[47] For an impression of Nebrija's Plinian studies in lexicography see, e.g., J. Perona, *Las Castigationes Plinii y el Ars Medicamentaria di Nebrija*, in *Revista de Investigación Lingüística*, 11, 2008, p. 249-264.

[48] See E.A. de Nebrija, *Dictionarium Latino-hispanicum*, Salamanca, 1492, *s.v.* dicatura.

[49] See E.A. de Nebrija, *Diccionario español-latín*, Salamanca, [1495?], *s.v.* dedicación: "dicatio, dedicatio, dicatura", and *s.v.* consagración[2]: "dicatio, dicatura, -ae". It is thus differentiated from consagración[1], meaning "sacratio, consecratio". A facsimile of the wordlist was issued as *Vocabulario español-latino*, Madrid, 1951.

[50] A. Calepino, *Dictionarium Latinum*, Reggio, 1502; R. Estienne, *Dictionarium seu Latinae linguae thesaurus*, Paris, 1531; *Dictionarium seu Latinae linguae thesaurus… editio secunda*, Paris, 1543; *Dictionarium seu Thesaurus Latinae linguae*, ed. by M. Nizzoli, Venice, 1551 (unauthorised); É. Dolet, *Commentariorum linguae Latinae*, Lyon, 1536-1538; B. Faber, *Thesaurus eruditionis scholasticae*, Leipzig, 1571; *Thesaurus eruditionis scholasticae Fabro-Buchnerianus denuo recognitus et auctus*, ed. by Chr. Keller, Leipzig, 1692.

[51] The sixteenth-century editions I was able to inspect all discussed the word briefly in their entry on *dicatio*. In later editions, *dicatura* was sometimes also inserted under the heading of the verb *dico, -as* (see, e.g., the edition of A. Lopez de Rubiños, Madrid, 1754). For a complete overview of editions of Nebrija's dictionary see M.Á. Esparza Torres / H.-J. Niederehe, *Bibliografía Nebrisense: Las obras completas del humanista Antonio de Nebrija desde 1481 hasta nuestros días*, Amsterdam / Philadelphia, 1999, p. 298-300.

his *Dictionarium abstrusorum uocabulorum* (1573), the French classicist and physician Robert Constantin made good use of his unpublished notes on Pliny, whom he regarded, together with Cicero, as a "pillar of the language of Rome".[52] Unlike Nebrija, Constantin in his *Dictionarium* explicitly traced *dicatura* to Pliny and commented upon the disputed passage in Pliny's general preface.[53] After Constantin, compilers and editors of Latin dictionaries often included *dicatura*, even if they did not aim at exhaustiveness or at rare words only. If we glance through the later revised editions of Calepino's dictionary, for instance, it becomes clear that Constantin's lexicon effectuated this turn. While the important sixteenth-century revisions of the *Calepinus* by Josse Bade and Paolo Manuzio did not include *dicatura,*[54] in some post-1573 editions (e.g.

[52] *Aurelii Cornelii Celsi De re medica libri octo*, ann. and corr. by R. CONSTANTIN, Lyon, 1566, fols. *3v-*4r: "Nullus enim auctor est, si Ciceronem et Plinium excipias, id est duo linguae Rom[ae] columina, cui plus ipsa Latina lingua debeat". Constantin's notes on Pliny were used by Dalechamps for his important edition of Pliny, on which see J. SILLIG, *C. Plinii Secundi Historia naturalis libri XXXVII*, 5 vols., I, Hamburg / Gotha, 1851, p. LXXVII. On the set of notes see also n. 53 below. Like Nebrija, Constantin scrutinised Pliny's work for purposes outside of lexicography too. He not only annotated and emended his copy of the *Naturalis historia*, but he also relied on the text in his notes on Theophrastus which were published together with the "animaduersationes" of Julius Caesar Scaliger and with the Latin translation of Theodore Gazes in *Theophrasti Eresii De historia plantarum libri decem*, Paris, 1644.

[53] R. CONSTANTIN, *Supplementum linguae Latinae seu Dictionarium abstrusorum uocabulorum*, Lyon, 1573, *s.v.* dicatura: "ἀνάθεσις, dicatio. Plinius in Praefat.: *Nec fiducia operis haec est, sed dicaturae*. Sic enim legi debere in Plinianis obseruationibus ac castigationibus ostendimus: non uero *indicatura*". Constantin construed *dicatura* as a genetive with *fiducia*. Note that the word is absent in Robert Duval's (De Valle) concise glossary of difficult words in Pliny (*Explanatio locorum Plinii difficilium*, Paris, 1500). As Constantin's notes remain unidentified, we cannot know why he rejected *indicatura*. The set of notes to Pliny Constantin referred to as his "Plinianae obseruationes ac castigationes" in his lemma on *dicatura* are not mentioned among the doubtful or spurious commentaries in NAUERT, *Caius Plinius Secundus* [n. 16], p. 415-421. I have not been able to identify them with absolute certainty, but it seems to me that Constantin referred to his hand-written comments in his printed copy of Pliny. This book is recorded as part of the library of Chrétien-François I de Lamoignon (1644-1709) in A. BAILLET, *Jugements des savants sur les principaux ouvrages des auteurs*, 9 vols., II, rev. by M. DE LA MONNAIE, Paris, 1722 [1685-1686], p. 354. According to Baillet (Lamoignon's librarian), Constantin dedicated his notes to Jacques du Bourg in 1590. The Bibliotheca Lamoniana was auctioned off in England and became dispersed, and Baillet's much-admired catalogue of the library in thirty-five handwritten volumes was probably destroyed in the Commune in 1871 (see A. TAYLOR, *General Subject-Indexes Since 1548*, Philadelphia, 1966, p. 183-184; *Book Catalogues: Their Varieties and Uses*, 2nd ed., rev. by Wm. P. BARLOW, Winchester, 1986, p. 249).

[54] The revisions by Badius Ascensius circulated in all Parisian editions between 1509 and 1533; those of Paolo Manuzio in all Venetian editions between 1542 and 1700. See A. LABARRE, *Bibliographie du Dictionarium d'Ambrogio Calepino (1502-1779)*, Baden-Baden, 1975, p. 8.

the Parisian edition of 1588 and the Basle edition of 1590) we do find the word with Constantin's lemma repeated almost word for word.[55]

Following the example of Constantin, subsequent lexicographers moreover voiced their own opinions about the word in Pliny's preface. In so doing, they resumed a discussion which had virtually vanished from the Plinian scholarship itself. For example, the Paduan lexicographer Iacopo Facciolati, who edited the *Calepinus* in 1718, disagreed with Constantin and rejected *dicatura* in favour of *indicatura*.[56] In Johann Matthias Gesner's edition of Basil Faber's dictionary, *dicatura* is actually identified as an anonymous conjecture. While Faber's editor agreed with Facciolati that the best editions had *indicatura*, he also warned that *dicatura* should not be dismissed too easily since it occurred in some ancient books and thus had at least some authority.[57] Interestingly, even when these scholars sensed that *dicatura* was very rare or even problematic in the context of Pliny's preface, none of them ever mentioned Perotti.[58]

The word *dicatura* went viral in Latin lexicography mainly after the life work of Facciolati's student, Egidio Forcellini, was posthumously published in 1772.[59] In this supreme contribution to Latinity, *Totius Latinitatis lexicon*, the title alone shows that the dictionary was designed as an exhaustive record of the Latin lexicon. If only for this reason, *dicatura* could not fail to appear in its pages. In sharp contrast to his former mentor (who had explicitly rejected this

[55] A. Calepino, *Dictionarium octo linguarum*, Paris, 1588, *s.v.* dicatura (cf. Constantin's lemma in n. 52): "ἀνάθεσις, dicatio. Plinius in praefat. *Nec fiducia operis haec est, sed dicaturae*. Sic enim legi debet non uero *indicatura*". Only Constantin's original reference to his Plinian notes has been left out.

[56] See A. Calepino, *Calepinus septem linguarum, hoc est lexicon Latinum*, rev. by J. Facciolati, Padua, 1718, *s.v.* dicatura: "idem quod dicatio. Hanc uocem non recte probat Basil. Faber ex Plin. praefat. *Hist. nat.* [sc. B. Faber, *Thesaurus eruditionis scholasticae*, Leipzig, 1710, *s.v.* dicatura, auth.]. Ibi enim ita legitur: *Nec fiducia operis haec est, sed indicatura.* Quam uocem si diuidas et *in dicatura* legas, non constat sensus". Note that in the first edition of Faber's lexicon (1571), *dicatura* was absent (cf. n. 50). Why the word was included in the 1710-edition remains unknown. On the printing history of Facciolati's edition of Calepino see Labarre, *Bibliographie* [n. 54], p. 104-109.

[57] B. Faber, *Thesaurus eruditionis scholasticae*, Leipzig, 1735, *s.v.* dicatura: "idem [sc. dicatio, auth.] esse conjecit aliquis apud Plin. praef. p. 4 Hard. Sed optimae quaeque editiones *Neque fiducia operis haec est, sed indicatura.* Non contemnendum tamen, neque antiquis libris incognitum putat *dicaturae* uocabulum Facciolatus ad Calepinum."

[58] In other instances lexicographers did trace specific words to Perotti. He was cited, for instance, as an authority for the word *caulina* in Estienne's dictionary (see J. Considine, *Dictionaries in Early Modern Europe: Lexicography and the Making of Heritage*, Cambridge, 2008, p. 51).

[59] For the date see G. Bianco, *Forcellini, Egidio*, in *Dizionario Biografico degli Italiani*, XLVIII, Rome, 1997. After its first publication in 1772, the *Lexicon* underwent three revisions by G. Furlanetto (1827-1831), V. de Vit (1858-1879), and F. Corradini and G. Perin (1864-1898).

reading), Forcellini proposed to read *in dicatura* in Pliny's preface.[60] Although Forcellini's opinion would not alter the text in the standard editions of Pliny, it did impact the word's diffusion in Latin lexicography. After Forcellini's lexicon, *dicatura* remained in circulation in mainstream Latin lexicography until well into the nineteenth century. In this time, it spread to all kinds of Latin dictionaries. We find it in Kirsch's *Cornucopiae* (1774) and Holzmann's Latin *Taschenwörterbuch* (1813), as well as in Latin-Vietnamese, Latin-Chinese, and Latin-Tibetan dictionaries, to mention only a few.[61] Moreover, in French dictionaries of the eighteenth century, *dicatura* gained the additional meaning of "dévouement, engagement" and even "voeu, dévouement".[62] Not all lexicographers after Forcellini were interested in the problematic status of the word. In some early nineteenth-century dictionaries, for example, it is erroneously included as a 'Plinian' synonym for the 'Ciceronian' *dicatio*[63] as if the choice between the two words implied a decided matter of literary style.[64]

Although the word's history in lexicography can only be sketched in rough outlines here, it must be noted that its persistent circulation in Latin dictionaries (especially after the end of the sixteenth century) stands in sharp contrast to its actual usage in Neo-Latin texts as far as we are now able to reconstruct it (see above). Although the word was now 'canonised' in lexicography, it was used in Neo-Latin texts very sparingly, if at all. The fact that *dicatura* survived in so

[60] E. FORCELLINI, *Totius Latinitatis lexicon*, 4 vols., I, Padua, [1772], *s.v.* dicatura. It is to note that later editors sometimes added that "others read *indicatura* more correctly", which is not Forcellini's opinion as expressed in his own edition (where we simply read "Al. leg".).

[61] J.-L. TABERD, *Dictionarium Latino-anamiticum*, Serampore, 1838; J.A. GONÇALVES, *Lexicon magnum Latino-sinicum ostendens etymologiam, prosodiam et constructionem uocabulorum*, Macai, 1841; P. GIRAUDEAU, *Dictionarium Latino-thibetanum ad usum alumnorum Missionis Thibeti*, Hongkong, 1916.

[62] The semantic basis of this meaning was the verb *dicare*, which could also be used to denote the fact of devoting something or someone to someone or something else, especially a god. See J. BOUDOT, *Dictionarium universale Latino-gallicum ex omnibus Latinitatis auctoribus summa diligentia collectum*, Paris, 1708; *Dictionnaire universel françois et latin … avec des remarques d'erudition et de critique … Nouvelle édition corrigée et considerablement augmentée,* VI, Paris, 1743; P. CHOMPRÉ, *Vocabulaire universel latin-françois contenant les mots de la latinité des differens siècles*, Paris, 1754.

[63] See *Vocabula Latini Italique sermonis in duos tomos distributa*, Naples, 1751; J. STULLI (Stullus), *Lexicon Latino-italico-illyricum*, Budapest, 1801; M. DE PIÑA CABRAL (Pinius Cabralius), *Magnum lexicon Latinum et Lusitanum*, 2nd ed., Lisbon, 1802 [1762]; D. M. DE VALBUENA, *Diccionario universal latino-español*, 2nd ed., Madrid, 1808 [1793].

[64] The idea that *dicatura* and *dicatio* are synonyms probably goes back to the fact that *dicatura* is discussed under the heading of *dicatio* in some Latin lexica of this period (see n. 51). However, *dicatio*, in the sense of dedication, is not used in ancient Latin at all (*Thesaurus linguae Latinae*, V, 1, Leipzig, 1934, p. 958, l. 27-34). We do find the word in Cicero, but only in the sense of a formal declaration of intention to become a citizen (*Thesaurus linguae Latinae*, V, 1, Leipzig, 1934, p. 958, l. 14-16).

many dictionaries after the sixteenth century – without much of a basis in either the ancient sources or contemporary usage – may be explained by the fact that many lexicographers based their own dictionaries chiefly on those of others instead of a systematic survey of Latin vocabulary. Paolo Manuzio's revision of Calepino's lexicon on the basis of new and better editions of the classics presents an exception rather than the rule,[65] and often methodological statements like his do not cover lexicographical practice, especially after the early and pioneering dictionaries of Nebrija (1492), Calepino (1502), and Estienne (1531).[66] This leaves the question as to why, in the modern standard dictionaries of ancient Latin, the word is generally absent. This can be understood if we take into account the important methodological turn in Latin lexicography in the second half of the nineteenth century, when the newly canonised methods of classical philology began to change its practice.

The three most important modern standard dictionaries of ancient Latin still in use today – *A Latin Dictionary*, the *Thesaurus linguae Latinae*, and the *Oxford Latin Dictionary* – each in its own way reflects the changes to lexicographical methods that occurred in the course of the nineteenth century. The advertisement of *A Latin Dictionary* by Charlton T. Lewis and Charles Short (issued in 1879) recognised the "great advances [that had] been made in the sciences on which lexicography depends" and claimed that "minute research in manuscript authorities [had] largely restored the texts of the classical writers".[67] Although the 'Lewis and Short' still started from a reappraisal of Andrews' Latin dictionary (1850), the *Thesaurus linguae Latinae* (begun in 1894) inventoried the Latin lexicon *ab ovo*. This means that the makers extracted their words from the modern standard critical editions or from published wordlists per author, which, in some cases, had to be corrected against the best editions.[68] Also the *Oxford Latin Dictionary* (started in 1933 and issued in fascicles between 1968 and 1982) claimed to be based on "an entirely fresh reading of the Latin sources".[69]

In the course of the nineteenth century, standard critical editions became the main source of methodical lexical study. Such editions were increasingly

[65] See the concise preface of Paolo Manuzio in his *Ambrosii Calepini Dictionarium multarum dictionum additione et explanatione locupletatum*, Venice, 1542, fol. 1^{v}: "Venio ad ea loca, quae Calepinus ex antiquis scriptoribus recitat. Hic uero ille millies lapsus est, quanquam non omnino sua culpa: deprauati enim tunc erant libri, qui nunc incorrupti fere leguntur." Manuzio cites some examples from Cicero to substantiate his point (see below).

[66] LABARRE, *Bibliographie* [n. 54], p. 8.

[67] C. T. LEWIS / Ch. SHORT, *A Latin Dictionary*, Oxford, 1879, p. iii.

[68] See the relevant documents collected in D. KRÖMER, *Wie die Blätter am Baum, so wechseln die Wörter: 100 Jahre Thesaurus linguae Latinae. Vorträge der Veranstaltungen am 29. und 30. Juni 1994 in München*, Stuttgart / Leipzig, 1995, p. 113-238, esp. at p. 134, 164-169.

[69] P. G. W. GLARE, *Oxford Latin Dictionary*, I, Oxford, 1968, p. v.

produced according to the precepts of German textual criticism. Modern editors emphasised the importance of manuscript evidence along with the systematic collation and recension of the available manuscripts. As modern editors of Pliny preferred manuscript evidence over humanist conjectures, they did not hesitate to drop *dicatura* from their editions and critical apparatuses.[70] In this way, the word became invisible to a new generation of lexicographers who saw the linguistic heritage of Rome through the lens of modern editions instead of manuscripts and humanist scholarship. The first volume of the *Thesaurus linguae Latinae* shows that, for Pliny's lexicon, the basis was the 1875 edition by Ludwig Jan and Karl Mayhoff. In this edition, *dicatura* is absent from the main text and the apparatus.[71] The collators of the *OLD* used Mayhoff's Teubner edition of 1892, in which Perotti's conjecture did not leave a trace.[72] As *dicatura* disappeared from the main source of lexical knowledge, lexicographers also omitted it from the mainstream dictionaries and from modern lexicographical scholarship.[73] Perotti's Venetian critic, Raffaele Regio, would have applauded the decision.

These few examples show that the later life of *dicatura* in the lexicographical literature was complicated. In line with its general disappearance in Plinian scholarship, the word almost completely vanished from the standard Latin dictionaries in the sixteenth century. After Constantin and later Forcellini included it in their dictionaries, however, it was adopted in mainstream Latin wordbooks and survived in a wide range of dictionaries well into the nineteenth century. Once *dicatura* was included in Latin dictionaries and eventually even entered mainstream Latin lexicography, it was replicated from dictionary to dictionary until new critical editions of the classics in the nineteenth century began to replace dictionaries as the main source of original lexical knowledge. In this way, words without a sound basis in the manuscript tradition generally vanished

[70] According to C. G. Nauert, the eighteenth-century dominance of German scholarship in classical studies was witnessed nowhere more clearly than in the study of Pliny. See NAUERT, *Caius Plinius Secundus* [n. 16], p. 315.

[71] *Thesaurus linguae Latinae*, I, Leipzig, 1900, p. xi. Later editions of the *Thesaurus* included the new edition of L. JAN / K. MAYHOFF (1891-1906) and the edition of the Collection des Universités de France (1950-), the first volume of which was edited by J. BEAUJEU. In these editions, *dicatura* is equally absent. It seems that also Jean Hardouin's edition (of 1723) served as a standard for the *Thesaurus* as F. Bücheler and E. Wölfflin recommended that the index of Pliny had to be corrected against Hardouin's edition (see KRÖMER, *Wie die Blätter* [n. 68], p. 168).

[72] *Oxford Latin Dictionary* [n. 69], p. xvii.

[73] As far as the indices allowed me to verify, there is no comment on *dicatura* or the passage of Pliny in E. WÖLFFLIN, *Archiv für lateinische Lexikographie und Grammatik mit Einschluss des älteren Mittellateins als Vorarbeit zu einem Thesaurus linguae Latinae*, I-XV, Leipzig, 1884-1918, nor in the useful selection of spin-off articles related to the *Thesaurus*: H. HAFTER, *Beiträge aus der Thesaurus-Arbeit*, Leiden, 1979.

from the standard Latin lexicon and fell into disuse.[74] Exactly how changing lexicographical practices have shaped our current view of the Latin lexicon would be an intriguing topic of further research.

5. *Concluding remarks*

At least one question remains. I began this article with the lemma *dicatura* from Du Cange's *Glossarium*. How do the medieval word *dicatura* (meaning "the office of judgeship") and the humanist usage of *dicatura* relate? Provided that *dicatura* in the *Glossarium* is not a simple misreading or misspelling of *iudicatura* or perhaps *dictatura*, it would seem to me that there is no significant relationship. The two *dicaturae* would then illustrate the phenomenon of lexical polygenesis, which means that the lexical items emerged with unrelated meanings in independent contexts.[75] Humanists did not endow a medieval word with new meaning, but rather reproduced Perotti's neologism as a genuinely ancient word.

Dicatura is not the only Latin phantom word to emerge in postclassical Latin, and the phenomenon is not restricted to humanist Latin. Perhaps the best known example, for classicists at least, is the name of the Roman author Aulus Gellius, who was called *Agellius* until well into the seventeenth century due to the contraction of his first initial and family name.[76] More examples can be adduced, especially from toponymy. For instance, the Latin poet Giovanni Gemisto of Epidavros (fl. 1516) evoked the island of "Anaxo, very famous for the tomb of honourable Homer". This mysterious island resulted from a hasty misreading of a passage in the *Naturalis historia* where Pliny refers to *Ios a Naxo xviii, Homeri sepulchro ueneranda…* (*NH* IV, 69).[77]

[74] While *dicatura* was recorded in the dictionary of Renaissance Latin prose by René Hoven (see n. 3), it was omitted from the *Calepinus nouus*, a specialised dictionary of contemporary Latin. See F. Deraedt / G. Licoppe, *Calepinus nouus: Vocabulaire latin d'aujourd'hui*, 2 vols., I, Brussels, 2002, *s.v.* dédicace, where we find *dedicatio* and *nuncupatura*, but not *dicatura* (even though the lemma refers to Hoven's *Lexique* [n. 3]).

[75] The term *lexical polygenesis* was coined in a different context by R. Wescott, *Lexical Polygenesis: Words as Resultants of Multiple Linguistic Pressures*, in *Fifth LACUS Forum*, Columbia, 1979, p. 81-92. Lexical polygenesis must be distinguished from semantic polygenesis, i.e. the phenomenon that an exceptional interpretation of a lexical item may emerge several times independently and often with remarkable temporal intervals (cf. D. Geeraerts, *Diachronic Prototype Semantics: A Contribution to Historical Lexicography*, Oxford, 1997, p. 62-68). Cf. the notion of "homonyme Neubildungen" in Stotz, *Handbuch* [n. 5], p. 179-181 (§85) and p. 246-247 (§13).

[76] The name is discussed with extensive reference to the ancient and premodern sources in *The Attic Nights of Aulus Gellius*, trans. by W. Beloe, I, London, 1795, p. xxxiii-xxxvii.

[77] H. Lamers, *Greece Reinvented. Transformations of Byzantine Hellenism in Renaissance Italy*, Leiden/Boston, 2015, p. 254.

Unlike the island of *Anaxo* and *Agellius*, *dicatura* haunted not only textual criticism and Latin usage, but also lexicography, which makes it a particularly interesting case. There are more examples of this kind. So, for instance, Calepino included the expression *marmoratae laudes* in his lemma on *marmoratus* and cited Cicero, *Pro Archia* 22, where the formulation *constitutus marmoratis laudibus* is now commonly regarded as a corruption of *constitutus e marmore. At iis laudibus*…. Already corrected by Manuzio in his revision of Calepino's dictionary of 1542, *marmoratae laudes* still survived both in Neo-Latin usage and in Latin lexicography, either via corrupted editions of Cicero's speech or via the *Calepinus*.[78] Some such phantom words even found their way into the lexica of modern languages: the commonly accepted term *basalt*, for instance, originated in a misreading of *basanites*, again in Pliny (*NH* XXXVI, 58). A more exhaustive study of words and expressions such as *dicatura* and *marmoratae laudes*, as well as their various origins and backgrounds, would be a laborious work, yet it could tell us a great deal about the (re-)making of Latin in the later periods and about the inner workings and interconnections of different domains of word formation and circulation, such as editions of the classics, textual criticism, lexicography, and Neo-Latin texts.[79]

Humboldt-Universität zu Berlin. Han LAMERS.

Appendix: Humanist Usage of *dicatura* (dedication)

1. Ermolao Barbaro (1480): "Illud tempus est in calce uti dicamus nos tibi interpretationem in paraphrasin Physices, pro nostra ueteri ac stabili necessitudine, uolentes dicasse: alioquin dicaturam hanc stipulatus a nobis es, quom essemus istic".

Barbaro's letter is available in E. BARBARO, *Epistolae, orationes et carmina*, ed. V. BRANCA, Florence, 1943, I, p. 12. Branca's critical edition is rare, but the letter is also cited in R.B. TODD, *Themistius* in V. BROWN *et al.* (eds.), *Catalogus Translationum et Commentariorum*, VIII, Washington (DC), 2003, p. 91-92, at. p. 92, col. 1. Also recorded in Hoven, *Lexique* [n. 3], *s.v.* dicatura.

2. Giovanni Pico della Mirandola (after 1483): "Nec de me bene mereri magis praeclare poteras, quam egregiae fabellae dicatura meo nomini tam amice, tam liberaliter consulere …".

[78] The expression is used in Gilbert COUSIN, *Breuis ac dilucida Burgundiae superioris … descriptio*, Basle, 1552, p. 196 and in Maurizo DI GREGORIO, *Expositio laconica paraphrastica omnium bullarum*, Naples, 1649, p. a2^r. In lexicography, it is attested in, e.g., Pedro DE SALAS, *Compendium Latino-hispanicum*, Madrid, 1784, *s.v.* marmor: "Marmoratae laudes: Alabanzas en honra de aquél á quien levantan estátuas de mármol".

[79] I am grateful to the anonymous reviewers of *Latomus* for their very helpful comments as well as to Johann Ramminger (Thesaurus Linguae Latinae, Bayerische Akademie der Wissenschaften) for adding two more instances of *dicatura* from his personal database to my list. Thanks also to Sara Rich for correcting my English.

The passage is cited from G. Pico della Mirandola, *Opera Omnia con una premessa di Eugenio Garin*, I, Turin, 1971, p. 362-363. The passage is also available in Th. Medius, *Fabella epirota*, ed. by L. Braun, München, 1974, p. 62-63, at p. 63. Also recorded in Hoven, *Lexique* [n. 3], *s.v.* dicatura.

3. Giorgio Crivelli (1489): "Hoc igitur tanti Viri pulcherrimum Opus, nostro labore conscriptum, nostraque opera diligentissime emendatum … tuo nomini, Praesul dignissime, dedicamus, ut quantum nostrorum temporum incuria de tanti Viri dignitate detraxit, tantum rependat dicatura".

The passage is cited from G. Crivelli, *Praefatio ante opus S. Hilarii Pictauiensis Episcopi de Trinitate* in Ph. Argelatus (ed.), *Bibliotheca scriptorum Mediolanensium*, Milan, 1745, p. ccccxcv.

4. Ivan Gučetić (Gotius, 1493): "Legite Panaegyrim nostram, reverendissime domine …. Tua enim dicatura est et tuae censurae castiganda committitur".

The passage is cited from I. Gučetić, *Panegyris Wladislao Hungarie et Boemie regi, principi inuictissimo dicta*, ed. by A. Fialová and J. Hejnic in *Archiuum Trebonense* 1, 1971, p. 168-169.

5. Elio Lampridio Cerva (Crijević, Cervinus) (1494?): "Quod si fecerit Eadem Serenitas Vestra, me suis litteris certiorem facere non dedignetur, quo sciam quanti me clientellamque meam ac libelli mei dicaturam faciat".

The passage from Cerva's letter to King Vladislaus II of Hungary is cited from S. Hegedüs (ed.), *Analecta recentiora ad historiam renascentium in Hungaria litterarum spectantia*, Budapest, 1906, p. 71.[80]

6. Franchino Gaffurio (1496): "Sume igitur, humanissime princeps, munusculum nostrum qua in caeteris soles clementia patereque nominis tui saltem prefatione subniti sic recipi merebitur, quamque commendationem merito suo sibi praestare non potest, dicatura consequetur".

The passage is cited from F. Gaffurio, *Practica musicae*, Milan, 1496, fol. Giiii^{v}.

7. Antonio Bonfini (1497): "Verum, cum te non tam iudicem elegerim, quam appellauerim assertorem, religiosa hac dicatura ne parum quidem fortasse proficiam, quippe que omnem iudicii seueritatem et inuidorum maledicentiam inclinabit".

The passage is cited from A. Bonfini, *Rerum Ungaricarum decades*, ed. by I. Fogel *et al.*, Leipzig, 1936, I, p. 2-3. Also recorded in S. Kornél, *Supplementum ad Lexicon Latinitatis Medii Aeui Hungariae*, Budapest, 2011, *s.v.* dicatura.

8. Aldo Manuzio (1504): "Quare Homeri Iliadem Ulysseamque … sub tuo nomine, mi Aleander, exire ex Neacademia nostra uoluimus, non ut hac dicatura te ad bonarum literarum studia redderemus alacriorem … , sed ut summa beneuolentia in te mea … hac epistola omnibus innotescat".

[80] In Hegedüs' edition, the date of Cerva's letter is given as follows: "Idibus Aprilis MCCCCLXXXIXIII", which must be incorrect: 1493 and 1494 are the most probable dates.

The passage from Aldo's preface to Homer's *Iliad*, addressed to Girolamo Aleandro, is cited from *Aldo Manuzio editore. Dediche, prefazioni, note ai testi*, ed. by G. ORLANDI, Milan, 1975, I, p. 82.

9. Johannes Fabri (1519): "Glorior itaque modesta ambitione, ubi ubi inter doctos et bonos uiros sum, de dicatura ista, primo quod est Erasmi facture …".

This letter to Rhenanus is in B. RHENANUS, *Briefwechsel des Beatus Rhenanus*, ed. by K. HARTFELDER and A. HORAWITZ, Hildesheim, 1966, p. 139 (ep. 91, l. 10).

10. Johannes Fabri (1519): "Quare non indignaberis, mansuetissime Erasme, quod Beatus Rhenanus … mihi nuper tuum Verae Theologiae Compendium dicauit; quanquam enim tam insignis dicatura optimo cuique et doctissimo fuisset omnibus modis ambienda, …".

This letter to Erasmus is D. ERASMUS, *Opus epistolarum*, ed. by P. S. ALLEN *et al.*, III, Oxford, 1913, p. 558 (ep. 953, l. 52). Also recorded in Hoven, *Lexique* [n. 3], *s.v.* dicatura.

11. Manilio Cabacio Rallo (Cabacius Rhallus, 1520): "Et tu multo amplissimi uoluminis dicaturam in praesentia haberes".

The passage is cited from H. LAMERS, *Manilius Cabacius Rhallus of Sparta (ca. 1447-ca. 1523): An Introductory Study of his Life and Work with an Editio Minor of his Latin Poetry* in *Humanistica Lovaniensia* 62, 2013, p. 127-200, at p. 169, l. 49.

An Educated Lady of Leisure: A Funerary Relief in the Villa Albani

1. *Introduction*

In the private collection of sculpture in the Villa Albani in Rome is a small funerary relief of an adolescent girl (Fig. 1) that is unusual in both form and content.[1] Enclosed in a half shell, the girl reclines, flanked by two small figures: to the left, a naked figure pats a small dog, while on the right and more difficult to see, another figure, inserted beneath the girl's elbow, reclines. This is a minor monument: its dimensions are modest (42 cm high, 52 cm wide), the small scale obscures some of its details, there is no inscription associated with it, and its precise find-spot is unknown.[2] Perhaps it is understandable that it has received only fragmented attention, its parts emphasized at the expense of the whole, from scholars who have used elements within it as comparanda for other, more substantial memorials. The striking mélange of iconographic motives, however, makes this relief worthy of a focused study of its own, for the mixed messages conveyed by the imagery reveal some of the cultural values associated with elite young women of Rome's social 'Mittelschicht' in the early 2nd century A.D. In this paper I shall provide a re-examination of the relief's iconography in order to obtain a more systematic understanding of its constituent elements: the presentation of the girl herself, the identification of the secondary figures, and the models for the relief's design and composition. I shall then discuss the relief's most notable, and, to my knowledge, unique feature: the figurative depiction on a funerary monument of a young Roman woman engaged in writing. Through a discussion of contemporary attitudes toward the education of women and their role in the cultural construction of Roman marriage and motherhood, it will be possible to decipher the commemorative message of this unusual relief.

[1] Rome, Villa Albani, Inv. 179; V. von Gonzenbach, *Der Scheitelschmuck und die Funde von Thasos*, in *BCH* 93, 1969, p. 885-945, no. 7, p. 938-939; G. Lahusen, *Catalogue Entry n° 301*, in P. Bol (ed.), *Villa Albani – Katalog der antiken Bildwerke*, Berlin, 1992, p. 137-139; H. Wrede, *Der Sarkophagdeckel eines Mädchens in Malibu und die frühen Klinensarkophage Roms, Athens und Kleinasiens*, in M. True / G. Koch (eds.), *Roman Funerary Monuments in the J. Paul Getty Museum*, vol. 1, Malibu, 1990, p. 15-46.

[2] Von Gonzenbach, *Der Scheitelschmuck* [n. 1], p. 938 gives its original location as somewhere on the Via Appia.



Fig. 1. Funerary relief of a young girl: Rome, Villa Albani (Kobal Collection).

2. *The Iconography of the Relief*

2.1. The Young Girl

Despite its diminutive size, the monument's design reflects care and attention to detail, especially in the rendering of the young girl, who is the centre of the viewer's attention. She is well dressed, robed in a chiton that is elegantly draped to hint at her naked body in a way that intimates her erotic appeal without overtly revealing her bare flesh. The garment has a decorative *fibula* visible on the right shoulder and the girl herself is adorned with jewellery, including two bracelets on her right arm and a headband decorated with an attachment with what appear to be three suspended pearls (Fig. 2).[3] The head of the girl is

[3] The ornamental attachment on the headband, dubbed the *Scheitelschmuck* in scholarly literature, might represent pearls, gems, or balls made of precious metal. The significance of this element in the portraiture of Roman girls has engendered some discussion among scholars, most notably in von Gonzenbach, *Der Scheitelschmuck* [n. 1], who argues that such decorative attachments were intended to be understood as signs of virginity, might have served an apotropaic function, or, as she suggests in the case of the Villa Albani relief, might allude to a notional filial relationship with Venus. Although



Fig. 2. Detail of girl, funerary relief of a young girl: Rome, Villa Albani (Kobal Collection).

slightly disproportionately larger than her body, thus drawing the viewer's gaze squarely to her face, which displays the serious, somewhat blank expression

cited approvingly by LAHUSEN, *Catalogue Entry n° 301* [n. 1], p. 138, the argument is viewed with scepticism by KOCKEL [V. KOCKEL, *Porträtreliefs stadtrömischen Grabbauten*, 1993, Mainz, p.199, with additional bibliography], who favours it as a sign of *luxus* and status, which is the view accepted here as the most probable. For female adornment as an iconographic symbol of social status, see R. BERG, *Wearing Wealth: Mundus muliebris and ornatus as Status Markers for Women in Imperial Rome*, in P. SETÄTLÄ / R. BERG / R. HÄLIKKÄ / M. KELTANEN / J. PÖLÖNEN / V. VUOLANTO (eds.), *Women, Wealth and Power in the Roman Empire*, Rome, 2002, p. 15-73; E. D'AMBRA, *Roman Women*, Cambridge, 2007, p. 7-8, 111-128.

common to female commemorative portraiture of the Roman era. Her elaborate hairstyle, which consists of complex braids coiled tightly around her head to create a turban-like effect (the so-called *Turbanfrisur*), indicates a date in the reign of the emperor Hadrian.[4] The girl seems to be in her early teens, but the highly formalized coiffure and the reserved demeanour revealed in her face befit a woman of more mature years, an apparent incongruity to which I shall return. An attractively sculpted shell not only provides an effective and eye-catching frame for the main figure of the deceased young girl, but also connects her to Venus through its allusion to the goddess' mythical birth from the foam of the sea, and to the popular commemorative theme of *venustas*, a combination of beauty and fecundity, which is also reiterated by the presence of rosettes in the foreground.[5] In this same space a small mouse nibbling on a morsel rings an informal, domestic note that sets the scene in the privacy of the *domus*, an appropriately feminine context for a young Roman woman. An emphasis on her femininity and sexual currency is thus established by the very format of the relief, by the floral decoration, by the attention to her hair and attire, and by the indication that she is at home, where she should be, rather than out in public.

Two suggestions have been made about the activity in which the girl is engaged: she is either painting or writing. Most agree that she holds a *stylus* in her right hand and a partially unwound scroll in her left, with the objects on the table in front of her identified as small pots for holding paint or ink.[6] Lahusen suggests that either painting or writing are acceptable interpretations, while Silberberg-Peirce argues on behalf of painting and sees the naked figure

[4] For hairstyles on Trajanic female portraiture, see L. Buccino, *"Morbidi capelli e acconciature sempre diverse". Linee evolutive delle pettinature femminili nei ritratti scultorei dal secondo triumvirate all'età costantiniana*, in E. La Rocca / C. Parisi Presicce / A. Lo Monaco (eds.), *Ritratti. Le tante face del potere. (Roma, Musei Capitolini, 10 marzo – 25 settembre 2011)*, Rome, 2011, p. 361-411, especially 373-375, 395-401. For a detailed discussion of the *Turbanfrisur* in Roman female portraiture with a thorough survey of bibliography on the subject, see A. Ambrogi, *Due ritratti femminili murati nel chiostro della Basilica di San Paolo fuori le Mura*, in *ArchCl* 60, 2009, p. 397-419, especially 407-416.

[5] *Venustas* as commemorative *topos*: see H. Wrede, *Consecratio in formam deorum. Vergöttlichte Privatpersonen in der römischen Kaiserzeit*, Mainz, 1981, p. 110; E. D'Ambra, *The Cult of Virtues and the Funerary Relief of Ulpia Epigone*, in *Latomus* 48, 1989, p. 392-400; E. D'ambra, *The Calculus of Venus: Nude Portraits of Roman Matrons*, in N. B. Kampen (ed.), *Sexuality in Ancient Art*, Cambridge / New York, 1996, p. 219-232; A. Lo Monaco, *Algide e belle come dee: Immagini private e apoteosi a Roma in età medio-imperiale*, in La Rocca *et al.*, *Ritratti* [n. 4], p. 335-357.

[6] Lahusen, *Catalogue Entry n° 301* [n. 1], p.138; Wrede, *Der Sarkophagdeckel* [n. 1], p. 23; S. Silberberg-Peirce, *The Muse Restored: Images of Women in Roman Painting*, in *Woman's Art Journal* 14. 2, 1993 / 1994, p. 28-36; Silberberg-Peirce does not mention the scroll but instead remarks incorrectly that the girl "holds paint pots in her hands" (p. 34).

to the left as a "young nude male model", although she acknowledges that the girl does not glance at all in her model's direction.[7] Wrede favours writing, correctly identifying *stylus* and scroll, but instead of inkpots he describes the objects on the table in front of her as simply more flowers.[8] Given that the girl holds a scroll, and not a paint palette, wooden tablet, or other suitable surface for paint, the most probable explanation is that the small pots on the table are ink pots, and that it is the display of the girl's education, rather than an interest in painting, that is being commemorated. The significance of this element has not yet been fully appreciated by scholars, but in fact a funerary monument for a young woman which uses imagery to allude to literary interests is uncommon in the Roman era, thus distinguishing this relief from other contemporary memorials.

2.2. The Subordinate Figures

The young girl is accompanied by two secondary figures whose identification has never been satisfactorily addressed in a single study. A small reclining figure holding aloft a bird and positioned in the right corner is only schematically carved, but is generally identified as an *eros*. However, the larger, naked figure (Fig. 3), hand extended toward a small dog, that stands to the girl's left, has engendered discrepant identifications from scholars. Arndt suggested that the reclining girl was a mother who succumbed along with her child, whom he identified as the naked figure with the dog, both perhaps having died in labour.[9] In response to this suggestion and noting that it is scarcely depicted as a newborn, von Gonzenbach argued that the small naked figure is not a ungendered *infans*, but is definitely female, due to the figure's elaborate hairstyle, the so-called '*Scheitelzopffrisur*', a style characterized by a double braid fixed at the top of the head.[10] She suggests that the small naked figure is an iconographic double to the young girl, a sort of allegorical representation of her *anima* in Elysium. Lahusen agrees that the naked figure is a young female child, but suggests instead that it is the young girl's little sister, who was perhaps also deceased.[11] Wrede suggests that the naked figure is a 4-year old girl playing with a dog, although he holds out the possibility that it could also be understood as a doll or a grave good that might have been buried with the deceased. The least fanciful identification of the naked figure was made by Trillmich, who asserts that the naked figure is male, not female, and that it is simply a second *eros*, pointing out that the *Scheitelzopffrisur* was commonly worn by *erotes* of

[7] Silberberg-Peirce, *The Muse* [n. 6], p. 34.
[8] Wrede, *Der Sarkophagdeckel* [n. 1], p. 20.
[9] Cited in von Gonzenbach, *Der Schmeitelschmuck* [n. 1], p. 938 (*non vidi*).
[10] Von Gonzenbach, *Der Schmeitelschmuck* [n. 1], p. 939.
[11] Lahusen, *Catalogue Entry n° 301* [n. 1], p. 138-139.



Fig. 3. Detail of *eros*, funerary relief of a young girl: Rome, Villa Albani (Kobal Collection).

both genders in Roman art as well as by real female children.[12] The gender of female *erotes* is indicated by the wearing of the chiton in almost all cases, in contrast to the nudity of the male *eros*. Above all, however, they are identified by their butterfly wings, rather than the feathered wings which are characteristic of male *erotes*.[13] Trillmich's identification of the central naked figure as a male *eros* is therefore the most convincing, although he offers no explanation of this *eros*' purpose in the scene or its connection to the deceased girl.

2.3. The Relief's Design and Composition

It is Wrede who provides a crucial key to understanding the presence of both *erotes* on this relief, since he is the only scholar to point out that the scene on the Villa Albani relief is in fact an abbreviated version of a much large type of memorial, the *kline* monument. *Kline* monuments were a form of funerary commemoration, emerging first in the Flavian era and extending into the third century A.D., that typically feature a figure (presumably the deceased) carved fully in the round and shown reclining on a couch (*kline*). They might have been placed on top of a grave or have had an urn for cremated remains inserted into them.[14] On the Villa Albani relief the girl rests on a couch (*kline*) on which she leans with her left arm, while its other curved end is visible by her foot. Wrede casts light on the Villa Albani relief particularly in his discussion of a contemporaneous *kline* monument of a young girl which is now in the Getty museum in Malibu, California (Fig. 4).[15] Much larger than the Villa Albani relief, the Getty *kline* monument measures almost one and a half metres in length and originally functioned as the lid of an early sarcophagus. A reclining girl strokes a small dog, while at her feet are two small swaddled dolls and behind her head lies a sleeping *eros*. An inscription on the lower rim originally took the form of poetic verse: *hic species et forma iacet miserab[ilis]; aetas eff[ugit ---] is* ('Here, in beauty and grace, lies the unfortunate one; her life has slipped away …'). Although it is too damaged to furnish a name for the girl, enough

[12] W. TRILLMICH, *Das Torlonia-Mädchen: zu Herkunft und Entstehung der kaiserzeitlichen Frauenporträts*, Göttingen, 1976, p. 47, n. 160.

[13] For the iconography of Psyche, the iconographic type of the female *eros*, see N. ICARD-GIANOLIO, *Psyche*, in *Lexicon Iconographicum Mythologiae Classicae* 7, 1994, p. 569-585. For *erotes* without wings in Roman art, see R. STUVERAS, *Le putto dans l'art romain*, Brussels, 1969, p. 109-121; N. BLANC / F. GURY, *Eros/Amor, Cupido*, in *Lexicon Iconographicum Mythologiae Classicae* 3, 1986, p. 1042-1049.

[14] *Kline* monuments: H. WREDE, *Stadtrömische Monumente, Urnen und Sarkophage des Klinentypus in den beiden ersten Jahrhunderten n. Chr.*, in *Archäologischer Anzeiger* 1977, p. 393-431; H. WREDE, *Klinenprobleme*, in *Archäologischer Anzeiger* 1981, p. 86-131.

[15] WREDE, *Der Sarkophagdeckel* [n. 1] p. 15-46. See also G. KOCH, *Roman Funerary Sculpture. Catalogue of the Collections. The J. Paul Getty Museum*, Malibu, 1988, p. 11-13.



Fig. 4. *Kline* monument of a young girl: Malibu, J. P. Getty Museum (J. P. Getty Museum).

remains of the inscription to reveal a focus on her beauty in its reference to *species et forma*, beauty and shapeliness, and to the tragedy of her early death. Despite the difference in scale, there are clear connections between this commemoration and the much simpler and less ambitious relief in the Villa Albani, in theme as well as in figural elements. Both are dated to the Hadrianic era and reflect similar notions of contemporary femininity in their emphasis on beauty and leisure. Its greater size and the superior quality of workmanship indicate that the Getty *kline* monument was made for a young girl from a family of greater means than the much simpler, and visually less coherent, Villa Albani relief. The two girls appear to be similar in age, but the girl on the Getty monument is portrayed as being closer to childhood, her girlish attachment to toys displayed in the presence of the two dolls at her feet. The young woman on the Villa Albani relief reclines in a more erect fashion, and is depicted less passively; as we have already noted, she is shown engaged in the act of writing, holding a stylus in one hand and in the other a scroll that has been rolled out and awaits her script.

Although he does connect the Villa Albani and Getty *kline* monument in the shared use of the reclining pose and its associations with leisure, Wrede makes only a weak link between the secondary figures on the Villa Albani relief – the reclining *eros* and the naked figure with a dog – and similar figures which appear on many *kline* monuments. He compares the small *eros* in the corner of the Villa Albani relief with the two swaddled dolls on the Getty monument, rather than drawing the more obvious comparison with the sleeping *eros* on the monument's rim, and, as already mentioned, Wrede does not recognize the naked figure as an *eros* but rather as a small mortal girl or a toy for the deceased.[16] In his two masterful studies of *kline* monuments, Wrede himself has shown that childlike figures, usually male, often accompany the slumbering or resting deceased, and that in fact they appear most often on examples where a

[16] Wrede, *Der Sarkophagdeckel* [n. 1], p. 20.

woman is involved, either as a lone female figure or as part of a married couple.[17] Small dogs of the Maltese variety that are favoured in Roman funerary art are also frequently found in these scenes, again usually in the company of women.[18] On the Getty *kline* monument, the *eros* is marginalized by its placement on the uppermost back edge of the couch, whereas in the Villa Albani relief the motif of the *eros* is doubled, the reclining *eros* in the corner matched by the larger *eros* who plays with a dog in the centre. In its composition, therefore, the Villa Albani relief contains elements borrowed from the *kline* monument, which are syncopated and crowded together in a form that is less aesthetically pleasing than the Getty monument, but which reflects shared cultural values regarding young Roman women.

Beyond the *kline* monument, there is a second commemorative *topos* which is at play in the composition of the Villa Albani relief: the meal of the dead, or *Totenmahl*, a Greek motif popularized in the Hellenistic period and found throughout Roman commemorative culture.[19] In the *Totenmahl* the deceased, whether in solitude or with a spouse, reclines as if at a banquet, the characteristic tripod table with its convivial tableware placed prominently in the foreground, and household slaves, smaller in scale and sometimes resembling children, in attendance. A relief in Geneva which was probably a *loculus* cover (Fig. 5) and which is also dated to the Hadrianic era illustrates well the confluence of the *kline* and *Totenmahl* themes and provides an interesting parallel to the Villa Albani relief.[20] A reclining adult woman wearing a turban-like hairstyle similar to that of the young girl on the Villa Albani monument plays with a dog, while at her feet sits a small child, seemingly male rather than female, who wears a tunic and carries a ball. To the left, a slave brings her food, and before the couch stands the familiar tripod table set with tableware. Iconographic allusions to the deceased's femininity are embedded in the relief's marginal decoration: at the top of the scene three *erotes* fasten a garland

[17] *Kline* monuments: Wrede, *Stadtrömische Monumente* [n. 14], p. 393-431; Wrede, *Klinenprobleme* [n. 14], p. 86-131.

[18] Wrede, *Stadtrömische Monumente* [n. 14], *eros*: p. 412, Abb. 78; p. 412, Abb. 94; p. 413, Abb. 102; p. 426, Abb. 115; dog, no *eros*: p. 415, Abb. 105; Wrede, *Klinenprobleme* [n. 14] on a *kline* monument, p. 92, Abb 8; on sarcophagus lids with the *Totenmahl* scene: p. 109, Abb. 25; p. 109, Abb. 26; p. 111, Abb. 28. For dogs on the funerary monuments of women, see also D'Ambra, *The Cult* [n. 5], p. 398.

[19] J. Fabricius, *Die Hellenistiche Totenmahlreliefs. Grabrepräsentation und Wertvorstellungen in ostgriechischen Städten*, Munich, 1999; K. Dunbabin, *The Roman Banquet. Images of Conviviality*, Cambridge, 2003, p. 103-140.

[20] Musée d'art et d'histoire, Inv. no. MF 1351; the relief measures 107 × 64 cm; Wrede, *Stadtrömische Monumente* [n. 14], p. 426-427, fig. 115, who dates this relief to 125-150 A.D.; see also J. Chamay / J.-L. Maier, *Art romain. Sculptures en pierre du Musée de Genève*, vol. 2, Mainz, 1989, no. 104, p. 80-81; see also R. Amedick, *Die Sarkophage mit Darstellungen aus dem Menschenleben.* 1.4: *Vita Privata*, Berlin, 1991, p. 20.



Fig. 5. *Loculus* cover: Geneva, Musée d'art et d'histoire (Geneva, Musée d'art et d'histoire, Inv. no. MF 1351).

between which are suspended, on the left, a *cista* or box for cosmetics or jewels and, on the right, a half-shell, here too, as on the Villa Albani relief, symbolizing an association with Venus.[21] The depiction of the deceased on *kline* monuments is carefully distinguished by gender, with men generally shown in an unambiguously convivial scene, while women, by contrast, are not shown banqueting, but instead are depicted as simply sleeping, or as awake but in passive repose, much like the girl on the Getty monument. The Geneva *kline* monument maintains this gendered mode of representation: the woman is shown dining, but not drinking, which was a critical distinction for the Roman viewer.[22] She is neither guest nor host at a *conuiuium*, but instead dines alone at home, with the presence of the dog and small child suggestive of a private domestic context.

As Dunbabin has shown, there is considerable overlap between the *kline* monument and the *Totenmahl* in the elements they contain as well as in their

[21] For iconographic references to Venus in funerary art, see Wrede, *Klinenprobleme* [n. 14], p. 306-323, and D'ambra, *The Cult* [n. 5]; D'ambra, *The Calculus of Venus* [n. 5].

[22] On the distinctions between eating and drinking and the role of gender, see Wrede, *Stadtrömische Monumente* [n. 14], p. 426, n. 264 and Dunbabin, *The Roman Banquet* [n. 19], p. 114-120; see also M. Roller, *Dining Posture in Ancient Rome. Bodies, Values, and Status*, Princeton, 2006, p. 96-156.

iconographic message. In both scene types, the couch itself is a marker with multivalent power, alluding to either a banqueting or funerary context or to some notional combination of the two.[23] Moreover, as both Wrede and Dunbabin point out, the image of the couch was also imbued with references to the *lectus funebris*, the funeral couch, and through it to the elaborate public funerals put on by the Roman elite but not permitted to members of the lower social orders.[24] From the associated epigraphic evidence, *kline* monuments can be related most frequently to the 'middle classes' in Roman society, and in particular to freedmen or their descendants, who possibly drew on the motif to convey their social aspirations by imitating the social customs and values of the elite in their self-representation.[25] The generic tripod table, which always takes the same form in artistic representations, seems to have had its own semiotic value as a status marker. It is present in the *Totenmahl* as well as in Campanian domestic decoration of painted scenes which depict couples reclining at drinking parties amid slaves, silverware, and luxurious upholstery, their ease and indulgence in pleasure a sign of wealth and prestige.[26] In a similar vein, the *erotes* who frequently appear on funerary urns and reliefs in scenes of the *Totenmahl*, whether as decorative elements in themselves or conflated with slaves, are an integral part of the festive atmosphere.[27] In portraying themselves reclining at table and thus engaging in an activity closely associated with elite social behaviour, Romans who were not at the top of the social ladder presented a lasting positive impression on their tombs which was grounded in status-based distinctions.

It is now possible to sum up the Villa Albani relief's iconographic lineage. In its disparate elements, we see the integration of motives from two contemporary commemorative sources, the *kline* monument and the *Totenmahl* scene, which themselves were often fused, especially on the smaller dedications such

[23] DUNBABIN, *The Roman Banquet* [n. 19] for the *Totenmahl* and the "semantic glide" (p. 112) between this scene and *kline* monuments.

[24] Both WREDE, *Stadtrömische Monumente* [n. 14], p. 407, n. 197, and DUNBABIN, *The Roman Banquet* [n. 19], p. 113-114 cite the moment in the *cena Trimalchionis* in the *Satyricon* when Trimalchio lies supine on his dining couch, feigning death, as if it were a funeral couch (*Sat*. 78).

[25] WREDE, *Stadtrömische Monumente* [n. 14], p. 404-409; DUNBABIN, *The Roman Banquet* [n. 19], p. 112-114.

[26] On the motif of the tripod table, see DUNBABIN, *The Roman Banquet* [n. 19], p. 61-62 and n. 58, citing Trimalchio's order in the *Satyricon* that each guest be given his own table (PET., *Sat*. 34.5). On banqueting scenes, see also J. CLARKE, *Looking at Lovemaking*, Berkeley, 1998, p. 93-107; J. CLARKE, *Art in the Lives of Ordinary Romans*, Berkeley, 2003, p. 223-245; ROLLER, *Dining Posture* [n. 22], p. 229-247.

[27] E.g., the altar of Q. Socconius Felix: see F. GOETTHERT, *Grabara des Q. Socconius Felix*, in *AntP* 9, 1969, p. 79-86; see also DUNBABIN, *The Roman Banquet* [n. 19], fig. 64, p. 114-115; ROLLER, *Dining Posture* [n. 22], p. 149-153, fig. 17, also figs. 15 and 16; F. SINN, *Stadtrömische Marmorurnen*, Mainz, 1987, p. 66-67.

as urns and altars commonly fashioned for the Roman sub-elite. The compositional format of the reclining figure is taken from the *kline* monument, but is set in the Venusian half-shell; with the deceased's elaborate coiffure, jewellery, *erotes*, and ornamental rosettes a link is created with the goddess of love, thus underlining the girl's *venustas* while also alluding to the future denied to her by her *mors immatura*. This prospective theme, an aspect common to Roman memorials for those who died young, is also signalled by her composed and dignified countenance, which lends her a matronly air belying her apparent chronological age.[28] The small naked figure with the dog is an *eros* of the sort that customarily accompanies recumbent women on *kline* monuments and that is also present in many versions of the *Totenmahl*, while the interpolation of the tripod table from the *Totenmahl* scene has both a practical purpose (in that it carries the inkpots), but is also on its own a recognizable iconographic marker of wealth and status.

Although constituting an amalgam of diverse funerary *topoi*, the Villa Albani relief is distinct from its commemorative parallels in one important element: the girl who is memorialized does not recline in passive repose, like the girl on the Getty *kline* monument, nor does she dine, like the woman on the Geneva *loculus* cover. Instead, she is shown with *stylus* and *rotulus*, symbols of her *paideia*, her education and engagement in literary matters, an aspect of cultural identity that reflected social status or at least social aspiration.[29] Visual references to the education of girls, however, are unusual in Roman commemorative art, where this theme is generally limited to memorials for boys and young men. It remains now to consider attitudes to female education in the contemporary context in order to ascertain the significance of this distinctive feature.

3. *The Educated Girl in Roman Art*

The appeal of *paideia* as a status marker is apparent in funerary commemorations in the first century A.D., especially among the sub-elite who dominate the extant evidence of the early empire. Among the monuments that feature education, boys are much better represented than girls, for the motivation on the part of parents to educate their children differed between the sexes.[30] An education prepared boys of the upper echelons for a political career, endowing them with the literary and philosophical background that enabled them to develop rhetorical skills and to move among their peers with confidence. The theme is evident

[28] For the prospective commemoration of children, see D. KLEINER, *Roman Imperial Funerary Altars with Portraits*, Rome, 1987, p. 87-88; J. MANDER, *Portraits of Children on Roman Funerary Monuments*, Oxford, 2012, p. 59-62.

[29] Roman education: R. FRASCA, *Educazione e formazione a Roma – Storia, testi, immagini*, Bari, 1996; *paideia* at Rome: P. ZANKER, *The Mask of Socrates*, Berkeley, 1995.

[30] For the education of boys, see B. RAWSON, *Children and Childhood in Roman Italy*, Oxford, 2003, p. 146-196; C. LAES, *Children in the Roman Empire*, Cambridge, 2011, p. 107-147.



Fig. 6. Altar of Q. Sulpicius Maximus:
Rome, Palazzo dei Conservatori
(DAI Rome, 71. 1964 [Singer]).

in text and image on memorials for male children that laud the deceased's budding intellect while lamenting its brief blossoming.[31] The most outstanding example is the unique funerary monument of the child prodigy Q. Sulpicius Maximus (Fig. 6), who died at age eleven and who competed with adults at the Capitoline festival of Domitian in A.D. 94.[32] The relief shows the boy togate

[31] Education in commemoration of boys, see KLEINER, *Roman Imperial Funerary Altars* [n. 28], p. 87-88, nos. 12, 45, 68, 110; RAWSON, *Children* [n. 30], p. 18-20 and p. 159, fig. 5.1; p. 161, fig. 5.2; A. BACKE-DAHMEN, *Innocentissima aetas. Römische Kindheit im Spiegel literarischer, rechtlicher und archäologischer Quellen des 1. bis 4. Jahrhunderts n. Chr.*, Mainz am Rhein, 2006, p. 92; MANDER, *Portraits* [n. 28], p. 43-45, 54-55, and Table 7. See also the still useful collection by H.-I. MARROU, *Mousikos Aner. Étude sur les scènes de la vie intellectuelle figurant sur les monuments funéraires romains*, Grenoble, 1938.

[32] KLEINER, *Roman Imperial Funerary Altars* [n. 28], no. 45, p. 162-165. RAWSON, *Children* [n. 30], p. 18-20.



Fig. 7. Portrait of young woman with stylus and tablets from Pompeii: Naples, Museo Archeologico Nazionale (Museo Archeologico Nazionale di Napoli 9084).

and carrying a scroll, while the lengthy epitaph in Greek and Latin, accompanied by a Greek poem authored by the child himself, praises his public performance and literary precocity.

The education of girls, however, was desirable only inasmuch as it shaped them into the kind of married woman (*matrona*) who could properly rear her children.[33] The best known visual representation of the educated girl is the portrait of a young woman from a Pompeian wall painting (Fig. 7), poised to write, tablets in one hand and stylus pressed against her lips, that is conventionally (albeit erroneously) called 'Sappho'.[34] The contemplative attitude and writing

[33] Frasca, *Educazione* [n. 29], p. 133-174; D. Gourevitch / M.-Th. Raepsaet-Charlier, *La Donna nella Roma Antica*, Florence / Milan, 2003, p. 142-150.

[34] Naples Museum inv. 9084. See the equally famous portrait of Terentius Neo and his wife: Clarke, *Art* [n. 26], p. 261-267; E. La Rocca / S. Ensoli / S. Tortorella / M. Papini, *Roma, La pittura di un impero*, Rome, 2009, p. 303.

equipment demonstrate to the viewer that this young woman has reached high enough social status to achieve some level of education. Care is also taken, however, to display aspects of her femininity: she is attired in attractively dyed clothing, wears prominently displayed jewellery, and has artfully curled hair.[35] The 'Sappho' portrait belongs to a group of Campanian wall paintings, most on display in the atrium of the house and thus visible to guests, that juxtapose coins and generic writing equipment, making an unambiguous connection between economic and social success.[36] Part of the "cult of learning", as Zanker has called it, that was a feature of Augustan Rome, this imagery reflects the social cachet of the literary amateur who had the wealth, and therefore the *otium*, to dabble in such matters in the comfort of the villa.[37]

A similar evocation of affluence and ease informs the Villa Albani relief, as the recumbent girl contemplates her scroll in an attitude of leisurely reflection that suggests the cultivation of an erudite hobby. Context, however, marks an important distinction, for while the 'Sappho' portrait and others from Campania appear as domestic decoration, the Villa Albani relief is a funerary monument. Funerary epitaphs for young women refer to their education, but they are not shown in figural form on commemorative monuments with scrolls, tablets, or writing instruments.[38] Instead, girls are more commonly memorialized on funerary altars for their incipient feminine charms through an association with divinities such as Venus and especially the virgin goddess Diana, while on sarcophagi of the late second and early third centuries A.D., the education of girls and women is represented allegorically, and thus indirectly, through scenes that feature the nine muses.[39] While conventional allusions to Venus are present

[35] See G. Cavallo, *Testo, libro, lettura*, in G. Cavallo / P. Fedeli / A. Giardina (eds.), *Lo spazio letterario di Roma antica*, vol. 2, Rome, 1990, p. 307-341.

[36] P. Roberts, *Life and death in Pompeii and Herculaneum*, London, 2013, p. 104-108, figs. 113 and 116; see also Frasca, *Educazione* [n. 29], Figs. 6.1-6.35; Gourevitch / Raepsaet-Charlier, *La Donna* [n. 33], p. 160-166; L. Garcia y Garcia, *Pupils, Teachers and Schools in Pompeii*, Rome, 2005, e.g., fig. 51 (Naples Museum Inv. 4676), fig. 52 (Naples Museum inv. 9823), figs. 62-63 (Naples Museum inv. 4675).

[37] Zanker, *The Mask* [n. 29], p. 310-317; E. La Rocca *et al.*, *Roma* [n. 34], p. 86.

[38] Rawson, *Children* [n. 30], p. 45-47; Mander, *Portraits* [n. 28], p. 44-45, 60. Young girls as learned beyond their years in funerary epitaphs, see E. Hemelrijk, *Matrona Docta – Educated Women in the Roman Élite from Cornelia to Julia Domna*, London / New York, 1999, p. 271, n. 71; Rawson, *Children* [n. 30], p. 47, fig. 1.10. References to the education of female slaves is attested in funerary evidence, but here it is a form of occupational title which commemorates the skills most valued by their masters, rather than a form of self-representation; see Rawson, *Children* [n. 30], p. 206-207; A. Binsfeld / S. Busch, *Rosa simul florivit et statim periit – Sklavenkinder in römischen Grabepigrammen*, in H. Heinen (ed.), *Kindersklaven – Sklavenkinder. Schicksale zwischen Zuneigung und Ausbeutung in der Antike und im interkulturellen Vergleich, Forschungen zur antiken Sklaverei*, Stuttgart, 2012, p. 203-229.

[39] Allusions to Venus in the commemoration of young girls: Wrede, *Consecratio* [n. 5], p. 85-86, 135-136; Kleiner, *Roman Imperial Funerary Altars* [n. 28], p. 85, nos. 48, 52,

on the Villa Albani relief as on other monuments, it is a rare example on which the literary interests of the deceased are given full expression beyond the epigraphic mode.[40]

4. Docta puella *and* docta matrona *in Ancient Rome*

When it comes to the education of girls and young women, however, there is an apparent disjuncture between the commemorative sphere and cultural attitudes, for although education is a rare theme in the funerary commemoration of girls and occurs only in epigraphic form, a positive view of female education emerges from many of the written sources. In her study of female education at Rome, Hemelrijk outlines the 'ideal of educated motherhood', which can be detected first among the upper classes in the Republican era but which percolated down the social hierarchy in the early imperial period to become one of the conventional Roman marital ideals.[41] Cornelia, the mother of the Gracchi brothers, emerges in the sources as the apogee of maternal care, and her attention to her sons' education, facilitated by her own fluency in Greek, is partly credited with their political success. As the daughter of Scipio Africanus, Cornelia's own education, and in particular her familiarity with Greek literature, sprang from the philhellenism of her famous and politically powerful family, who exploited it as a sign of social status and sophistication.[42] The archetype of Cornelia as the model of the *docta matrona* extended beyond the republican period to influence the leading female members of the Julio-Claudian family, who, according to Tacitus, adopted her emphasis on education in the elite home.[43] Cornelia's reputation for learnedness was perpetuated into the imperial era in an idealized and apocryphal form, where it appears in sources such as

59; MANDER, *Portraits* [n. 28], p. 58-59, nos. 52. Allusions to Diana: WREDE, *Consecratio* [n. 5], p. 73-76, 222-230; E. D'AMBRA, *Daughters as Diana: Mythological Models in Roman Portraiture*, in S. BELL / I. HANSEN (eds.), *Role Models in the Roman World. Identity and Assimilation*, Ann Arbor, 2008, p. 171-183; MANDER, *Portraits* [n. 28], p. 55-59. Muses: WREDE, *Consecratio* [n. 5], p. 49, 284-292; on sarcophagi, see P. ZANKER / B. EWALD, *Mit Mythen Leben: Die Bilderwelt der römischen Sarkophage*, Munich, 2004, p. 236-239.

[40] Since no inscription survives from the Villa Albani relief, there is no way of knowing if the literary theme also appeared in the girl's epitaph.

[41] HEMELRIJK, *Matrona* [n. 38]; see also FRASCA, *Educazione* [n. 29], p. 133-174, 198-207; D'AMBRA, *Roman Women* [n. 3], p. 135-137.

[42] Cornelia: FRASCA, *Educazione* [n. 29], p. 88-90, 200-207; GOUREVITCH / RAEPSAET-CHARLIER, *La Donna* [n. 33], p. 144-145. On philhellenism among the Roman elite in the second century B.C., see E. GRUEN, *Culture and National Identity in Republican Rome*, Ithaca, 1992, *passim*, on Scipio Africanus in particular, p. 242 -43.

[43] In Tacitus' comments on the virtues of home-schooling, he cites not only the Gracchi, but also Julius Caesar and Augustus himself as beneficiaries of this kind of upbringing (TAC., *Dial.* 28); GOUREVITCH / RAEPSAET-CHARLIER, *La Donna* [n. 33], p. 148.

Cicero, Seneca, Quintilian, and Plutarch, who define and justify her intellectual ability by locating it in the bosom of the household, rather than in a public display of learning.[44]

It should be noted, however, that this positive portrayal of the domestic exercise of female education is paralleled by ambivalence, and even antipathy, that also emerges from textual sources in the late republic. In an inversion of the Cornelian ideal, women whose education enabled them to participate in Roman politics are depicted as interfering with the male sphere, their abilities in oratory or reason cast as unnaturally masculine and a denial of any innate femininity.[45] The fullest example comes in Sallust's infamous portrait of Sempronia, the Catilinarian conspirator, in which he blames education for her immorality, drawing an explicit connection between Sempronia's depraved behaviour and her skills in both Greek and Latin.[46] While a modicum of learning is desirable in a woman, Sallust implies that too much leads to a dangerous licentiousness and acts of unfeminine daring.[47] Sallust, however, cannot stop himself from concluding his brief but pithy character sketch of Sempronia with a compliment, perhaps reflecting an educated man's esteem for the companionship of an educated woman.[48] A similar mix of admiration and ambivalence surrounds the stereotype of the *docta puella*, the learned girl, a related cultural archetype of the educated woman that appears in Latin love poetry, first in Catullus' characterization of his married mistress Lesbia, and then in fuller treatment in the elegiac poetry of the Augustan era. The 'learned girls' of Roman elegy – Gallus' Lycoris, along with Propertius' Cynthia, Tibullus' Delia, and Ovid's Corinna – are endowed with training in the Greek tradition of music and dance as well as with literary taste refined enough to appreciate their lovers' poetic efforts. The fictive mistress of elegy is also an object of sexual desire, and in the frank portrayal of passionate love the 'girl's' literary sophistication is a crucial part of her appeal.[49]

The literary type of the *docta puella* introduced a sexual dimension to the cultural construction of the educated woman, departing from the traditional and socially acceptable version embodied by Cornelia, but it does not seem to have

[44] As HEMELRIJK notes (*Matrona* [n. 38], p. 64-67), the public statue of Cornelia, which is reported by Pliny the Elder to have been set up in the Porticus Octaviae (*NH* 34, 31), was famous for its strapless sandals, footwear that was appropriate only inside the home, not in public spaces such as the forum or basilica.

[45] HEMELRIJK, *Matrona* [n. 38], p. 84-92.

[46] … *litteris Graecis et Latinis docta, psallere et saltare elegantius, quam necesse est probae, multa alia, quae instrumenta luxuriae sunt* (*Bellum Cat*. 25).

[47] … *uirilis audaciae facinora* (*Bellum Cat*. 25).

[48] *Bellum Catilinum* 25: *Verum ingenium eius haud absurdum; posse uersus facere, iocum mouere, sermone uti uel modesto uel molli uel procaci; prorsus multae facetiae multusque lepos inerat*.

[49] S. L. JAMES, *Learned Girls and Male Persuasion. Gender and Reading in Roman Love Elegy*, Berkeley, 2003.

discouraged real women of elite status from indulging their literary interests. Indeed, Agrippina the Younger, Tacitus records, wrote her own memoirs, and in the last half of the first century A.D. there is ample evidence of the increased involvement of real women in literary matters, in particular as patrons to poets such as Statius and Martial, who present such engagement, however, as part of a happy conjugal union that fits the conventional norms of morality.[50] For example, Argentaria Polla, wife of the poet Lucan and something of a literary patron to both Statius and Martial, is praised for possessing the conventional values of a Roman *matrona*, which are suitable feminine complements to her husband's *ingenium*.[51] Sulpicia Caleni, a female poet of whose corpus only two lines remain, is further proof of women's active participation in literary pursuits in this era, but it is her poetic celebration of marital fidelity that Martial trumpets, and not the illicit pleasures between poet and the *docta puella* of Augustan elegy.[52] The stereotype of the literary female prompted a negative response that disparages above all public demonstrations, rather than criticizing the education of women *per se*. So, for example, Seneca's father denied his wife Helvia anything more than a basic level of education out of his distaste for women who put their learning on public display, and Juvenal mocks educated women in *Satire* VI for the impropriety of publicly correcting their friends and, worst of all, their husbands.[53] Such reactions indicate that, although a wife's education

[50] Agrippina the Younger: TAC., *Ann.* IV, 53; GOUREVITCH / RAEPSAET-CHARLIER, *La Donna* [n. 33], p. 147. P. WHITE, *The Friends of Martial, Statius, and Pliny, and the Dispersal of Patronage*, in *HSCP* 79, 1975, p. 280-86 records the names of other prominent women who are addressed in poems by Martial and Statius, and who therefore might well have been active patrons of their work. For women as literary patrons, see also HEMELRIJK, *Matrona* [n. 38], ch. 4; GOUREVITCH / RAEPSAET-CHARLIER, *La Donna* [n. 33], p. 146-149.

[51] *… doctam atque ingenio tuo decoram, / qualem blanda Venus daretque Iuno / forma, simplicitate, comitate, / censu, sanguine, gratia, decore* (*Silv.* II, 7, 83-86). On the distinctions between poetic praise for male and female patrons, see HEMELRIJK, *Matrona* [n. 38], p. 137. On Argentaria Polla, see WHITE, *The Friends* [n. 50], p. 280-286, HEMELRIJK, *Matrona* [n. 38], p. 129-138. See also Martial's probable reference to the orator Quintilian's wife as '*doctissima coniunx*' (*Ep.* II, 90, 9).

[52] *Omnes Sulpiciam legant puellae, / uni quae cupiunt uiro placere; / omnes Sulpiciam legant mariti, / uni qui cupiunt placere nuptae. … sed castos docet et probos amores, lusus, delicias facetiasque... Hac condiscipula uel hac magistra / esses doctior et pudica, Sappho* (X, 35 1-4, 8-10, 15-16). On Sulpicia Caleni, see: HEMELRIJK, *Matrona* [n. 38], p. 160-164; J. HALLETT, *Martial's Sulpicia and Propertius' Cynthia*, in *The Classical World* 86.2, 1992, p. 99-123; E. CANTARELLA, *Passato Prossimo*, Milan, 1996, p. 126-131. This Sulpicia must be distinguished from the elegist of the Augustan era, on whom see M. SKOIE, *Corpus Tibullianum, Book 3*, in B. K. GOLD (ed.), *A Companion to Roman Love Elegy*, Malden (MA), 2012, p. 86-100. Women as poets: see GOUREVITCH / RAEPSAET-CHARLIER, *La Donna* [n. 33], p. 146-147.

[53] SEN., *Cons. Helv.* XVII, 4: *Propter istas quae litteris non ad sapientiam utuntur sed ad luxuriam instruuntur minus te indulgere studiis passus est;* JUV., *Sat.* VI, 434-456: *non habeat matrona, tibi quae iuncta recumbit, / dicendi genus, aut curuum sermone*

was a benefit, it needed to be circumscribed by the safe haven of the home, where it could be exploited for its socially sanctioned purposes alone and subordinated to her husband's uses, rather than applied inappropriately in a public context or subverted to some immoral end.

The "domestication" of the *docta puella*, as Hemelrijk has called it, suggests that the licentiousness associated with the clever mistress of elegy became subordinated to, and even subsumed by, traditional mainstream marital values, as an education in a wife came to be valued not only as an enhancement to the companionate marriages which were the norm at Rome, but because of its usefulness to her husband.[54] The most extended and explicit exposition of the value to her husband of the literate spouse occurs in several letters of Pliny the Younger, who, as a newlywed, echoes the romantic language of the Augustan elegiac poets in praising his young bride Calpurnia's intelligence and musical talents.[55] Pliny's description of his young wife's enthusiasm for his literary pursuits are presented as emblematic of her love for him, and in extolling his young wife's zealous devotion to his written work, Pliny demonstrates how her education is harnessed to her husband's greater glory.[56] His delight in Calpurnia's abilities, however, is prefaced by a description of her more traditionally matronal qualities,[57] and he attributes her literary discernment to the diligent training she received from her aunt, Cornelia Hispulla, thus reiterating the pairing of female education with proper moral instruction.[58] Similarly, in epistle I,

rotato / torqueat enthymema, nec historias sciat omnes, / sed quaedam ex libris et non intellegat. Odi / hanc ego quae repetit uoluitque Palaemonis artem / seruata semper lege et ratione loquendi / ignotosque mihi tenet antiquaria uersus / nec curanda uiris. opicae castiget amicae / uerba: soloecismum liceat fecisse marito (l. 447-456).

[54] HEMELRIJK, *Matrona* [n. 38], p. 81; GOUREVITCH / RAEPSAET-CHARLIER, *La Donna* [n. 33], p. 82-83, 145; on the ideal wife: p. 77-79. D'AMBRA, *Roman Women* [n. 3], p. 62-65; for the moral and philosophical education of women in this era in authors such as Musonius Rufus and Plutarch, see HEMELRIJK, *Matrona* [n. 38], p. 60-64, and RAWSON, *Children* [n. 30], p. 201-203. For the argument that this shift in marital values reflects the influence of elegiac poetry, see R. K. GIBSON, *Meretrix or matrona? Stereotypes in Ovid Ars Amatoria 3*, in *Papers of the Leeds Latin Seminar* 10, 1998, p. 295-312; H. VALLADARES, *Elegy, Art and the Viewer*, in GOLD, *A Companion* [n. 52], p. 318-338.

[55] J. CARLON, *Pliny's Women. Constructing Virtue and Creating Identity in the Roman World*, Cambridge, 2009, *passim*, and especially p. 138-185; J.-A., SHELTON, *The Women of Pliny's Letters*, Abingdon / New York, 2013, p. 11-120. For the influence of elegy on Pliny's marriage, see HEMELRIJK, *Matrona* [n. 38], p. 81; CARLON, p. 165-171; SHELTON, p. 122-125.

[56] *Accedit his studium litterarum, quod ex mei caritate concepit. Meos libellos habet lectitat ediscit etiam. Qua illa sollicitudine cum videor acturus, quanto cum egi gaudio afficitur!* (*Epist*. IV 19, 2).

[57] *Summum est acumen summa frugalitas; amat me, quod castitatis indicium est...* (*Epist*. IV, 19, 3).

[58] *Nec aliud decet tuis manibus educatam, tuis praeceptis institutam, quae nihil in contubernio tuo viderit, nisi sanctum honestumque* (*Epist*. IV, 19, 5).

16, where he lauds the rhetorical and poetical prowess of his friend Saturninus, Pliny extols the stylistic quality of letters which were apparently written by Saturninus' unnamed wife.[59] It is Saturninus, however, to whom Pliny grants the real credit, for it is the clever husband who has perfected his wife's raw intelligence and so rendered her *docta* and *polita*.[60]

Pliny's moving account (V, 16) of the death of the young girl Minicia Marcella, who died before her 13th birthday and also just before her impending wedding, conveys the social value of an education in a young girl on the brink of becoming a wife.[61] In describing her many virtues, Pliny stresses her wisdom and intellectual curiosity, aspects of her character which reflect not only her incipient maturity, but which also mirror the best qualities of her father, Pliny's friend.[62] Several elements in this eulogy are particularly relevant to our inquiry. Minicia Marcella was a twelve-year old girl, but in Pliny's commemoration she is endowed with the behaviour of a fully adult woman (*matronalis gravitas*), and even the wisdom of an aged one (*prudentia anilis*).[63] Pliny is keen to show her as more than prepared to fill the role of *matrona* that awaited her, but he also balances his portrayal of her unusual maturity with remarks on her girlishness. Her intelligence, however exceptional, represents no threat to her would-be husband, but is softened by her innate and entirely conventional feminine qualities: Minicia is no Sempronia or Cynthia, but rather a fledgling Cornelia or Calpurnia, who maintains her girlish sweetness and virginal modesty (*suauitas puellaris cum uirginali uerecundia*). Pliny's characterizations of Minicia Marcella, the wife of Saturninus, and his own wife Calpurnia highlight the teacher-student dynamic which often pertained in the husband-wife relationship and which was a consequence of the substantial age difference that generally existed between

[59] HEMELRIJK, *Matrona* [n. 38], p. 31-32; CARLON, *Pliny's Women* [n. 55], p. 160-162; SHELTON, *The Women* [n. 55], p. 119-120.

[60] *Legit mihi nuper epistulas; uxoris esse dicebat. Plautum uel Terentium metro solutum legi credidi. Quae siue uxoris sunt ut affirmat, siue ipsius ut negat, pari gloria dignus, qui aut illa componat, aut uxorem quam uirginem accepit, tam doctam politamque reddiderit* (*Epist*. I, 16, 6).

[61] As Pliny records, the funds set aside for her dowry were spent instead on her funeral; see J. BODEL, *Minicia Marcella: Taken before Her Time*, in *AJPh* 116, 1995, p. 453-460; D'AMBRA, *Roman Women* [n. 3], p. 68-69; CARLON, *Pliny's Women* [n. 55], p. 147-157; SHELTON, *The Women of Pliny's Letters* [n. 55], p. 275-282.

[62] *Nondum annos xiiii impleuerat, et iam illi anilis prudentia, matronalis grauitas erat et tamen suauitas puellaris cum uirginali uerecundia. …. ut nutrices, ut paedagogos, ut praeceptores pro suo quemque officio diligebat! quam studiose, quam intellegenter lectitabat! ut parce custoditeque ludebat!* (*Epist*. V, 16, 2-3).

[63] The epitaph tells us she lived 12 years, 11 months and 7 days, younger in fact that Pliny's more approximate description of 'just under fourteen', a discrepancy which BODEL, *Minicia Marcella* [n. 61] has argued derives from differences between the rhetorical demands of the literary genre of *consolatio* and the more exacting quantification required of the actual epitaph.

husbands and wives.[64] Newlywed girls, who might be as young as 14, could thus be moulded by their older spouses to accommodate and to enhance their husbands' interests and ambitions. Beyond the ideal of the educated mother and its obvious benefits for future offspring, a girl who was already educated by the time of her wedding was distinctly advantageous to an elite husband with political or literary aspirations such as Pliny, who could then refine her intellect as it suited him.

In light of Pliny's evocation of the ideal young wife, I return to the sphere of funerary commemoration, and a final comparandum to the Villa Albani relief, in the form of a roughly contemporaneous monument, the funerary altar of the mid second century A.D. dedicated to Cornelia Tyche and Iulia Secunda, a mother and daughter who perished together in a storm.[65] Iulia Secunda, who died just short of age 12, is commemorated by a portrait accompanied by the quiver, bow, and stag, conventional motives on funerary monuments that connect the girl to the virgin goddess Diana, while her mother is associated with the goddess Fortuna. There is a gap, however, between text and image, for in the inscription the young daughter is described in terms highly reminiscent of Pliny's portrait of the young Minicia Marcella: *forma singulari et moribus piissimis doctrina q(ue) superlegitimam sexus sui aetatem praestantissimae*. The order of her virtues is not accidental, but, in keeping with epigraphic norms, reflects the Roman valuation of her qualities in descending priority: she was beautiful, dutiful, and of outstanding learning above what might be expected of a girl of her age. The prospective nature of both Pliny's encomium for Minicia Marcella and Iulia Secunda's memorial is characteristic of Roman funerary commemorations of those who died young, who, in an inversion of the retrospection suitable for deceased adults, are praised as wise beyond their years in text and depicted as mature beyond their years in the accompanying imagery.[66] A similar ethos lies behind the imagery on the Villa Albani relief: a girl, young in years but womanly in countenance and affect, whose femininity and fertility are signalled by associations with Venus, displays in explicit figural terms her literary bent and thus her suitability as a potential *docta matrona*, a role she was never to fulfill.

[64] Age of girls at marriage: B. SHAW, *The Age of Roman Girls at Marriage: Some Reconsiderations*, in *JRS* 77, 1987, p. 30-46; S. TREGGIARI, *Roman Marriage*, Oxford, 1991, p. 398-403; teacher/student dynamic between husband and wife, see CARLON, *Pliny's Women* [n. 55], p. 162; SHELTON, *The Women* [n. 55], p. 118.

[65] See WREDE, *Consecratio* [n. 5], p. 227, no. 93; KLEINER, *Roman Imperial Funerary Altars* [n. 28], p. 253, no. 113; MANDER, *Portraits* [n. 28], p. 44 and no. 119.

[66] See also Filumene, daughter of an imperial slave, who lived for 14 years, 5 months, and 21 days, and who is depicted in a matronly fashion on an altar of the Trajanic era (MANDER, *Portraits* [n. 28], p. 53, fig. 40, no. 145). For the concept of the *puella annilis*, feminine parallel to the *puer senex*, see BACKE-DAHMEN, *Innocentissima aetas* [n. 31], p. 138.

A high valuation on female education extended into the later imperial era, as witnessed, for example, by two third century epitaphs from North Africa. In one, written in hexameter, from Ammaedra (Haïdra), a 16-year old named Julia Paula is compared to precious gems and ivory, and praised for her skills in weaving and singing. In a manner reminiscent of the Getty *kline* monument, however, pride of place goes to her 'beauty and learning' (*species et doctrina*), which are mentioned in the very first line of the poem.[67] On a statue base from Dougga erected by the town's citizens in 205-206 A.D., Vibia Asiciane, member of one of the town's most important families, is praised for her extra-ordinary learning (*disciplina singularis*) as well as being honoured as a *flaminica perpetua*. This dedication was matched by another statue base beside it with a lengthier inscription to Vibia's mother Asicia Victoria, who is thanked for her many acts of local euergetism. Vibia's *cognomen* is hellenized in the inscription (*Asiciane* instead of the latinate *Asiciana*), which might have signalled her knowledge of Greek as well as Latin.[68] The high valuation ascribed to female education also emerges as a significant element in the Christianized gender roles of late antiquity, as demonstrated by the importance of rhetorical skills and fluency in Greek and Latin in the narratives of female martyrs such as St. Perpetua.[69] Moreover, despite its relatively limited appearance in imperial art, the motif of the literary woman enjoyed a rebirth in early Christian art, where husband and wife are featured on sarcophagi, the former giving instruction to the latter, with the Muses observing in the background.[70] The teacher/student relationship described by Pliny thus persisted, the Christian *logos* replacing the political rhetoric and dilettantish poetic endeavours of an elite man of the imperial era.

[67] *ILAfr* 158; see C. FERNANDEZ MARTINEZ, *CLE 1996: notas para una nueva edicion*, in *L'Africa romana* 15, 2004, p. 1372-1384; Chr. HAMDOUNE (ed.) *Vie, mort et poésie dans l'Afrique romaine d'après un choix de Carmina Latina Epigraphica*, Brussels, 2011, no. 17, p. 46-50. For epitaphs which celebrated education in the young adult woman, see GOUREVITCH / RAEPSAET-CHARLIER, *La Donna* [n. 33], p. 144, in particular *CIL* VI, 33898, dedicated to a twenty-year old named Euphrosyne, who is described as '*pia, docta novem musis, philosopha*'.

[68] *CIL* VIII, 26591; see M. KHANOUSSI / L. MAURIN (eds.), *Dougga, Fragments d'Histoire. Choix d'inscriptions latines éditées, traduites et commentées (Ier-IVe siècles)*, Bordeaux / Tunis, 2000, no. 73, p. 188-192. It is also interesting to note the prominence given to the young girl's education in the absence of her mother's achievements.

[69] E.g., Perpetua, a young wife and mother martyred in ca. A.D. 203 at the age of around 20, is described as possessing a '*liberaliter instituta*' (PERP. 2, 1). For education and female Christian martyrs, see B. SHAW, *The Passion of Perpetua*, in *Past and Present* 139, 1993, p. 3-45; P. MCKECHNIE, *St. Perpetua and Roman Education in A.D. 200*, in *L'Antiquité Classique* 63, 1994, p. 279-291; E. RONSSE, *Rhetoric of Martyrs: Listening to Saints Perpetua and Felicitas*, in *Journal of Early Christian Studies* 14.3, 2006, p. 283-327.

[70] ZANKER, *The Mask* [n. 29], p. 268-277.

5. *Conclusion*

The cultural construction of the young Roman wife that emerges from the written sources furnishes a context in which to elucidate our understanding of the unique mix of iconographic elements on the Villa Albani relief. This young lady of leisure is immortalized by her ornate coiffure, jewellery, and setting which portray aspects of a nascent womanhood cut short by premature death, while the accoutrements of learning serve as symbols of her social status and promise as a worthy *uxor*. The idealized version of elite marital relations that Pliny adumbrates is reflected in the monument's iconography, where the deceased girl's penchant for writing is not the sole theme, but is integrated alongside the more visually dominant motives that emphasize her femininity. Much like Minicia Marcella, she is presented as prematurely matronly, with her ornate coiffure and solemn expression more suited to a middle-aged woman than a teenager, and, although the composition of the scene is derived from banqueting imagery, here the context is not that of the drinking party but of the *domus*, where she indulges in her literary pastime accompanied by two *erotes*, a dog, and a homely mouse. In its economical condensation of these themes into an epitome for a young woman, the Villa Albani relief is an artistic pastiche, reflecting the eclecticism in both style and subject that typifies funerary commemorations of the aspiring bourgeoisie of Rome in the imperial period. The commemoration of her literary interests, however, makes this apparently lesser memorial an important reflection of contemporary values and provides a telling glimpse of evolving attitudes toward Roman women.

McMaster University. Michele GEORGE.

Erotic Persuasion and Characterization in Late Antique Hagiography: the *Passio Caeciliae* and the *Passio Susannae*

1. *Introduction*

Between the fourth and the sixth centuries, an impressive number of Latin passions of the martyrs were produced. However, they have received little or no attention from literary scholars. They were – and still are – studied mainly by Church historians and specialists in the cult of the saints and continue to suffer from a bad reputation. Classicists generally know little about this important corpus of sources and/or think of them as repetitive, badly written texts with stock characters: interesting documents for the religious history of Late Antiquity perhaps, but totally lacking in literary quality and originality. For an extensive study of the literary aspects of the late antique *acta martyrum* and *passiones*, one has to go as far back in time as the Belgian Bollandist Hippolyte Delehaye[1]; and significantly, his verdict was that "one has the impression of constantly turning the pages of the same book"[2]. In line with this theme of monotony, scholars have argued that some passions are mere copies of others. In this paper, we will discuss one such purported couple of model and copy: the *passio Caeciliae* and the *passio Susannae*. We hope to demonstrate that things are more complex and more interesting from a literary point of view than is usually assumed.

2. *Previous Research on the* Passio Caeciliae *and* Passio Susannae

The summaries of these two passions will perhaps not inspire much confidence in their literary qualities. Moreover, the parallels which can be observed between

[1] An analysis of a small number of late antique passions as literary documents, however, can be found in W. Berschin, *Biographie und Epochenstil im lateinischen Mittelalter, I: Von der Passio Perpetuae zu den Dialogi Gregors des Großen*, Stuttgart, 1986, p. 66-87, 94-110.

[2] H. Delehaye, *Étude sur le légendier romain. Les saints de novembre et de décembre*. Brussels, 1936, p. 18-19 : "… on a l'impression de tourner sans cesse les pages d'un même livre" [our translation]. Cf. also H. Delehaye, *Les passions des martyrs et les genres littéraires*, Brussels, 1966², p. 171-226. Similar thoughts are formulated by M. Stelladoro, *Agata, la martire*, Milan, 2005, p. 66-67; V. Milazzo, *La Sicilia: Agata e Lucia*, in A. Tilatti / G. B. F. Trolese (eds.), *Giustina e le altre. Sante e culti femminili in Italia settentrionale dalla prima età cristiana al secolo XII*, Rome, 2009, p. 243-270, and many others.

them have been used to argue that the *passio Susannae* was a copy of the *passio Caeciliae*. The latter passion (BHL 1495 - 1495a - 1496)[3] recounts the vicissitudes of the Christian virgin Caecilia, who is pressured by her father into marrying the pagan Valerianus. On their wedding night, she converts Valerianus to Christianity and persuades him not to consummate their marriage. Subsequently, Valerianus' brother Tiburtius is converted as well. The brothers come into conflict with the prefect of Rome and are beheaded. A few months later, Caecilia herself is brought before the prefect and also dies a martyr's death. The *passio Susannae* (BHL 7937 – 7937b)[4] recounts the vicissitudes of the Christian virgin Susanna, who refuses to marry the son of the emperor Diocletian. Diocletian sends two brothers, Claudius and Maximus, relatives of Susanna, to talk her and her father Gabinius into the marriage. But Claudius and Maximus are not successful, being instead converted to Christianity. In the end, Claudius, Maximus and Susanna all die as martyrs.

As early as 1925, Francesco Lanzoni called the *passio Susannae* an "evident copy" of the *passio Caeciliae*[5].The position that the latter functioned as a model for the former is still held: in the recent international history of Latin and vernacular hagiographical literature, published as part of the *Corpus Christianorum* project, Cécile Lanéry refers to Lanzoni's view and identifies the *passio Caeciliae* as the "illustrious model" and "guideline" for the author of the *passio Susannae*[6]. She also sets out to explain why Susanna's hagiographer turned

[3] The differences between BHL 1495 and BHL 1495a are minimal: in BHL 1495a, a part of the prologue is missing. BHL 1496 is a shorter version of BHL 1495. We use the Delehaye edition of BHL 1495 (DELEHAYE, *Étude* [n. 2], p. 194-220), which is considered standard (cf. C. LANÉRY, *Nouvelles recherches d'hagiographie arnobienne: la passion de Cécile*, in M. GOULLET (ed.), *Parva pro magnis munera: études de littérature tardo-antique et médiévale offertes à François Dolbeau par ses élèves*, Turnhout, 2009, p. 533-559, n. 11). The text of the most recent edition [R. K. UPCHURCH, *Aelfric's Lives of the Virgin Spouses*, Exeter, 2007 (with English translation)] displays only minor differences, which are insignificant for our purposes.

[4] The differences between BHL 7937 and 7937b are minimal and the latter has not been edited. We use the Mombritius edition of BHL 7937 (B. MOMBRITIUS, *Sanctuarium seu Vitae Sanctorum* (1480), Paris, 1910[2], vol. I, p. 553-559), as Lanéry considers this the oldest and most widespread edition (C. LANÉRY, *Hagiographie d'Italie (300-550): les passions*, in G. PHILIPPART (ed.), *Corpus Christianorum: Hagiographies V*, Turnhout, 2010, p. 1-369, esp. 150-151). When relevant, we will also include references to the edition of the *Acta Sanctorum*: J. BOLLANDUS / G. HENSCHENIUS (eds.), *Acta Sanctorum Februarii*, Antwerp, 1658, volume III, p. 61-64 (first part of the passion) and J.-B. DU SOLLIER / J. PIEN / G. CUYPERS / P. VAN DEN BOSSCHE (eds.), *Acta Sanctorum Augusti*, Antwerp, 1735, volume II, p. 631-632 (second part of the passion). Susanna's passion is divided into two parts in the *ASS* edition because, according to the passion, her fellow martyrs died earlier.

[5] "… copia evidente", cf. F. LANZONI, *I titoli presbiterali di Roma antica nella storia e nella leggenda*, in *RAC* 2, 1925, p. 195-257, esp. 231.

[6] "illustre modèle", "fil conducteur", cf. LANÉRY, *Hagiographie* [n. 4], p. 151.

to the *passio Caeciliae* for inspiration[7]. To underpin their thesis – which is plausible both from a chronological[8] and a geographical[9] point of view – Lanzoni and Lanéry provide a list of thematic parallels between the two passions. However, none of these parallels necessarily indicates a one-to-one relationship between the two texts. Rather, they consist of common hagiographical themes. Both Lanzoni and Lanéry identify the element of the *martyrium* in one's own home, for instance, as an element shared by the *passio Caeciliae* and the *passio Susannae*, thus indicating direct influence. But as Delehaye has argued, the *passio Caeciliae* contains a large number of *loci communes* and the house theme also occurs in the *passio Eugeniae* and the *passio Gallicani, Johannis et Pauli*[10]. The two passions have many more details in common (virginity, dabbing of blood, a character called Maximus, the pope, the conversion of two brothers) which we will discuss below. As we will see, none of these parallels individually constitutes irrefutable evidence for a direct dependence of the *passio Susannae* on the *passio Caeciliae*. Rather, it is the combination of so many common themes in a similar structure which is remarkable. We argue that, even if it seems probable that the author of the *passio Susannae* did indeed know and use the *passio Caeciliae*, this does not imply that he turned his text into an exact copy of it. Although he was probably inspired not just by the hagiographical tradition generally but also by Caecilia's hagiographer in particular, he created his own literary text, thereby rehearsing the traditional

[7] LANÉRY, *Hagiographie* [n. 4], p. 152. She suggests that Susanna's hagiographer may have been inspired by the erroneous inclusion of Caecilia in the *Martyrologium Hiëronymianum* (ca. 450) on the same date as Susanna.

[8] The *passio Caeciliae* is dated to the fifth century A.D. (cf. LANÉRY, *Nouvelles recherches* [n. 3]); the *passio Susannae* is dated between 450 and 550 AD, with the *Martyrologium Hiëronymianum* (ca. 450) acting as a *terminus post quem* (cf. L. DUCHESNE, *Les légendes d'Alta Semita*, in *Mélanges d'archéologie et d'histoire* 36, 1916, p. 27-56, esp. 36-39) and the second version of the *Liber Pontificalis* (ca. 550) as a *terminus ante quem* (cf. LANÉRY, *Hagiographie* [n. 4], p. 153).

[9] Both passions contain clear references to Roman topography and are thought to have been written in Rome. Lanéry has suggested that the author of the *passio Susannae* was a clerk of the Roman *titulus Gai*, where Susanna was venerated (cf. LANÉRY, *Hagiographie* [n. 4], p. 152) and has identified Arnobius the Younger as the author of the *passio Caeciliae* (cf. LANÉRY, *Nouvelles recherches* [n. 3], p. 536-550), but one cannot say anything with certainty about the passions' anonymous authors.

[10] Cf. DELEHAYE, *Étude* [n. 2], p. 78-80, esp. 79. The *passio Eugeniae* (BHL 2667) can be dated to the 5th century (cf. R. GRYSON / H. FREDE, *Répertoire général des auteurs ecclésiastiques latins de l'Antiquité et du Haut Moyen Âge*, Freiburg, 2007, p. 62; LANÉRY, *Hagiographie* [n. 4], p. 134-135). In this passion, Basilla is martyred in her own house. The *passio Gallicani, Johannis et Pauli* (BHL 3236 + 3238) can be dated to the 5th or 6th century (GRYSON / FREDE, *Répertoire* [n. 10], p. 67 state 5th or 6th (?) century, LANÉRY, *Hagiographie* [n. 4], p. 212-214 claims between 514 and 550); in this passion too, Johannes and Paulus are martyred in their own house.

literary practice of imitation as creative rewriting[11]. In what follows, we will discuss the common themes put forward by Lanzoni and Lanéry and elucidate how the author of the *passio Susannae* – to a greater or lesser extent – transforms them into elements of his own literary creation.

Firstly, Lanzoni draws attention to the dedication to virginity, which is a recurrent theme in the late antique passions[12]. Indeed, both Caecilia and Susanna display such dedication, but there is a crucial difference: Susanna declines a marriage proposal from the pagan emperor, whereas Caecilia assents to marry her pagan fiancé Valerianus, albeit with the intention to convert him to Christianity and never to consummate the marriage. Secondly, Lanzoni and Lanéry draw attention to the fact that in both the *passio Caeciliae* and the *passio Susannae* devoted disciples dab up the blood of the heroine with cloth. Yet once again, there is a difference: Caecilia's hagiographer does not mention to what end the bloodstained cloth is put, whereas the *passio Susannae* relates that Serena puts it in a silver box and prays next to it day and night. The dabbing of blood is not a very common theme in the late antique passions[13], but in an article that upholds the existence of a cult of martyr blood in different regions of the early Christian world, Fasola[14] mentions several passages from other texts that attest the custom of collecting and venerating the blood of martyrs[15].

[11] On imitation as a literary practice, see A. CIZEK, *Imitatio et tractatio. Die literarisch-rhetorischen Grundlagen der Nachahmung in Antike und Mittelalter*, Tübingen, 1994; and on literary imitation in a hagiographical context in particular, K. JAZDZEWSKA, *Hagiographic Invention and Imitation: Niketas' Life of Theoktiste and its Literary Models*, in *GRBS* 49, 2009, p. 257–279.

[12] See e.g. DELEHAYE, *Étude* [n. 2], p. 80. This theme can also be found, for instance, in the *passio Chrysanthi et Dariae*, which is mentioned in the *Martyrologium Hiëronymianum* on the same date as both Caecilia and Susanna. From the 4th century onwards, sexual abstinence, as a bloodless martyrdom, or *martyrium sine cruore,* becomes an important theme in the late antique, 'bloody' passions, cf. F. E. CONSOLINO, *Modelli di santità femminile nelle più antiche passioni romane*, in *Augustinianum* 24, 1984, p. 83-113.

[13] Interest in the blood of a martyr as a relic is, however, mentioned in the 6th century passion of Genesius of Arles (BHL 3304, cf. GRYSON / FREDE, *Répertoire* [n. 10], p. 68): one city keeps the remains of Genesius' blood (§5 *consecrati cruoris uestigia*, edition S. CAVALLIN, *Saint Genès le notaire*, in *Eranos* 43, 1945, p. 160-164, esp. 164) whereas another city receives his body. In the 7th century passion of Felix of Girona (BHL 2864, cf. GRYSON / FREDE, *Répertoire* [n. 10], p. 65) the blood of the martyr is also considered a relic (§22: *de eius cruore… reliquias nobiscum detulimus,* edition A. FÁBREGA GRAU, *Pasionario hispánico, siglos VII-XI*, II, Madrid, 1955, p. 327-328).

[14] U. M. FASOLA, *Il culto del sangue dei martiri nella chiesa primitiva e deviazioni devozionistiche nell'epoca della riscoperta delle catacombe*, in F. VATTIONI (ed.), *Sangue e antropologia nella letteratura cristiana*, III, Rome, 1983, p. 1473-1489.

[15] Next to these passages, whose evidential value he nuances, Fasola also adduces archeological proof to underpin the existence of a cult of martyr blood. This archeological proof consists of three inscriptions (4th-6th centuries) and several ampoules. Cf. FASOLA, *Il culto* [n. 14], p. 1486-1489.

While Fasola adduces several instances that illustrate the preservation and veneration of blood[16], of special interest for our purposes are those passages that treat the way in which the blood is obtained. Fasola lists three passages which contain, or might contain, a reference to the collection of martyr blood with cloth[17]: a passage from the acts of Cyprian[18] and two passages from Prudentius' *Peristephanon Liber*. Prudentius' first passage concerns the martyr Vincent of Saragossa (BHL 8627-8655)[19], the second the martyr Hippolytus (BHL 3960-3963)[20]. The passage with regard to Vincent of Saragossa is particularly interesting for our purposes, as it mentions the veneration of the martyr's blood after it has been dabbed up with cloth. The fact that the *passio Susannae* explicitly relates the veneration of Susanna's blood, then, puts the text on a par not with the *passio Caeciliae* but with Prudentius' account of Vincent of Saragossa's passion. As a third parallel between the two passions, Lanéry notes that both stage a character with the rather common name of Maximus[21]. However, the

[16] The passages adduced by Fasola that attest the preservation and veneration of martyr blood are the following [cf. FASOLA, *Il culto* [n. 14], p. 1478, (1480-1486)]: GAUDENTIUS, *Tractatus XVII*, 12; *De miraculis Sancti Stephani protomartyris*, 1, 1; GREGORY OF TOURS, *Liber in Gloria martyrum*, I, 33; *Epistulae Imperatorum Pontificum aliorum inde ab A. CCCLXVII usque ad A. DLIII datae, epistula II*, O. GÜNTHER (ed.), *Epistulae Imperatorum Pontificum aliorum*, I, Berlin, 1895 (*Corpus scriptorum ecclesiasticorum latinorum* 35), p. 13; *Liber Pontificalis*, L. DUCHESNE (ed.), *Liber Pontificalis*, II, Paris, 1892, p. 56.

[17] Other passages which refer to the collection of martyr blood, yet not by means of cloth, include the *passio Perpetuae et Felicitatis* (dated between 202 and 210, cf. GRYSON / FREDE, *Répertoire* [n. 10], p. 81) and Gregory of Tours' *Liber miraculorum in gloria martyrum*, I, 11.

[18] When Cyprian was about to be beheaded, his followers spread many cloths and napkins (*linteamina et manualia*) in front of him, according to the edition of MUSURILLO, *The acts of the Christian martyrs*, Oxford, 1972, p. 174. It is not made explicit, however, that they mean to dab up the blood. The acts of Cyprian can be dated to 258, cf. GRYSON / FREDE, *Répertoire* [n. 10], p. 60.

[19] PRUDENTIUS, *Peristephanon Liber*, V, 341-344: *plerique uestem linteam stillante tingunt sanguine, tutamen ut sacrum suis domi reseruent posteris* (T. E. PAGE / E. CAPPS / W. H. D. ROUSE / L. A. POST / E. H. WARMINGTON / H. J. THOMSON (eds.), *Prudentius*. Volume II. Text established by T. P., E. C., W. R., L. P., E. W. and translated by H. T., London / Cambridge (MA), 1961). The passion of Vincent also exists in an anonymous version [J. BOLLANDUS / G. HENSCHENIUS (eds.), *Acta Sanctorum Ianuarii*, Antwerp, 1643, II, p. 394-97 (BHL 8630)], which also mentions the act of dabbing up the martyr's blood with cloth: *uideres circumstantium frequentiam… sanguinem linteis excipere, sacra ueneratione posteris profuturum*. The anonymous passion can be dated to the 5th-7th centuries (cf. GRYSON / FREDE, *Répertoire* [n. 10], p. 90-91).

[20] PRUDENTIUS, *Peristephanon Liber*, XI, 141-144: *palliolis etiam bibulae siccantur harenae, ne quis in infecto puluere ros maneat. Si quis et in sudibus recalenti aspergine sanguis insidet, hunc omnem spongia pressa rapit*. (PAGE *et al.*, *Prudentius* [n. 19]).

[21] The BHL mentions ten 'Maximi', martyrs as well as clergy, and the *Prosopographia imperii romani saec. I, II, III* (Pars V, L. PETERSEN (ed.), Berlin, 1983) lists more than 200.

two Maximi do not play the same role in the two *martyria*: in the *passio Caeciliae*, Maximus is the *cornicularius* who is converted by the brothers Valerianus and Tiburtius, whereas in the *passio Susannae*, he is one of the brothers. Fourthly, Lanéry also argues that the role of Pope Gaius in Susanna's passion echoes that of Pope Urbanus in Caecilia's. However, Gaius occupies a more important position in the narrative than does Urbanus. It is Gaius, for example, who converts one of the two brothers, Maximus, with only limited help from Susanna, whereas in the other passion the driving force for the conversion of each of the two brothers is none other than Caecilia herself. As a last parallel between the two passions[22], Lanéry points to the consecutive conversions of two brothers (Valerianus and Tiburtius, and Claudius and Maximus respectively)[23]. Again, however, the author of the *passio Susannae* has transformed this theme, Susanna's contribution to the second conversion being much more limited than Caecilia's.

This overview illustrates, then, that the author of the *passio Susannae* did not simply copy several themes from the *passio Caeciliae*, but revised and adjusted them to suit his own literary purposes. Yet the clearest indication of the creative input of Susanna's hagiographer, we argue, can be found in an aspect which is fundamental to the narrative architecture of his text but insufficiently studied by hagiography scholars: characterization. The rhetorical and literary characterization of the martyrs in the conversion scenes, we contend, differs markedly. The historical and cultural background of the conversions may run parallel in the two texts, but the ways in which Caecilia and Susanna secure them are strikingly dissimilar. More specifically, Caecilia is characterized both as a speaker with astute and manipulative rhetorical skills and as a teacher. Susanna, on the other hand, is neither: as we will see, she is characterized by her actions rather than by speech[24].

[22] It should be noted that Lanéry not only sees the *passio Caeciliae* as the model and guideline of the *passio Susannae* but also argues that Susanna's hagiographer knew the *passio Sebastiani* (BHL 7543), which depicts Pope Gaius as contemporary with the persecution under Diocletian, cf. LANÉRY, *Hagiographie* [n. 4], p. 151. It is doubtful, however, that the hagiographer of the *passio Susannae* adopted this element from the *passio Sebastiani*: firstly, it is well known that chronological accuracy is not a characteristic of the late antique passions, and secondly, as Lanéry herself suggests, the location of Susanna's *titulus* next to Diocletian's baths (as indicated in one manuscript of the *Martyrologium Hiëronymianum*) might have inspired the hagiographer of Susanna's passion to make Gaius and the others relatives of Diocletian, cf. LANÉRY, *Hagiographie* [n. 4], p. 152.

[23] This theme goes back at least as far as the Gospels, as Christ called pairs of brothers: Simon and Andrew, James and John, cf. Mt. 4, 18-22; Mt. 10, 1-4; Mc. 3, 13-19; Lc. 6, 12-16; Joh. 1, 40.

[24] On speech and action as two techniques of characterization in ancient narrative, see K. DE TEMMERMAN, *Ancient Rhetoric as a Hermeneutical Tool for the Analysis of Characterization in Narrative Literature*, in *Rhetorica* 28.1, 2010, p. 23-51, specifically 33-38, and K. DE TEMMERMAN, *Crafting Characters. Heroes and Heroines in the Ancient Greek Novel*, Oxford, 2014, p. 37-39.

They both manage to convert the men in their environment but, as our analysis will show, the author of the *passio Susannae* does not turn his heroine and her companions into mere copies of their counterparts in the *passio Caeciliae*.

3. *Rhetorical Manipulation and Characterization in the* Passio Caeciliae

The main theme of both the *passio Caeciliae* and the *passio Susannae* is Christian, spiritual love (*caritas*, ἀγάπη). More specifically, the two texts address the tension between such love and pagan, worldly love (*amor*, ἔρως)[25]. Both Caecilia and Susanna prefer a spiritual marriage with Christ to a sexual marriage with a mortal man. Caecilia, who loves only Christ (*solum Christum diligeret*, §3) and commends her chastity to him (*suam Domino pudicitiam commendabat*), refuses to consummate her marriage, whereas Susanna, who likewise commends her chastity to Christ (*pudiciciam domino Iesu Christo exhiberem*, p. 553, line 54), declines the imperial marriage proposal altogether[26].

The tension between worldly and spiritual love functions as the framework for the first conversion in both passions: that of Valerianus in the *passio Caeciliae* and that of Claudius in the *passio Susannae*. In the *passio Caeciliae*, Caecilia's proselytic abilities are repeatedly connected with her rhetorical achievements[27]; the conversion of her husband Valerianus (§§4-5) clearly indicates how. Valerianus, newly wed, wants to consummate his marriage. As a pagan, he is oriented

[25] For an extensive discussion of both pagan and Christian love, we refer to R. KANY, art. *Nächstenliebe und Gottesliebe*, in *Reallexikon für Antike und Christentum*, Lfg. 194/201, 2013, col. 652-720.

[26] A marriage without sexual intercourse as in the case of Caecilia is not common and had heretical connotations. For the origin, evolution and consequences of the phenomenon of such a 'spiritual marriage', as well as its heretical connotations, we refer to H. ACHELIS, *Virgines subintroductae. Ein Beitrag zum 7. Kapitel des 1. Korinthierbriefs*, Leipzig, 1902; P. BROWN, *The Body and Society. Men, Women and Sexual Renunciation in Early Christianity*, New York, 1988, p. 83-102; D. ELLIOTT, *Spiritual Marriage. Sexual Abstinence in Medieval Wedlock*, Princeton, 1993, p. 16-93 and A. ALWIS, *Celibate Marriages in Late Antique and Byzantine Hagiography: The Lives of Saints Julian and Basilissa, Saints Andronikos and Athanasia and Saints Galaktion and Episteme*, London, 2011. For the focus on virginity in late antique passions, cf. CONSOLINO, *Modelli* [n. 12], and K. COOPER, *The Virgin and the Bride. Idealized Womanhood in Late Antiquity*, Cambridge, MA / London, 1996, p. 116-143. For the spiritual love of God in terms of traditional worldly love, cf. K. THRAEDE, art. *Kuss*, in *Reallexikon für Antike und Christentum* 22, 2008, col. 545-576, esp. 569-573 (Liebesmystik).

[27] Cf. §6: Urbanus characterizes her as an *ouis argumentosa* who transforms her husband from a wild lion into a gentle lamb. *Argumentosa* is of course a conspicuously rhetorical term that denotes wealth of rhetorical proof or *argumentum* (QUINTILIAN, *Institutio Oratoria* V, 10, 10, for example, uses the adjective in a discussion of different kinds of arguments); §8: an angel specifies that Christ has won Valerianus over (*lucratus est*) thanks to his servant Caecilia. For a more detailed analysis of Caecilia's rhetorical skills, see A. BOSSU / K. DE TEMMERMAN / D. PRAET, *The Saint as an Astute Heroine: Rhetoric and Characterization in the passio Caeciliae*, in *Mnemosyne*, forthcoming, 2016.

towards worldly love. The Christian virgin Caecilia, however, turns his worldly desire against him in order to lure him, step by step, into conversion to Christianity. This religious persuasion is based upon an elaborate rhetorical strategy that casts Caecilia as somewhat manipulative. She first seems to respond to her husband's (and the readers') expectations about what might take place in their bedroom on their wedding night by addressing him with sweet, amorous words[28]. Subsequently, and still in line with such expectations about erotic interaction between newlyweds, she makes her husband swear an oath of secrecy about a mystery (*mysterium*, §4) that she will reveal to him[29]. It is only when Valerianus has taken this oath that Caecilia brings such expectations into question by revealing that there is an angel (*angelus*) who watches over her as a lover (*amatorem*). The whole honeymoon setting and her sweet words trigger an emotional response from Valerianus: he naturally interprets the word *amator* in the worldly sense as an erotic rival. Caecilia's ambivalent disclosure of unfaithfulness is part of a rhetorical strategy that aims to use his amorous emotions as motivational steps in his initiation into Christianity and a chaste marriage. He demands to see this angel but, since he has sworn the oath, he first has to obey her instructions. Caecilia is very selective in the information that she discloses. She sends Valerianus to pope Urbanus in order to be baptized but carefully avoids mentioning his name or ecclesiastical function. Instead, she uses an *antonomasia* and refers to Urbanus as a senior "who knows how to purify people so that they deserve to see the angel"[30]. The use of this *antonomasia* underlines her astuteness in two ways. First, its craftiness becomes clear in §11, where Tiburtius nearly abandons his baptism out of fear just because he hears the name of Urbanus when it is mentioned by his brother. Caecilia's *antonomasia* avoids such a reaction on the part of Valerianus. And second, her words also appeal to Valerianus' own merits (*mereantur*) and are psychologically efficient: he is immediately interested in finding the man and is sent on his way with the promise that, upon his return to the bedroom, he will see the angel and will obtain 'all that he asks from him' (*omnia quae ab eo poposceris impetrabis*) – a promise again easily understood ambiguously by the reader given Valerianus' obvious expectation of sexual contact on their wedding night.

Eventually, Valerianus heads off to Urbanus, becomes initiated into the Christian faith, is baptized and then sees the true nature of the *amator*. Only then does the contemplation of heavenly love make him accept a spiritual marriage as he embraces Christian *caritas*. In this conversion scene, then, Valerianus'

28 *O dulcissime atque amantissime iuuenis...* (§4).

29 An example of a similar scene (a heroine makes a man swear a love oath in a marriage context) can be found in Chariton's novel *Callirhoe* III, 2, 5. And, of course, the concept of mystery is a well-known metaphor for sex and sexual initiation in ancient narrative (see, for example, ACHILLES TATIUS, *Leucippe and Clitophon* I, 10, 5; I, 18, 3; V, 15, 6, etc.).

30 Cf. §5: *Est senior qui nouit purificare homines ut mereantur uidere angelum.*

carnal desire to consummate his marriage, motivated as it is by worldly *amor*, is turned by Caecilia to her own advantage through her rhetorical astuteness: *caritas* has made a good sophist. Not only does this characterization of Caecilia align her with a number of other late antique hagiographic heroines, all known for their rhetorical versatility[31]; but it also recycles, and christianizes, a trope well-known in ancient narrative that fuses erotic desire and rhetorical performance[32]. In the *passio Caeciliae*, not the profane love, or ἔρως but Christian *caritas* becomes the power through which rhetorical performance is delivered.

Caecilia's rhetorical ability manifests itself not only in her astuteness. She also appears authoritatively as a teacher, who has mastered the skill of adapting her speech to her addressees. In order to convert Tiburtius, for example, she gives extensive expositions about different aspects of Christianity and makes use of a whole set of rhetorical techniques[33]. Moreover, she uses accessible images and language so that he easily understands her message. At the end of her long conversation with Tiburtius, which takes up five paragraphs of the passion[34], she clearly refers to her own position as a teacher: "I have explained (*explicaui*) things to you in a nutshell. If you have a need for more clarification, please ask (*quaere*)"[35].

4. *The Christian Kiss and Conversion in the* Passio Susannae

Although we are told that Susanna is schooled in rhetoric[36], an examination of the *passio Susannae* shows that it centres on actions rather than words. In this

[31] Other examples are the female saints documented in the *Passion of Chrysanthus and Daria* and the *Life of Saint Helia*. On the latter text, see V. Burrus / M. Conti, *The Life of Saint Helia. Critical Edition, Translation, Introduction, and Commentary*, Oxford, 2013, esp. p. 1-2.

[32] See, for example, R. Webb, *Rhetoric and the Novel: Sex, Lies and Sophistic*, in I. Worthington (ed.), *A Companion to Greek Rhetoric*. Malden, MA / Oxford / Carlton, 2007, p. 526-541; and G. Anderson, *Eros Sophistes - Ancient Novelists at Play*, Chico, CA, 1982.

[33] She uses an enthymeme, an *a minore ad maius* argument, an *a maiore ad minus* argument, an exemplum, different comparisons, a *captatio benevolentiae* and rhetorical questions (§§ 9-16). See Bossu / De Temmerman / Praet [n. 27] for a more detailed discussion.

[34] Cf. *passio Caeciliae*, §§ 10-15.

[35] *Haec tibi breviter explicaui. Si quid tibi deesse putas, quaere*. Other references to Caecilia's position as a teacher include §28: … *tu ignoras cuius potestatis sis. Nam ego si me interroges de tua potestate, ueris tibi assertionibus manifestem* (Caecilia to the prefect Almachius); §30 … *iterum docebo te falsissime nunc locutum* and … *disce saxum hoc esse, si uidendo non nosti* and *ex quo os aperuisti, non fuit sermo quem non probarem iniustum, stultum et uanum* (Caecilia to the prefect Almachius); §30 *Doce* (the prefect Almachius to Caecilia); §31 … *non cessauit omnes quos nutrierat et quos docuerat in fide dominica confortare* (narrator about Caecilia).

[36] The passion mentions that Susanna is schooled in the worldly *artes* (p. 553, lines 14-15).

passion, it is not conjugal love but *caritas* between family members which constitutes the background to the first conversion scene, although just as in the *passio Caeciliae*, we see the interest of a pagan man in worldly love turned against him by a Christian woman who converts him.

Susanna's relative Claudius, probably her uncle[37], has been sent by Diocletian to talk both Susanna and her father Gabinius into the proposed marriage. When Claudius sees his niece, he moves to hug and kiss her (*amplecti et osculari*, p. 554, lines 30-31). In itself, this intention is not at all odd: the combination of the verbs *amplecti* and *osculari* was widespread in Roman discourse in the context of a greeting[38], and the Greco-Roman world often associated kissing with familial relations[39]. Relatives were actually expected to kiss each other, a right referred to as the *ius osculi*[40]. This kiss between family members, which most often was a kiss on the lips[41], was a sign of familial unity and was assumed to have no erotic connotations[42]. However, Roman history offers at least one famous example that shows the ideological slipperiness of the concept. In his *Life of Claudius*, Suetonius recounts how Agrippina uses the *ius osculi* to seduce her uncle Claudius, the brother of her father Germanicus, into entering an incestuous relationship with her[43]. This story is confirmed in the *Annals* of Tacitus, who, although he does not explicitly mention the *ius osculi*, states that Agrippina seduces Claudius under the cloak of their close relationship (*necessitudo*)[44]. Although in the passion Claudius is probably the brother of Susanna's father[45] and thus stands in the same relationship to her as the emperor to Agrippina, the name is too common to call to mind an inversion of the historical relationship. Nevertheless, the episode does thematize the erotic and transgressive potential of such a kiss[46].

[37] In both editions of the *passio Susannae*, it is unclear whether Claudius is Susanna's uncle or cousin, due to the obscured use of terms as *consobrinus* and *germanus* throughout the passion. Lanéry (cf. LANÉRY, *Hagiographie* [n. 4], p. 148) considers Claudius to be Gabinius' brother and thus Susanna's uncle. Since Claudius calls Susanna his niece (*neptis mea*, cf. infra), this is indeed plausible. Yet one cannot be sure; in his article, Duchesne (cf. DUCHESNE, *Les légendes* [n. 8], p. 33) keeps more options open.

[38] Cf. THRAEDE, art. *Kuss* [n. 26], col. 548.

[39] Cf. THRAEDE, art. *Kuss* [n. 26], col. 549; M. PENN, *Performing Family: Ritual Kissing and the Construction of Early Christian Kinship*, in *JECS* 10.2, 2002, p. 151-174, esp. 159.

[40] PENN, *Performing Family* [n. 39], p. 159, lists ancient references to the *ius osculi*.

[41] PENN, *Performing Family* [n. 39], p. 159.

[42] THRAEDE, art. *Kuss* [n. 26], col. 553-554.

[43] SUETONIUS, *De vita caesarum* V, 26, 3, 5.

[44] TACITUS, *Annales* XII, 3, 1.

[45] Cf. supra n. 37.

[46] See THRAEDE, art. *Kuss* [n. 26], col. 554 and PENN, *Performing Family* [n. 39], p. 159 for other attestations of incestuous relationships.

In Susanna's passion, the hagiographer specifies that Claudius wants to hug and kiss Susanna because of his love (*caritas*) for her as a relative (*proximus*). Susanna, however, tells him not to foul (*contaminare*) her mouth (*os*) which, she continues, her Lord Jesus Christ knows that no man has ever touched. Even when Claudius explicitly states that he wants to kiss her because of his feeling of love for her (*secundum caritatis affectus*) as his niece (*neptem meam*)[47], Susanna does not yield. She answers that she rejects (*recuso*)[48] his kiss because his mouth is soiled (*pollutum est*) by sacrifices to idols.

It may seem that Susanna's refusal to be kissed by Claudius can be straightforwardly connected to her Christian background. But in our view, her motivations are more subtle. In Christian communities, kisses, given mostly on the lips[49], underlined one's position within the community as a new kind of family member[50] and were only allowed between those who had been baptized[51]. One could therefore assume that Susanna rejects the secular *ius osculi* for the benefit of a Christian one[52]; that she has replaced her former, secular family ties and the *ius osculi* of relatives by a Christian family and a love kiss that is exchanged only between spiritual brothers and sisters. But the scene is actually more complex. Susanna's claim that her mouth has never been polluted is ambiguous: it can mean either that no idolater has ever kissed her (the implicit assumption being that only an idolater's kiss pollutes one's mouth), or that no one at all, pagan or Christian, has ever kissed her. Thus the religious divide is immediately destabilized by a sexual one: Susanna is explicit that no *man* (*uir*)[53] has ever touched her mouth. She does not even mention female idolaters (as if no such idolaters exist), the implication being that no male (pagan or Christian) has ever kissed her. It turns out, then, that the criterion that Susanna adopts to decide who can kiss her and who cannot is not religion or family

[47] The fact that Claudius here calls Susanna his niece, is in favour of the scenario that regards him as her uncle. Cf. supra n. 37.

[48] The ASS edition has *recusabo* instead of *recuso*.

[49] Cf. PENN, *Performing Family* [n. 39], p. 157.

[50] Cf. PENN, *Performing Family* [n. 39], p. 161-166: Creating a Christian Family.

[51] Cf. THRAEDE, art. *Kuss* [n. 26], col. 563-564. For an overview of references to the Christian kiss from the New Testament to Ambrose, we refer to THRAEDE, art. *Kuss* [n. 26], col. 557-574.

[52] Similar attestations of the violation of the worldly *ius osculi* for the benefit of a Christian one, and the resulting creation of a new in- and out-group, can be found elsewhere as well: PENN, *Performing Family* [n. 39], p. 166-169 mentions Gregory of Nazianzus' reference to his mother Nonna, who refuses to kiss pagan relatives (GREGORY OF NAZIANZUS, *Orations* 18, 10), and Maximilla's refusal to be kissed by her husband Aegeates in the *Apocryphal Acts of Andrew*. Cf. also THRAEDE, art. *Kuss* [n. 26], col. 573-574. In the *passio Caeciliae*, the fact that Caecilia's brother-in-law Tiburtius kisses her before he is converted (§9), whereas Caecilia herself kisses him afterwards (§10), can probably be seen in the same light.

[53] *Noli contaminare os meum quia Dominus meus Iesus Christus nouit quia numquam os ancillae suae tetigit* <u>*uir*</u> (p. 554, lines 32-33).

(worldly or spiritual) but sex. Susanna simply refuses any kiss from any man, however innocent, be it from a pagan relative or from a fellow Christian[54]. She thus adopts an attitude which in fact, and paradoxically, eroticizes every physical contact between herself and a man. When Susanna claims she does not want the idolater Claudius to foul her mouth since Christ knows that no man has ever touched it, she subtly blends, like Caecilia, Christianity as the rejection of paganism (i.e. of kisses by pagans) with the rejection of any bodily contact whatsoever. Her refusal of any kiss fuses Christianity with virginity.

This reading of Susanna's eroticizing refusal of Claudius' kiss is the only way in which we can understand his subsequent reaction. Previous scholarship, as early as Le Nain de Tillemont (1637-1698), has been puzzled by this reaction and the motivation for his sudden conversion[55]. Claudius wants to kiss his relative so badly that he is prepared to do anything: when he asks what he should do in order to purify his mouth (*purificetur os meum ab immundicia*, p. 554, line 37), Susanna answers that he has to repent and needs to be baptized. Claudius immediately agrees and asks Pope Gaius to purify him 'if a pure man, who rather believes in Christ than in the gods, is better'[56]. The conversion of Claudius, then, is caused by no more than the refusal of a simple kiss from a family member. This refusal motivates him in such a way that one wonders whether his longing for a kiss is motivated by something more than mere *caritas* between worldly family members. Just as Susanna's refusal eroticizes any kiss from any man, his motivation to be in contact with the young woman seems to be based on a longing with erotic undertones. Whatever his initial motivation to kiss Susanna may have been, it is transformed into the urge to belong to her spiritual family.

The passion does not tell us whether they eventually kiss after Claudius' baptism. Probably they do not, however paradoxical this might seem, since Susanna rejects kisses categorically. For Claudius, his desire to kiss her is so strong that it motivates him, again paradoxically, to enter a spiritual family where even an innocent kiss has become taboo and to sublimate his desire. The rejection of secular *caritas* between family members eroticizes innocent

[54] From the third century onwards, sources mention attempts to prohibit the exchange of kisses between Christian men and women (cf. PENN, *Performing Family* [n. 39], p. 157-158).

[55] L.-S. LE NAIN DE TILLEMONT, *Mémoires pour servir à l'histoire ecclésiastique des six premiers siècles, justifiés par les citations des auteurs originaux avec une chronologie où l'on fait un abrégé de l'histoire ecclésiastique et avec notes pour éclaircir les difficultés des faits et de la chronologie*, IV, Paris, 1701[2], p. 761. Unlike de Tillemont, Daniel Farlatus, who also published a commentary on the passion half a century later (*Illyricum Sacrum*, II, Venice, 1753, p. 574-617), feverishly tries to underline the plausibility of the abrupt conversion.

[56] *Si melius est homo mundus qui credit in Christo quam in deos quos colui* (p. 554, lines 40-41).

physical contact such as a kiss between relatives; the virgin Susanna uses such a rejection as a tool to convert a family member to Christianity, i.e. to make him part of a spiritual family in which every type of physical contact is rejected because it has been pan-eroticized.

Just like Caecilia, then, Susanna displays astuteness that is fleshed out through her rejection of erotically charged assumptions. She is the one who brings about the conversion of Claudius, as is repeated many times throughout the passion[57]. Yet the approaches adopted by the two women differ. Caecilia manipulates Valerianus by means of rhetoric; Susanna manipulates Claudius by means of her action. A similar manipulation through action can also be seen in the second kissing scene in the *passio Susannae*. In this scene, the pagan Maximus, Claudius' brother, kisses Susanna's hand (*osculatus est manus eius*, p. 556, line 28). Although Susanna frowns on this action (*contemnebat hoc fieri*), she still lets it happen. Apparently, a kiss on the hand is less harmful than one on the lips, which would proclaim Maximus her relative in the faith[58] and at the same time would have erotic connotations. And yet it is after Susanna's reaction to his kissing her hand, that in all probability he perceives, that Maximus is easily converted by Pope Gaius. Thus the possibility is raised that Maximus' desire to turn Susanna's disdain into approval made him more susceptible to Gaius' efforts at conversion.

5. *Conclusion*

In this article, we have argued that Caecilia's abilities to proselytize converge on her rhetorical abilities, which manifest themselves both in her astuteness and (self-)presentation as a teacher. This characterization contrasts sharply with Susanna's, whose speeches in the passion are very concise and without rhetorical techniques. Unlike Caecilia, Susanna nowhere gives any explanation about the faith. Moreover, she quite brusquely interrupts the encounter between Claudius and Gaius (p. 555, lines 5-6), who does in fact inform Claudius about

[57] In a speech after Susanna's conversation with Claudius, Gaius says that the Lord wants to deliver Claudius *per puelle* (i.e. Susanna) *petitionem* (p. 554, line 43-44). Susanna's contribution to the conversion is hinted at three more times throughout the passion: Claudius relates to his wife how he has reached the grace of the Lord through the request of his niece (*per petitionem puellae neptis suae*, p. 555, line 16); he repeats it when his wife asks who has given him this advice (*puella virgo praecipua in omnibus*, p. 555, lines 19-20); and to his brother Maximus, Claudius reaffirms that his sins have been forgiven thanks to Susanna (*per quam redemptus sum a peccatis meis*, p. 556, lines 8-9).

[58] A similar interaction can be found in the *Apocryphal Acts of Andrew* (cf. n. 52), where Maximilla lets her husband kiss her hand but prevents him from kissing her mouth.

some essential elements of Christianity when he baptizes him[59]: when Gaius has just ensured Claudius that all his sins will be forgiven if he proves a loyal servant, Susanna throws herself at Gaius' feet and implores him, for the love of Christ, not to dawdle over Claudius' baptism, but to deliver him.

Consequently, the purported role of the *passio Caeciliae* as an evident model for the *passio Susannae* should be nuanced. It is probable that Susanna's hagiographer, working in Rome, was inspired by the *passio Caeciliae*: the combination of so many thematic parallels in a similarly structured story makes it impossible to reject this scenario with certainty. However, even if we accept that the author of the *passio Susannae* knew and used the *passio Caeciliae*, this does not mean that he turned his own passion into an exact copy of Caecilia's. Although it is impossible to identify the authors and the social and intellectual milieux in which they worked, the two authors clearly differ, for instance, in their views on the position of women in Christianity, as is clear from Caecilia's degree of intellectual independence compared to Susanna's. The author of the *passio Susannae* adjusted and revised well-known hagiographical themes to suit his own literary creation. When one considers the characterization of the martyrs in the two passions, the creative input of Susanna's hagiographer becomes evident. Both Caecilia and Susanna make use of the topical subject of the tension between secular and Christian love in order to astutely convert pagans. But although both women bend male desire to obtain their goals, the way in which this is elaborated in the two passions differs markedly. Caecilia manipulates with words, Susanna with action. This difference in characterization clearly reveals that Susanna's hagiographer gave an individual touch to his creation. At the same time, he inscribes himself in the classical tradition of *imitatio*, thereby proving that this concept remains important in the literature of Late Antiquity. Rather than repeatedly emphasizing the seriality and lack of creativity of the late antique passions, then, we believe that it is time to acknowledge and start exploring their originality and creativity.

Ghent University.

Annelies BOSSU*
Danny PRAET
Koen DE TEMMERMAN.

* The doctoral research of Annelies Bossu is financed by the FWO (Research Foundation Flanders), project G.0633.10N, "Sacred Fiction. A narratological-rhetorical analysis of novelistic topicality and generic specificity in late antique hagiography", supervised by Prof. Dr. Danny Praet and Prof. Dr. Koen De Temmerman.

[59] Gaius says: *Frater Claudi, audi me. Bonum est quod te admoueo†...* He then underlines the seriousness of the crime of idolatry, and gives some information on the life of Christ. He also includes quotes from the Gospels (p. 554, lines 42-58; p. 555, lines 1-5).

Notes de lectures

Romanisation and Globalisation: Some Reflections on Martin Pitts' and Miguel John Versluys' *Globalisation and the Roman World.*

Was there ever, in the Roman world, an exchange of goods and ideas as widespread as in the modern world? Was the impact of communication protocols and everyday lifestyle, exported from the Mediterranean's core regions to the outer provinces, counterbalanced by an equal return of influences from the periphery to the centre? Were there ever phenomena of mass population migrations or relocations in Classical Antiquity that led to the rise of syncretistic and multicultural societies as we know them today? Were the ancient authors really aware of a gradual structural shift leading from the coexistence of segregated and compartmentalised communities towards a 'global village' characterised by a contraction of perceived time and space? In short, can the concept of 'Romanisation', after being shunned by four decades of post-colonial research as a grossly erroneous and teleological simplification, be in some way rehabilitated and even considered as an avatar of the heuristic model of contemporary 'Globalisation studies'? These are the main questions asked by the ambitious volume edited by Martin Pitts and Miguel John Versluys.[1] Though there is, of course, no simple solution to such a complex set of issues, the broad answer seems to be, at least in the eyes of the editors and most of the contributors, 'yes'. Of course, this is not a confident and simplistic 'yes', but still a carefully balanced

* The present "note de lecture" has been presented at the University of Leiden on the 11th September 2015 during the official presentation of the book in question, and I heartily thank the editors of the volume and CUP for having invited me. I also wish to express my thanks to my friend and colleague Alexander McAuley (University of British Columbia) for his kind comments on a previous draft of this paper.

[1] Martin PITTS / Miguel John VERSLUYS (eds.), *Globalisation and the Roman World. World History, Connectivity and Material Culture*. Edited by M.P. and M.J.V., Cambridge, Cambridge University Press, 2015, 24 × 16 cm, X-296 p., fig., 65 livres, ISBN 978-1-107-04374-9. It would lead us too far to give our opinion on all the papers collected in this excellent volume; we will thus limit ourselves to some general commentaries and simply cite the titles of the individual articles in order to inform the reader about the variety of subjects addressed by the different contributors: 1. *Globalisations and the Roman world: perspectives and opportunities* (Martin Pitts and Miguel John Versluys); 2. *Postcolonial and global Rome: the genealogy of empire* (Richard Hingley); 3. *Globalisation and the Roman economy* (Neville Morley); 4. *Globalisation, circulation and mass consumption in the Roman world* (Martin Pitts); 5. *The global and the local in the Roman Empire: connectivity and mobility from an urban perspective* (Ray Laurence / Francesco Trifilò); 6. *Polybius' global moment and human mobility throughout ancient Italy* (Elena Isayev); 7. *Roman visual material culture as globalizing koine* (Miguel John Versluys); 8. *Oikoumene: longue durée perspectives on ancient Mediterranean globality* (Michael Sommer); 9. *Globalisation and Roman cultural heritage* (Rob Witcher); 10. *Ancient Rome and globalization: decentering Rome* (Jan Nederveen Pieterse); 11. *Global, local and in between: connectivity and the Mediterranean* (Tamar Hodos).

and nuanced agreement to the question of whether ‘Globalisation’ can be used as a meaningful concept in order to describe the Roman world and to understand some major features of ‘Romanisation’ as a phenomenon intimately connected to it. It goes without saying that such a thoroughly modernist interpretation of our fragmentary evidence is not only utterly probable in my eyes, but also deeply satisfying from a personal point of view. Two years ago, I had the opportunity to publish a book entitled *Le déclin. La crise de l’Union européenne et la chute de la République romaine. Analogies historiques* (Paris, 2013; German transl. Berlin, 2014), or, in English, *The Crisis of the European Union and the Fall of the Roman Republic. Historical Analogies*. This book endeavoured to make a very similar point and even devoted a whole chapter to the question of whether ‘Globalisation’ could be considered as modern morphological variation of what ‘Romanisation’ was to the Ancients, and to what extent it would make things easier if, instead of a ‘Globalised’ world, we would speak of a ‘Europeanised’ (or Westernised) world. Though the scope of my study was far less focussed on individual issues of Roman material culture than on broad evolutions and tendencies, and though the period concerned was not imperial Rome, but rather the last decades of the Republic, my conclusions were essentially identical to those of the editors of the present volume. Like them, I am persuaded that we cannot only parallelise selected periods of the ancient and the modern world, but indeed that we, as classicists, even must do so for a series of reasons: First, in order not to lose our own, intimate contact with the world we are living in; second, in the interest of the fecundity of our methodological approach to our specific study subject; and third, in order to maintain the social usefulness of our research for our contemporaries; three reasons I have also tried to underline in my new book on the history of the philosophy of history entitled *Von Platon bis Fukuyama* (Brussels, 2015). Of course, I am fully aware that the endeavour to measure the usefulness of the historical sciences in relation to their benefit for present-day life – or, to speak with Nietzsche, the ‘Nutzen und Nachtheil der Geschichte für die Gegenwart’ – may seem quite outmoded in view of an historical establishment that is still shaped by Popper’s criticism of what he erroneously labelled as ‘historicism’. Nevertheless, I remain convinced that, even after 2500 years, Thucydides’ definition of historiographic research is still valid, as he invited not only his readers, but also future historians to consider human history as a cyclical evolution, in which the stability of human nature inevitably brings forth similar structures and processes, thus permitting us, within the limits of what is possible and probable, to catch a glimpse of future events:

> But if he who desires to have before his eyes a true picture of the events which have happened, and of the like events which may be expected to happen hereafter in the order of human things, shall pronounce what I have written to be useful, then I shall be satisfied. (Thuc. 1.22, transl. B. Jowett).

And indeed, when we compare the late Roman Republic with contemporary Western culture, we cannot help but notice analogies so obvious that they simply cannot be the product of a concurrence of random factors, but must refer to a deeper symmetry. High ethnic mobility, cultural syncretism, shifting family structures, replacement of traditional identities by universalistic values, rising public debts, high unemployment, decline of ancestral State religion, rise of oligarchic and technocratic structures, transformation of traditional inter-state politics into a Manichaean dichotomy of civilisation vs. barbarism – the late Republican and early imperial Roman world seems much more modern than most periods of European history itself. And it is, at least in my view, a fairly risk-free estimation to suppose that the developments of the coming years will only confirm such analogies by a pronounced political and economical landslide similar to the transition

from the oligarchic Roman Republic to the authoritarian principate… Hence, the new outlook on 'Globalisation' and 'Romanisation' proposed by the volume in question makes one think not only about Antiquity, but also about Modernity – and also wonder to what extent the numerous approaches presented and developed here could be pushed even somewhat further. Of course, next to the obvious analogies alluded to above, there are also vast differences, residing not the least in the huge technological gap between Antiquity and Modernity and in the fact that Rome's power over the Mediterranean *oikoumene* was much less challenged than the status of the Western States within the multipolar framework of the modern world. But even these differences can be used as major inspirations for historical thought, if we complement the approach sketched in Pitts' and Versluys' volume by some considerations on the question of to what extent 'Globalisation' happens outside, in the 'real' world, or rather inside, that is, in our mentality. Indeed, we should never forget that history is equally a product of our material environment as of our individual psychic disposition: A 'modern' mind does not necessarily depend on the concrete external reality, but on the specific nature of its inner self. Hence, research on such complex topics as 'Gobalisation' should not only be about goods, tariffs and trade, but also on the concepts people projected unto their environment, and I would dare say that there is greater 'modernity' in the worldview of Cicero than of Luther, even though both lived in technologically comparable worlds... Such a new focus on awareness rather than on adequateness is no step back from the achievements of 19th century 'Quellenkritik', but rather another step forward, as the complementation of material phenomena by their individual perception could lead us, as I have argued before, to a wholly new approach of our ancient sources. Historical 'research', under such a methodological precondition, would not just be about the equation between the factual statements of ancient authors and their material environment as unearthed by archaeology, but would also take into account how the intellectual perspective of these authors affected the way they first saw and then also re-shaped their world. Hence, the question of whether the late Republican world thought of itself as much more interconnected than previous periods and thus as utterly 'Globalised' is, in my view, as important if not more important than the issue of the concrete extent of such interconnections. And the answer to this question has obviously already been given by Polybius himself in the *prooimion* to his Histories, a passage also prominently cited by some of the authors of the present volume:

> Previously, the doings of the world had been, so to say, dispersed, as they were held together by no unity of initiative, results, or locality; but ever since this date [i.e. the Second Punic War], history has been an organic whole, and the affairs of Italy and Libya have been interlinked with those of Greece and Asia, all leading up to one end (Polyb. 1.3.3-4, transl. W.R. Paton).

In a highly similar vein, the study of our texts and their underlying world-view as disconnected from concrete reality may also help us to give an answer to the old question of whether we should really speak of 'Romanisation' as a useful concept in our attempts to understand the ancient world, or if we should develop other paradigms instead. Admittedly, archaeology and the post-colonial turn in historiographic ideology have convincingly shown that 'Romanisation' was never a unified single phenomenon equally affecting all regions of the empire at the same time and to the same degree, and we should indeed be careful when basing our reconstruction of factual history on a Manichaean differentiation between the Roman 'rulers' 'imposing' their culture and the indigenous 'subjects' either 'collaborating' or 'resisting'. However, the degree to which at least the intellectual concept of 'Romanisation', though so difficult to conceptualise on the basis

of our material sources, has been greatly underestimated, as it quite clearly dominated the mind-set of at least some members of the Roman elite itself. It suffices to remember Tacitus' well-known description of Agricola's attempts to export Roman culture into early-Roman Britain in order to realise that 'Romanisation' – which, in this case, was nearly identical with 'Globalisation' – was considered at least theoretically as an advantageous and consciously employed tool for the integration of new territories (a passage curiously not explicitly discussed in Pitts and Versluys):

> For, to accustom to rest and repose through the charms of luxury a population scattered and barbarous and therefore inclined to war, Agricola gave private encouragement and public aid to the building of temples, courts of justice and dwelling-houses, praising the energetic, and reproving the indolent. Thus an honourable rivalry took the place of compulsion. He likewise provided a liberal education for the sons of the chiefs (…). Hence, too, a liking sprang up for our style of dress, and the toga became fashionable. Step by step they were led to things which dispose to vice, the lounge, the bath, the elegant banquet. All this in their ignorance they called civilisation, when it was but a part of their servitude. (Tac., *Agr.* 21, transl. A.J. Church / W.J. Brodribb).

Of course, the degree to which Tacitus really reflects Agricola's aims or rather projects his own visions unto the achievements of his father in law can be justifiably doubted, and we should also be very careful before believing that this description corresponds to actual material reality. But the really interesting point is that we should not ignore that Tacitus seems to have been fairly confident that his audience, that is, the educated Roman upper classes, recognised such a civilizational concept as being consistent with their own view of Roman politics; an obvious fact which, in itself, implies that such concepts must also have had a concrete impact on the everyday decisions of these same upper classes. In other words: beside the question of the concrete proportions of Globalised long-distance interconnections and conscious attempts at Romanisation, the researcher should never disregard the consideration that it may be equally important to ascertain if the Roman world *really* was Globalised rather than simply examining whether or not the Romans *believed* their world to be Globalised (and subsequently Romanised), as such a conviction undoubtedly modelled their conduct as much as the real thing itself. I also believe it possible to build on the results of the excellent book discussed here and to benefit from the methodological advantages of using 'Globalisation' as heuristic tool in our research on the Roman world by considering to what degree 'Globalisation' should be considered as a purely coincidental phenomenon in World History, only happening once or twice in three thousand years, or rather, as a repetitive pattern in a largely cyclical historical structure. In the wake of Vico, Spengler or Toynbee (whose concepts, unfortunately, do not yet seem to have been re-incorporated in the modern debate on 'Globalisation' and 'Romanisation' and are also missing from the present volume), I am fairly confident that the extension of the 'Globalisation'-concept to societies other than ancient Rome and the modern West may not only yield extremely stimulating results, but would also permit us to overcome the basic methodological problem inherent in any comparison between two objects without a *tertium comparationis*. Indeed, in some way, two different objects are always similar as they are both undeniably *objects*, but also dissimilar, as they are at the same time two *different* objects; hence, as long as the study of the 'Globalisation' of the Roman world remains reduced to its comparison with the evolution of the 20th and 21st century, those who wish to do so will only see differences, and others, similarities, as the debate will alternate between those preferring to see Rome under a Modernist, or Modernity under a Roman light. Only the introduction of a third

element can permit us to transcend these differences in a thoroughly Hegelian 'Aufhebung' and enable us to elaborate a historical structures neither modelled on Rome nor on Europe, but on world history in general. Hence, an opening of the question of 'Globalisation' to, say, 2nd century Qin- and Han-China, to the India of the Gupta, to the late Sasanian Iranian World or to the post-classical Muslim world of the 10th century may, as I have tried to show in a series of recent papers on the question, permit us to overcome the last prejudices rooted in a still markedly colonial view of European history, all the while permitting us to look at the Roman and the Modern worlds with entirely fresh and objective criteria. Also, such an approach would help us not to answer, but at least to formulate correctly the crucial question as to 'why' history seems to tend periodically towards moments of (real or imagined) Globalisation, and to what extent the reconstruction of such points of contraction, as opposed to such of extension, may permit us to propose an objective and unassailable periodisation of world history and of its underlying macrodynamics. In conclusion there is still ample material for further research, and I should strongly hope that the editors are already thinking of a second volume!

Université libre de Bruxelles. David ENGELS.

Éditer les fragments des historiens romains. Quelques remarques en marge de: T.J. Cornell (éd.), *The Fragments of the Roman Historians*, Oxford, OUP, 2013.

Dans une discipline où ne subsiste qu'un infime pourcentage de littérature contemporaine, les étudiants et érudits en antiquité classique ont inévitablement recours à des sources fragmentaires. Qu'une période ou une ère soit bien documentée ou non, il faudra quelquefois se contenter de fragments d'auteurs et d'ouvrages disparus. L'idée de collecter des fragments de documents originaux est bien plus ancienne que ne peuvent imaginer la plupart des spécialistes, du *M. Tulli Ciceronis Consolatio, vel de Luctu Minuendo* de 1559 de Carlo Sigonio jusqu'au *De Historia Commentarius cum Fragmentis* publié par Antonio Riccoboni en 1568. Au dix-septième et au dix-huitième siècle se sont ensuite ajoutées d'autres collections d'historiens fragmentaires. Pourtant, tout comme les travaux de Tite-Live ont remplacé ceux des soi-disant annalistes pour constituer à leur tour la presque totalité des sources de fragments historiques romains, le *Historicorum Romanorum Reliquiae* de Hermann Peter a finalement supplanté les anciennes collections [Vol. 1 : 1870 (première édition), 1914 (deuxième édition) ; vol. 2: 1906]. Peter avait poussé les limites de l'art de l'identification, de la collecte et du catalogage des fragments historiques romains bien au-delà de celles de ses prédécesseurs. Très influencé par les premières éditions de fragments comiques et tragiques de Ribbeck, il organisa les passages par auteur, les agrémentant de notes bibliographiques pour chaque auteur et de commentaires détaillés [*Cf.* O. Ribbeck, *Tragicorum Romanorum Fragmenta* (première édition 1852 ; deuxième édition 1871 ; troisième édition 1897) ; *id. Comicorum Romanorum Fragmenta* (première édition 1855 ; deuxième édition 1873 ; troisième édition 1897)]. Malgré tout le travail réalisé par Peter, c'est l'œuvre monumentale en trois volumes de Felix Jacoby, *Die Fragmente der Griechischen Historiker* (1923-1958; en abrégé *FGrH*) qui établit ensuite la norme. Jacoby inséra des *testimonia* et simplifia grandement la consultation des auteurs et de leurs fragments. Par la suite, la plupart des collections de fragments ont continué d'utiliser les formules de base de Jacoby. Ainsi, il n'est pas surprenant que le *FGrH* moderne soit plus un prolongement qu'une refonte de l'original de Jacoby [*Cf.* F. Jacoby *et al.*, *Die Fragmente der Griechischen Historiker: Continued*, 5 vol. (1998-aujourd'hui); I. Worthington / F. Jacoby, *Brill's New Jacoby* (2007-aujourd'hui)].

D'autre part, en ce qui a trait aux sources de fragments historiques, on a souvent considéré l'ouvrage majeur de Peter comment étant dépassé et difficile d'utilisation, surtout en raison de ses commentaires et de la façon dont les passages ont été collectés et présentés. Le souci qu'avaient les érudits romains de réviser complètement l'œuvre de Peter a donné lieu à *L'annalistique romaine* (3 vol. ; 1996-2004) de M. Chassignet et au *Die Frühen Römischen Historiker* de H. Beck et U. Walter (2 vol. ; 2001-2004 ; en abrégé Beck/Walter). Très bien reçus, ces ouvrages sont non seulement devenus depuis des références pour les historiens spécialisés en fragments romains au sein des éruditions française et allemande, mais ils ont finalement remplacé Peter dans la communauté des spécialistes anglophones. Ce faisant, ils ont établi de nouvelles normes pour toutes études ultérieures portant sur les sources fragmentaires romaines (sur la réception de ces ouvrages, *cf.* particulièrement les recensions de H. Beck, *BMCR* 2005.05.01; E. Bispham, *JRS* 92, 2002, p. 199-200; J. Briscoe, *JRS* 93, 2003, p. 355; G. Forsythe, *BMCR* 2002.04.28; M. Fox, *CR* 48, 1998, p. 324-325; S. Kraus, *BMCR* 1998.01.22; S.J. Northwood, *JRS* 96, 2006, p. 243; C. Santini, *Gnomon* 71, 1999, p. 508-511; A.G. Thein, *JRS* 95, 2005, p. 282-283). – Chassignet a apporté une remarquable contribution en révisant les textes des fragments eux-mêmes et en leur fournissant un *apparatus criticus* alors que Beck/Walter ont élevé le niveau de la discussion des sources fragmentaires en incluant des analyses historiques systémiques et historiographiques dans leurs commentaires. De plus, ce dernier ouvrage proposa une définition plus large de ce qui constitue exactement un fragment et il enrichit les sources relevées par Peter. Au-delà de ces réalisations, la plus grande contribution de ces deux ouvrages est sans conteste d'avoir ouvert les sources fragmentaires aux étudiants et chercheurs qui jusqu'alors avaient été rebutés par l'ouvrage de Peter. Pour autant, aucun de ces ouvrages, du propre aveu de leurs auteurs, ne visait à remplacer totalement Peter, puisqu'ils ne comportaient que vingt-cinq (Chassignet) et dix-neuf (Beck/Walter) auteurs anciens appartenant tous à la période républicaine ou au tout début de la période impériale. Toutefois, bien que l'ouvrage qui fait l'objet de la présente revue fût déjà entamé au moment de la publication des autres collections de fragments, l'accueil très favorable réservé aux travaux de Chassignet, Beck et Walter appelait de toute évidence une édition nouvelle, complète et finale des historiens fragmentaires romains. *The Fragments of the Roman Historians* (2013; en abrégé *FRHist*) en trois volumes de T.J. Cornell (avec E.H. Bispham, J. Briscoe, A. Drummond, B.M. Levick, S.J. Northwood, S.P. Oakley, M.P. Pobjoy, J.W. Rich, et C.J. Smith) est un ouvrage d'érudition bien reçu puisque non seulement les sources fragmentaires, grâce aux traductions et aux commentaires riches en détails, sont mises à la disposition de publics plus variés, mais encore parce que cet ouvrage représente la première collection réellement complète d'historiens latins trop souvent ignorés et pourtant d'une importance capitale. Comme le dit bien Cornell, « ces fragments sont d'une importance vitale pour la compréhension des écrits historiques romains et de l'histoire romaine elle-même » (« These fragments are of crucial importance for the understanding both of Roman historical writing and of Roman history itself ») (1.3). – En grande partie, *FRHist* s'appuie sur le travail réalisé par Peter, mais en ce qui a trait à son organisation et son envergure, il doit beaucoup à Jacoby et, dans une moindre mesure, à Chassignet, Beck et Walter aussi. Bien que baptisé tout d'abord « The Peter Projet » – selon le terme utilisé par Tim Cornell et par Christopher Smith, un des éditeurs et collaborateurs, lorsqu'ils m'ont pour la première fois fait part de leur entreprise en 1996 – l'ensemble de la collection est toutefois une création de toutes pièces qui est vite devenue un projet de plusieurs décennies réunissant une dizaine d'érudits (malgré les critiques émises à l'endroit de Peter, force est d'admettre que la collecte et le commentaire de fragments sont des tâches complexes et de longue haleine). L'introduction à la collection fournit un bref historique

du projet et en précise l'envergure et l'organisation. La troisième section « Language and Style of the Fragmentary Roman Historians » (1.19-38) consiste en une description détaillée de ce qui constitue exactement un fragment et une source fragmentaire. Plus qu'une discussion du sujet de la plus haute érudition, cette section traite aussi de l'utilisation de tels fragments comme pièces d'évidence. Cette approche est ensuite appliquée à chaque auteur fragmentaire d'importance dans une série d'essais assez courts. – Concernant l'envergure et les limites du projet, le terme 'romain' utilisé dans le titre ne fait référence ni au sujet étudié par l'historien ni à sa langue de travail, mais à son ethnicité, à la naissance ou reconnue légalement. Ainsi, la collection inclut à la fois des auteurs d'origine romaine ainsi que des affranchis romains. Cette exclusion volontaire des historiens qui n'appartiennent pas à ces groupes est parfaitement justifiée puisque, Grecs pour la plupart, ils sont déjà mentionnés dans le *FGrH*. Les rares historiens grecs de Rome qu'on ne trouve pas chez Jacoby sont souvent les premiers auteurs chrétiens qu'on retrouve aussi dans *ANF, NPNF* 1-2, ou *CPG*, quand bien même les fragments de cette dernière collection ne sont pas traduits. [A. Roberts / J. Donaldson / A.C. Coxe, *Ante-Nicene Fathers: The Writings of the Fathers Down to AD 325*, 10 vol. (première édition1867-1873, deuxième édition 1885-1896); P. Schaff, *Nicene and Post-Nicene Fathers: First Series*, 14 vol. (1886-1890); P. Schaff / H. Wace, *Nicene and Post-Nicene Fathers: Second Series*, 14 vol. (1890-1900); M. Geerard *et al.*, *Clavis Patrum Graecorum: Qua Optimae Quaeque Scriptorum Patrum Graecorum Recensiones a Primaevis Saeculis Usque ad Octavum Commode Recluduntur*, 6 vol. (1974-2003). Les fragments des tout premiers auteurs chrétiens latins sont absents du *FRHist*, mais plusieurs se retrouvent dans E. Dekkers / E. Gaar, *Clavis Patrum Latinorum: Qua in Novum Corpus Christianorum Edendum Optimas Quasque Scriptorum Recensiones a Tertulliano ad Bedam* (première édition 1951; deuxième édition 1961; troisième édition 1995).] Les fragments d'historiens dont nous possédons encore des écrits importants tels que Salluste, Tite-Live et Tacite sont également exclus du *FRHist* étant donné qu'ils sont déjà inclus dans les éditions principales de leurs textes encore existants. L'exclusion des Antiquaires s'explique grandement par le manque de place, mais les éditeurs s'accordent (1.8-9) pour dire que leurs travaux, abordant des thèmes redondants et puisant leurs sources dans les travaux d'histoire, étaient eux-mêmes des sources que les Romains ne reconnaissaient pas comme historiques. Malheureusement donc, et quoique leur exclusion soit justifiée et compréhensible, les Antiquaires fragmentaires romains demeureront des sources éloignées et isolées qui exigent encore aujourd'hui un certain degré de spécialisation. – Cornell et ses coéditeurs ont choisi un cadre beaucoup plus conservateur pour l'organisation chronologique des fragments d'un auteur donné. Chassignet, tout comme Beck/Walter, a suivi l'hypothèse de Peter en matière d'organisation méthodique des fragments lorsque persiste un doute sur la numérotation des livres ou sur le contexte. Cette approche a le mérite de présenter les fragments sous une forme narrative. Mais elle peut aussi porter le lecteur sans expérience à croire que l'ordre de présentation des fragments relève d'une évidence indiscutable. Rompant avec cette pratique, *FRHist* ordonne uniquement les fragments dont le contexte ne fait aucun doute, sans égard à l'ordre chronologique, et il place ensuite le reste des fragments sous la rubrique « Fragments not assignable to books ». S'il est indiscutable que, parce qu'elle signale plus clairement tout risque d'incertitude, la convention de Cornell est la meilleure des deux, les sources fragmentaires tendent évidemment à être sélectionnés de façon plus fantaisiste que les sources encore existantes ; par conséquent, la plupart des utilisateurs ne s'intéresseront pas à la totalité de la source. Pour cette raison, l'ordonnance des passages garde toute son importance même s'il s'agit d'une question secondaire. À l'intérieur même des fragments, les éditeurs ont tenté de distinguer la voix de l'auteur qui cite de celle de la source

citée, en indiquant du même coup ce qui, dans le passage, constitue le véritable fragment. Dans ce système, ce que les éditeurs considèrent comme étant textuellement une citation se retrouve en caractères italiques, alors que la paraphrase apparait en caractères gras. Malheureusement, les éditeurs ne sont guère plus avancés puisque les lecteurs peu expérimentés risquent de croire que la distinction entre ce qu'écrit l'auteur qui cite, la paraphrase et la citation mot pour mot relève d'une science exacte qui s'appuie sur une évidence et non de l'hypothèse raisonnée d'un seul éditeur. En résumé, une telle approche va à l'encontre du fait qu'en réalité les éditeurs modernes construisent plus un fragment qu'ils ne le révèlent. Cet aspect négatif est cependant compensé par le fait que la convention peut, dans une certaine mesure, aider le lecteur à comprendre comment se fait l'identification des fragments et, pour cette raison, il s'agit d'un ajout tout à fait bienvenu et innovateur qui devrait s'avérer extrêmement utile pour le lecteur chevronné comme pour ceux qui ont une connaissance très limitée des sources fragmentaires. – Cet ouvrage est conçu pour que les trois volumes soient utilisés simultanément lorsque le lecteur recherche la bibliographie, les fragments et les commentaires de l'éditeur se rapportant à un même auteur. Le texte d'introduction est suivi d'une longue série d'essais (1.38-137) sur chaque « autorité de citation » (citing authorities) ou source de tous les fragments, à savoir les auteurs qui citent ou paraphrasent les historiens qui se trouvent dans la collection. En grande partie, le 1er volume est consacré aux biographies littéraires et historiques des historiens dont les fragments sont compris dans l'ouvrage. Ces sections sont enrichies d'explications sur les raisons qui guident le choix ou le rejet de certains fragments. Le 2e volume contient les *testimonia* et les fragments, alors que le 3e volume contient les commentaires et les parties annexes. Dans l'ensemble, la recherche, la présentation et les traductions des auteurs et de leurs fragments que propose le *FRHist* sont extrêmement fiables. Les *testominia* et les fragments sont bien présentés et nous avons énormément apprécié la liste de numérotation des livres qui se trouve au début de chaque passage. La grande force du livre demeure son exhaustivité, non seulement au regard de la période et du nombre d'auteurs traités, mais aussi au regard du ratissage très large effectué pour trouver des *testimonia* et des fragments, au point même que l'ouvrage contienne certains passages sérieusement controversés parce qu'ils ont été altérés ou que leur origine est pour le moins douteuse. Tous ces cas sont clairement identifiés comme étant des « Possible Fragments » ou des « Doubtful Fragments » et leurs numéros apparaissent entre parenthèses. Les cas les plus importants sont accompagnés d'un commentaire substantiel. Pour certains auteurs, les éditeurs n'ont évidemment pas jugé bon d'ajouter à ce qui existe déjà dans les ouvrages antérieurs. Par exemple, les sections portant sur Quintus Fabius Pictor, Lucius Cassius Hemina, et Sempronius Asellio se limitent à peu près à ce qu'en disent Beck/Walter. Toutefois, dans le cas de Lucius Cincius Alimentus, Quintus Claudius Quadrigarius, Valerius Antias et autres, *FRHist* s'efforce réellement de tout reprendre à zéro, en modifiant considérablement l'ordonnance, en procédant à des ajouts jugés nécessaires ou plus rarement en retranchant certains fragments qui se trouvent chez Peter et dans les ouvrages ultérieurs. Ainsi, *FRHist* est à ce jour bien plus qu'un simple catalogue ; il s'agit d'une tentative systématique très réussie pour recueillir, ordonner et commenter un à un et par auteur les fragments qui n'existent plus aujourd'hui et qui proviennent de la période de la république et de la période impériale, constituant ainsi une base pour toutes discussions à venir de chaque passage, de chaque auteur et de leurs ouvrages ainsi que de l'historiographie romaine en général. Pour sa réorganisation des fragments ainsi que pour son inclusion de passages incertains ou discutables, il convient de féliciter *FRHist* d'avoir réussi à amener le lecteur à participer aux débats concernant la nature d'un fragment et la période à laquelle il appartient. En préférant un modèle inclusif au modèle exclusif, les éditeurs ont ouvert

la porte qui permet aux utilisateurs de pénétrer dans le monde des sources fragmentaires, s'éloignant du même coup de l'approche protectrice de Peter qui rendait parfois bien difficile l'utilisation de son ouvrage. – Les reproches faits à cet ouvrage sont rares et ne nuisent en rien à la réussite du travail effectué par les éditeurs. En fait, le commentaire le moins favorable porte sur la structure de la collection qui place les biographies des auteurs de fragments dans le premier volume, les *testimonia* et les fragments dans le 2e volume, et les commentaires dans le 3e volume. Le choix intentionnel de cette structure (1.11) permet au lecteur de consulter en un seul coup d'œil toutes les sections se rapportant à un même auteur sans avoir à tourner les pages pour passer d'une section à l'autre. Si l'intention est louable, nous avons trouvé frustrant d'avoir à passer constamment du 2e au 3e volume pour étudier les divers fragments d'un même auteur. Les difficultés augmentent dans le cas des fragments discutables puisque le lecteur doit consulter le texte de présentation de l'auteur dans le 1er volume pour comprendre la présence du fragment du 2e volume avant de passer aux commentaires du 3e volume. Par expérience, le système utilisé par Jacoby, *Brill's New Jacoby*, et Beck/Walter est de loin plus pratique puisque chaque passage est suivi des commentaires qui s'y rapportent. Cette méthode a reçu un accueil favorable [Cette organisation de Chassignet – introduction et fragments dans des sections séparées de chaque volume, avec des notes suivant le fragment et des notes plus détaillées dans une section distincte – ont donné lieu à des revues très négatives qui auraient dû servir d'avertissement (*cf.* particulièrement H. Beck, *BMCR* 2005.05.01; M. Fox, *CR* 48, 1998, p. 324-325; C. Santini, *Gnomon* 71, 1999, p. 508-511; A.G. Thein, *JRS* 95, 2005, p. 282-283).]. De plus, le prix de la collection est tel que la plupart des lecteurs emprunteront les livres de la bibliothèque universitaire de sorte que deux chercheurs ne peuvent la consulter en même temps puisque l'utilisateur doit au moins disposer du deuxième et du troisième volume pour trouver toute l'information. Cela risque fort de créer des problèmes d'accessibilité à la collection dans les institutions qui se spécialisent en histoire romaine et qui offrent avant tout des programmes de deuxième cycle. Bien entendu, tout cela se règlera lorsque la collection au complet sera disponible en ligne à partir du site payant de Oxford University Press. Bien qu'à ce jour rien n'ait été encore confirmé, le *FRHist* se retrouvera sans doute un jour sur internet et c'est là que se rendront bien des chercheurs pour le consulter. Il est toutefois à prévoir que la structure du format en ligne du *FRHist* posera problème puisque, malgré la présence d'hyperliens entre les commentaires et les fragments, les utilisateurs devront faire des allers et retours entre les pages web lorsqu'ils consulteront plusieurs passages en même temps. Le regroupement de toute l'information par auteur permettant aux commentaires de suivre immédiatement les fragments concernés aurait facilité la consultation de la collection, qu'elle soit en format papier ou électronique. – Les *testimonia* posent aussi problème. En règle générale (voir 1.14), les *testimonia* ne suscitent aucun commentaire, ce qui semble très bien puisque les descriptions de la vie de l'auteur et de ses travaux sont normalement consultées dans les introductions du 1er volume. Par contre, en pratique, le lecteur sera contraint de parcourir toute l'introduction d'un auteur pour savoir si un *testimonium* donné a suscité un commentaire quelconque. Par ailleurs, la discussion détaillée de certains témoignages semble ne répondre à aucune règle et certains *testimonia* présentés dans l'introduction sont abondamment commentés alors que d'autres n'y sont pas mentionnés du tout. À plusieurs reprises, des *testimonia* plutôt vagues ou exceptionnels auraient vraiment gagné à être accompagnés de commentaires individuels. Par exemple, la section T 5-6 relative à Lucius Calpurnius Piso Frugi décrit comment ses *Annales* ont été abondamment utilisées dans le *Naturalis Historia* de Pline ; dans la présentation de cet auteur, ces *testimonia* sont tout simplement paraphrasés sans la moindre discussion (1.237). Qu'un ouvrage plus scientifique ait utilisé si fréquemment

l'histoire de Piso soulève des questions quant au contenu de ses écrits, mais malheureusement l'absence de commentaires signifie que de telles questions ne sont jamais discutées. De même, des commentaires sur les textes auraient probablement permis de démêler la dichotomie qui apparait dans les *testimonia* sur les écrits de Lucius Cornelius Sisenna dont l'*Historia*, selon Ovide était rempli d'humour grivois (T 12), ce qui ne correspond pas du tout aux éloges qu'en faisaient Cicéron et Atticus (T 6-7). L'ajout de commentaires à certains *testimonia* individuels n'aurait pas augmenté outre mesure la taille de la collection ou de l'ouvrage concerné ; bien au contraire, il aurait été fort utile. – Les annexes constituent une autre force de l'ouvrage et les multiples indices et les concordances devraient être d'une très grande utilité pour le chercheur. Les *indices locorum* – énumération des passages par auteur – sont détaillés et très utiles, tout comme les sont les *indices verborum* grecs et latins. Le tableau chronologique situé à la fin du 3e volume (3.667-680) est très précieux, hautement original, et il permet à l'utilisateur d'obtenir les sources fragmentaires relatives à des événements, année par année. Ce tableau est aussi un excellent outil de consultation rapide, alors que nombreux seront ceux et celles qui le consulteront uniquement pour savoir s'il existe une source fragmentaire pour l'événement qu'ils recherchent. Sans être absolument nécessaire, l'organisation par ordre alphabétique et numérique des indices énumérant les sujets couverts par chacun des auteurs aurait tout aussi bien fait l'affaire. – De toute évidence, *FRHist* va devenir l'ouvrage de référence par excellence en matière de sources de fragments historiques romains et tous ceux qui, de près ou de loin, utiliseront cet ouvrage en conviendront. Le choix du système d'organisation et de numérotation de Jacoby comme méthode d'utilisation et de référencement des sources fragmentaires constitue en soi une contribution discrète, certes, mais tout aussi importante. Bien trop souvent, les classicistes éprouvent de la frustration face aux inconsistances qui existent entre les collections qui traitent de la Grèce et celles qui traitent de Rome. Dans le monde de l'épigraphie, *CIL* est depuis longtemps la principale collection pour les inscriptions latines alors que pour les inscriptions grecques il faut consulter *IG*, *SEG* ainsi que de nombreuses petites collections. Parfois, une inscription n'apparait que dans une seule des collections alors que dans d'autres cas, on note de nombreux chevauchements. De même, l'existence du périodique très fouillé *Archaeological Reports* est une véritable bénédiction pour l'archéologue qui s'intéresse à la Grèce antique ; il n'existe pourtant aucune ressource équivalente pour la culture matérielle des régions de la Méditerranée en dehors de la Grèce. Même dans le domaine du référencement de base, il n'existe aucune norme concernant les abréviations pour les auteurs et ouvrages classiques et les érudits en viennent à utiliser une foule d'abréviations visiblement tirées au hasard de Liddell and Scott, du *Oxford Latin Dictionary*, du *Oxford Classical Dictionary*, et de *Brill's New Pauly*. Maintenant, en ce qui a trait aux historiens fragmentaires, nous disposons enfin d'une norme dans toute la communauté savante qui permettra à tous ceux qui comprennent ce que signifie Theochrestos, *FGrH* 761 F 3 de reconnaitre pour toujours Claudius Quadrigarius, *FRHist* 24 F 2. Ainsi, *FRHist* est plus qu'un puissant outil de recherche ; il facilitera aussi la communication entre érudits. – Les historiens fragmentaires romains eux-mêmes jouissent d'une riche histoire dans l'érudition moderne. Peter a fourni la base de l'étude des fragments historiques romains et il a conçu la numérotation et l'ordonnance originales des passages. Chassignet a adopté cette structure de base et assujetti les fragments à l'analyse philosophique, construisant ainsi les fondements de toutes les études portant sur le style et la langue des historiens en question. Beck et Walter ont fourni la première mise à jour sérieuse de la collection originale de Peter et, mieux encore, ils ont placé les fragments et leurs auteurs dans un cadre conceptuel historique et historiographique. À plusieurs égards, *FRHist* parvient à synthétiser les travaux des ouvrages qui le précèdent tout en réunissant l'examen linguistique de

Chassignet et l'analyse historique de Beck/Walter en une même collection. Ce faisant, *FRHist* va pourtant bien au-delà de ces ouvrages, puisqu'il inclut des *testimonia* et tente aussi de retravailler, réorganiser et ajouter au contenu des travaux de Peter. Alors que les travaux de Peter, Chassignet et Beck/Walter demeurent d'une importance considérable, l'exhaustivité du *FRHist* à elle seule, ajoutée au remaniement en profondeur des fragments présentés, fera de ce livre un modèle du genre et l'ouvrage de référence pour toute recherche à venir. Tout comme Jacoby, la collection *The Fragments of the Roman Historians* de Cornell a un bel avenir ; les érudits de demain pourront continuer d'ajouter à son œuvre, mais il est fort probable que cette réalisation monumentale ne soit jamais remplacée ni surpassée.

McGill University, Montréal. John SERRATTI.

Martial II, 72 : sexe et philosophie morale

Martial a construit sur l'homme un discours duquel la philosophie n'était pas absente. Plutôt épicurien (e. g. I, 55, II, 90, X, 47), il eut sur le stoïcisme des jugements « nuancés », voire parfois (comme ceux portés sur les cyniques [IV, 53]) « franchement défavorables » (préf. au livre I ; I, 8 ; VII, 69, 4 [*Stoica turba*] ; XI, 56). Mais il existe entre ses poèmes et les écrits de Sénèque des affinités nombreuses de mots, d'expressions, de tournures, de style et même de pensée : voir G. Friedrich, *Zu Seneca und Martial*, in *Hermes* 45, 1910, p. 583-594 ; P. Grimal, *Martial et la pensée de Sénèque*, in *Illinois Classical Studies* 14, 1989, p. 175-183 ; P. Laurens, *Martial et Sénèque : affinités entre deux Latins d'Espagne*, in *Revista de Estudios Latinos* 1, 2001, p. 77-92 ; Ét. Wolff, *Martial ou l'apogée de l'épigramme*, Rennes, 2008, p. 69-71. — Il est une épigramme dans la genèse de laquelle la pensée stoïcienne (et sénécienne en particulier) me semble avoir été présente pour être rejetée, alors que, de cette influence, sans doute en raison du fait qu'elle ne s'y observe qu'en filigrane, l'érudition ne fait pas mention (ni dans les éditions commentées [L. Friedländer, *M. Valerii Martialis Epigrammaton Libri…*, Amsterdam, 1967 (= Leipzig, 1886) ; C. A Williams, *Martial Epigrams, Book Two*, Oxford, 2004, p. 228-231], ni ailleurs, pour autant que je puisse en juger, en tout cas pas dans les travaux précités qui traitent du sujet, ni dans d'autres susceptibles d'en faire état [par ex., A. Borgo, *Il ciclo di Postumo nel libro secondo di Marziale*, Naples, 2005, p. 73]). Il s'agit de l'épigramme II, 72, que voici d'après l'édition CUF (H. J. Izaac, *Martial. Épigrammes. Tome I [Livres I-VII]*, Paris, 1930, p. 76-77) :

Hesterna factum narratur, Postume, cena
quod nollem – quis enim talia facta probet ? –
os tibi percisum quanto non ipse Latinus
uilia Panniculi percutit ora sono :
quodque magis mirum est, auctorem criminis huius
Caecilium tota rumor in urbe sonat.
Esse negas factum : uis hoc me credere ? credo.
Quid quod habet testes, Postume, Caecilius ?

« Ton dîner d'hier, Postumus, a été marqué par un incident que je regrette fort (et qui donc oserait approuver des actes semblables ?) : tu as reçu en plein visage un soufflet si sonore que Latinus lui-même ne gifle pas avec plus de fracas les méprisables joues de Panniculus ; et, surprise encore plus grande, le coupable en la circonstance serait Caecilius, comme le bruit en court par toute la ville. Tu assures que rien ne s'est

> passé. Tiens-tu à ce que je te croie ? Je veux bien. Mais pourtant si Caecilius a des témoins, Postumus ? » (trad. littérale de *Quid quod… Caecilius ?* : '[Mais] que dire du fait que Caecilius a des témoins ?).

Caecilius a donc frappé violemment Postumus au visage, lors d'un repas et devant témoins, mais, plutôt que de tirer vengeance par un procès ou autrement, plutôt même que de se borner à pardonner ou seulement à s'émouvoir, ce dernier nie imperturbablement le fait, comme si rien ne s'était passé. À noter que si Martial tient les deux personnages pour méprisables (ils sont comparés à des mimes, tous deux impudiques [III, 86], Panniculus jouant le rôle du personnage idiot habitué à être rossé [V, 61, 11-12]), la principale victime de ce poème satirique est Postumus (cf. mon *Caecilius, le donneur de horions*…, in *Latomus* 73, 2014, p. 1065-1068). — Cette épigramme II, 72 rappelle (et il est curieux que les commentateurs n'en fassent pas mention) un acte de vertu stoïcienne que Sénèque cite par deux fois comme exemple de sagesse : la gifle reçue par Caton d'Utique, mais niée par lui. Il s'agit de *De const. Sap.* XIV, 3 : *At sapiens colapho* percussus *quid faciet ? – Quod Cato, cum illi* os percussum *esset : non excanduit, non uindicauit iniuriam, ne remisit quidem, sed factam* negauit *; maiore animo* non agnouit *quam ignouisset* (« Mais si le sage reçoit un soufflet, que fera-t-il ? – Ce que fit Caton quand on le souffleta : il ne s'échauffa point, ne tira point vengeance de l'insulte, ne la pardonna même pas ; il la nia. Il y avait à désavouer l'outrage plus de grandeur qu'à le pardonner » [éd. R. Waltz, Paris, 1970 (=1927 CUF), p. 54]), et de *De Ira* II, xxxii, 2-3 : *M. Catonem in balineo quidam* percussit *imprudens (quis enim faceret iniuriam ?). Postea satisfacienti Cato : « Non memini » inquit « me* percussum *». Melius putauit* non agnoscere *quam* uindicare (« Un quidam frappa aux bains Caton qu'il ne connaissait pas [car qui lui aurait fait injure sciemment ?]. Caton répondit à ses excuses : 'Je ne me souviens pas d'avoir été frappé.' Il aima mieux ne pas reconnaître l'injure que de la venger » [éd. A. Bourgery, Paris, 1942 (CUF), p. 58]). Le parallélisme est clair : Postumus est giflé (*os… percisum* / *percutit ora*), Caton aussi (*colapho percussus* / *os percussum* / *Catonem… percussit* / *me percussum*) ; Postumus nie le fait (*negas*), donc refuse de le reconnaître, Caton aussi (*negauit* / *non agnouit* / *non agnoscere*). — Rien d'étonnant. Martial connaissait bien l'œuvre de Sénèque, et nous sommes ici en présence d'une pensée centrale de la morale du grand philosophe, en particulier dans le *De constantia Sapientis* et le *De ira* (cf. aussi *De clementia* I, 20, 3, p. 41, éd. CUF [F. Préchac]), à savoir que, la grandeur d'âme (*magnus animus*) n'ayant pas de limites, le Sage se doit de supporter toutes les formes d'offenses et d'affronts (de l'*iniuria* la plus grave à la *contumelia* la plus banale) et sans que la violence d'une gifle fasse exception à cette règle. Quant à Caton d'Utique, héros qu'il respecte, mais dont l'austérité puritaine et chagrine, plus d'une fois évoquée dans ses épigrammes, ne pouvait être du goût de son épicurisme (I praef. ; V, 51, 5, IX, 28, 3, X, 20, 21, XI, 2, 1, XI, 15, 1, XI, 39, 15, XII, 3, 8), Martial a beau, selon la tradition qui lui était favorable (cf. Valère Maxime II, 10, 8 : *omnibus numeris perfecta uirtus*), le qualifier de « sage parfait » (I, 8, 1 : *consummati… Catonis*), il ne pouvait croire, comme un Valère Maxime par exemple, que « des blessures pleines de vaillance (qu'il s'était infligées) avait jailli plus de gloire que de sang » (*Facta et dicta memorabilia* III, 2, 14 : *ex fortissimis uulneribus … plus gloriae quam sanguinis manauit*) : au héros qui « achète sa renommée au prix d'un sang prodigue de lui-même » Martial préfère « celui qui peut être loué sans pour cela mourir » (I, 8, 5-6 : *nolo uirum facili redemit qui sanguine famam, / hunc uolo, laudari qui sine morte potest*). Comme d'aucuns (même parmi des admirateurs comme Sénèque [*Epist.* 30] et, avant lui, Velleius Paterculus, qui s'abstient de le mentionner [II, 55, 1 ; cf. II, 35, 1-2]), il désapprouvait le suicide de Caton en raison de son caractère excessif, car il tenait la vertu stoïcienne en horreur quand elle

prenait la forme de l'ostentation (cf. Grimal et Laurens). Il en allait un peu de même (*si parua licet componere magnis !*) de la gifle reçue et niée. Si l'impassibilité du héros républicain suscitait les éloges de Sénèque – car rendre le mal eût été une faute, plus excusable certes, mais une faute quand même (*De ira* II, 32, 1 : *qui dolorem regerit tantum excusatius peccat*) –, elle heurtait trop le bon sens de notre poète épicurien et sa conception réaliste de la vie pour ne pas, à l'instar d'un excès de modestie qui se confondrait avec de l'orgueil, relever du mensonge et de l'hypocrisie, deux défauts qu'il détestait (Laurens, p. 85-86). Au lecteur désireux de se faire une idée de ce que l'épigrammatiste pensait de la gifle reçue et niée par Caton je suggère de relire ce qu'écrivait Aristote dans son *Éthique à Nicomaque* (un traité de morale entièrement parcouru par la mise en valeur du « juste milieu » [ἡ μεσότης]) au chapitre 5 du Livre IV : la colère (ἡ ὀργή) n'est pas incompatible avec la douceur de caractère (ἡ πρᾳότης) ; elle est même nécessaire quand, limitée dans son ampleur et dans le temps, elle s'exerce contre qui la mérite et qu'elle pousse l'homme au pardon plutôt qu'à la vengeance. En revanche, supporter un outrage sans riposte (τὸ ... προπηλακιζόμενον ἀνέχεσθαι), c'est de la servilité (ἀνδραποδῶδες), et l'absence totale de colère (ἡ ἀοργησία) de la stupidité (ἡ ἠλιθιότης). Et Martial n'aimait pas la *stultitia* (Laurens, p. 84). — Mais revenons à l'épigramme II, 72. Elle est à « double entente ». Outre son premier niveau de lecture, celui des évidences (une querelle d'une grande banalité, au cours d'un repas, entre deux personnages veules, aussi ridicules et méprisables que des mimes, celui qui reçoit la gifle plus encore que celui qui la donne), elle présente un second niveau, obscène celui-là, le fameux « registre bas » (Wolff, p. 62) qui a tant nui à la réputation du poète auprès des modernes, mais dont la crudité ajoute à l'expression. Avec les commentateurs (par ex. J. N. Adams, *The Latin Sexual Vocabulary*, Londres, 1982, p. 212, et Williams, *l. c.*), on rappellera les emplois de *rumor* (v. 6) dans des contextes où il est question de *irrumatio/fellatio* (III, 75, 3, III, 80, 2, III, 87, 1), mais surtout on conviendra que l'expression *os percidere* (v. 3 ; cf. *ora percutere* v. 4, qui ne concerne que la gifle) vise aussi bien une *irrumatio* que le horion reçu par Postumus (nom d'un personnage à la bouche répugnante en II, 10, II, 12, II, 21, II, 22, II, 23), et que le mot *testes*, qui anime la pointe (v. 8), désigne autant les « testicules » de Caecilius, l'« agresseur » sexuel (niveau second de l'épigramme) que les commensaux, témoins de l'incident (niveau premier) (voir, au sujet de *magnis testibus* en *Priapées* 15, 7, la note substantielle de L. Callebat, *Priapées*, Paris, Les Belles Lettres, 2012 [CUF], p. 120). La transposition des faits dans le langage de la sexualité (on peut supposer qu'il s'agit d'une métaphore et que l'incident, réel ou fictif, se limite à la gifle) ajoute au mépris que Martial ressent pour les deux individus, et au fait qu'il pense un peu moins de mal de celui qui donne la gifle que de celui qui la reçoit, si tant est qu'une *irrumatio* déshonore plus le *fellator* que l'*irrumator*. De fait, bisexuel comme beaucoup d'hommes parmi ses contemporains, Martial partage, sur le sujet, leurs habitudes d'esprit, y compris, pour ce qui concerne notre épigramme, leur rejet de l'homosexualité masculine passive (sauf si le *pathicus* est un esclave ; cf. II, 51, II, 54, II, 62, III, 71, III, 95, 13, IV, 48, VI, 37, VI, 56), avec un dédain tout particulier de la sexualité orale (II, 42, II, 61, II, 70, II, 89, III, 82, 33, VI, 44, VI, 81, VII, 10, 1-2) : voir J. P. Sullivan, *Martial's Sexual Attitudes*, in *Philologus* 123, 1979, p. 288-302 (294), et Wolff, p. 62-67. Mais je pense qu'il y a plus encore à apporter à l'exégèse de l'épigramme. On sait que l'expression *habere coleos* sur laquelle repose la pointe (v. 8 : … *habet testes… Caecilius*) est une expression proverbiale (Pétrone, *Sat*. 44, 14 ; cf. Perse I, 103) avec le sens de « to be a man » (*habere testes = h. testiculos = h. coleos* ; cf. Adam, *l. c.*). Autrement dit : Caecilius, en donnant son membre à sucer à Postumus pour le punir, fait figure de « vrai mâle », du moins comparé au *fellator*. On se souviendra du premier vers du poème XVI de Catulle : *pedicabo ego uos et irrumabo* (que l'érudition française

traduit enfin comme il faut [« je vous enculerai et je me ferai sucer », éd. Lafaye de Catulle, revue par S. Viarre et J.-P. Néraudau, Paris, Les Belles Lettres, 1998 (Coll. Classiques en Poche), p. 25], presque trente ans après que H. Bardon eut montré la voie dans la Coll. Latomus [*Catulli Carmina*, Bruxelles, 1970, p. 54]) : pour prouver sa virilité à deux de ses ennemis qui en doutent (v. 13 : *male me marem putastis*), le Véronais menace de les sodomiser (*pedicare*) et de leur imposer une fellation (*irrumare*). Postumus, ravalé ici au rang de *fellator*, ne saurait être tenu pour « un vrai mâle », car ce n'est pas être un « vrai mâle » que de l'être par la bouche (cf. III, 81, 6 au galle Baeticus : *ore uir es*) : c'est être, tout au plus, comme le *pathicus* de III, 74, 4, un *uir mollis*. Or, peu après le passage précité du *De constantia Sapientis*, à la question de savoir si, victime d'outrages graves, le sage n'a pas le droit de réagir quand même, Sénèque rétorque que la grandeur d'âme n'a pas de limites et que le *sapiens* est tenu de *tout* supporter, car « la fortune triomphe de nous si nous ne triomphons pas d'elle *entièrement* » (XV, 3 : *uincit nos fortuna, nisi* tota *uincitur*). Et le moraliste d'arguer du fait que même les Épicuriens, malgré leur mollesse, leur paresse et leur recherche de la jouissance, le reconnaissent, du moins partiellement : en effet, leur Maître a affirmé qu'« il est *rare* que la fortune ait prise sur le sage » (XV, 4 : *Raro sapienti fortuna interuenit* ; cf. Épicure [Usener, *Epicurea*, p. 74, *sent*. XVI] : Βραχέα σοφῷ τύχη παρεμπίπτει), ce qui, dans l'esprit de Sénèque, revient à « parler *presque* en *homme* » (*quam* paene *emisit* uiri *uocem* !), avec une restriction (*paene*) qui s'explique par le fait qu'Épicure a restreint son jugement (βραχέα [*raro*]). Autrement dit : pour Sénèque et les Stoïciens, l'impassibilité dont fait montre celui qui, comme Caton, nie avoir reçu une gifle qu'il a reçue, c'est agir en homme véritable. Pour Martial, c'est le contraire qui est la vérité. Impossible à lui d'accorder cette *uirtus* à la victime, Postumus, présenté comme un ignoble *fellator*, et s'il devait choisir entre ce dernier et le violent donneur de horions, le quasiment aussi ignoble Caecilius, qu'il décrit comme un *irrumator*, c'est à celui-ci qu'il décernerait, malgré tout et à contrecœur, le mérite du courage et de la virilité ! Le lecteur aura compris que je tiens l'épigramme II, 72 pour l'expression satirique d'un refus d'adhérer à l'exaltation stoïcienne et sénécienne de l'*exemplum* de Caton d'Utique recevant une gifle et niant l'avoir reçue – une impassibilité que Martial jugeait excessive et, finalement, ostentatoire, trop ostentatoire pour être qualifiée de vertueuse.

Université libre de Bruxelles Carl DEROUX.

Comptes rendus

Benjamin ACOSTA-HUGHES / Christophe CUSSET / Yannick DURBEC / Didier PRALON, *Homère revisité. Parodie et humour dans les réécritures homériques*. Actes du colloque international, Aix-en-Provence, 30-31 octobre 2008, réunis par B. A.-H., Chr. C., Y. D., et D. Pr., Besançon, Presses Universitaires de Franche-Comté, 2011, 22 × 16 cm, 219 p., 6 fig., 21 €, ISBN 978-2-84867-346-2.

Comme les titres des diverses contributions se trouvent répertoriés sur la toile ainsi qu'un compte-rendu de celles-ci (*BMCR* 2012.12.46), nous nous contenterons de signaler ce qui pourrait y intéresser les latinistes. J.-L. Charrière (« les références homériques dans *Charon* de Lucien de Samosate ») avance qu'au chapitre 19 de cet opuscule, Charon, le « héros » de l'œuvre, s'inspire de la fable de Phèdre *La grenouille et le bœuf*, dans sa déclaration que « tous les hommes sont gonflés d'air, les uns plus, les autres moins » (p. 37-38 et n. 16), et que Lucien au § 21 de la même œuvre cite sans parodie la promesse des Sirènes de l'*Odyssée* (XII, 186-191) de rendre leurs auditeurs plus savants (aussi dans *Sur la danse* § 3-4) comme l'a fait Cicéron dans son *De Finibus* (V, 49) où est traduit en vers latin le chant des Sirènes (p. 39 et n. 19). Al. Sens, pour sa part (« Notes on Homeric Humor in Lucillius »), rapproche le poème qui ouvre le livre II des poésies de Lucillius (*AP* 9.572), et où le poète fait référence aux Muses hésiodiques pour l'inspirer, mais aussi à l'éventuelle gratification en monnaie sonnante et trébuchante de la part de l'empereur Néron, du début de la *Pharsale* de Lucain (I, 65-66) où le poète demande au même empereur de lui donner assez de forces pour inspirer les chants d'un Romain (p. 183 et n. 9). Ev. Sistakou (« Mock Epic in the *Greek Anthology* ») rappelle (p. 193 et n. 3) que le substantif grec ἵππος a un sens érotique dans le poème 5. 138 de l'*Anthologie Palatine* attribué à Dioscoridès, comme le latin *equus* dans l'*Art d'aimer* d'Ovide (I, 363-364), et qu'à propos d'une épigramme de Rufin (*AP* 5.18), Andromaque n'apparaît pas comme un « sex symbol », comme le montre Ovide dans ses *Remèdes à l'amour* (383-385). Cet ouvrage collectif contribuera à une meilleure connaissance du *Nachleben* d'Homère dans l'Antiquité. Marcel MEULDER.

ARCHÄOLOGISCHES LANDESMUSEUM BADEN-WÜRTTEMBERG (Hrsg.), *Caracalla: Kaiser, Tyrann, Feldherr*, Mayence, Ph. von Zabern, 2013 (Zaberns Bildbände zur Archäologie. Sonderbände der *Antiken Welt*) 144 p., 152 fig., 29,99 €, ISBN 978-3-8053-4611-5.

Die Ausstellung des Stuttgarter Landesmuseums hat einen Begleitband hervorgebracht, der in willkommener Weise eine Lücke schließt: Auf eine Überblicksdarstellung zum Leben und zur sechsjährigen Herrschaftszeit des zweiten – und beinahe letzten – severischen Kaisers muss die Forschung bislang leider verzichten. Der vorliegende Band mit seinen sechs Aufsätzen konzentriert sich zwangsläufig auf die Provinz- und Militärpolitik Caracallas im heutigen Süddeutschland rund um die *expeditio Germanica* von 213 n.Chr., achtet aber von Anfang an darauf, seinen Blick nicht zu verengen. In der inzwischen üblich gewordenen Kombination aus inhaltlich dichten, aber auf relativ hohe Lesbarkeit bedachten Beiträgen mit einem Apparat aus Endnoten und dem verlagstypischen Reichtum an bildlicher Ausstattung entsteht dadurch eine publikumsattraktive, aber auch als Orientierung zu Studienzwecken sehr empfehlenswerte Bilanz. – Der biographische Essay von Martin Kemkes („Caracalla – Kaiser, Tyrann, Feldherr", S. 7-32)

führt kurz und transparent in die erzählenden Quellen ein. In diesem Format der hochspezialisierten und notorisch meinungsfreudigen Quellenforschung gerecht zu werden ist naturgemäß schwer möglich; so klafft im Fall Herodians eine schmerzliche Literaturlücke, da wir mit Martin Zimmermann (*Kaiser und Ereignis. Studien zum Geschichtswerk Herodians*, München, 1999) die vollständige Abhängigkeit dieses Autors von Cassius Dio für Caracallas Zeit und die Mechanismen der narrativen Umgestaltung als geklärt betrachtet dürfen. Zur *Historia Augusta* mit ihrer relativ kurzen, aber durch Zusätzen aufgeblähten Vita *Antoninus Caracalla* kombiniert Kemkes die Einschätzung, dass Marius Maximus die Hauptquelle für die entsprechende Zeit sei, mit Qualitätsaussagen von Forschern, die Maximus lediglich als Lieferanten dubiosen Materials neben einer zuverlässigeren Konkurrenzquelle sahen (S. 132 Anm. 20 zu S. 9). Die persönliche Betroffenheit des Konsulars als Akteur und politischer Überlebender dieser Ära wäre ein Thema für sich. – Als Ziel des Gesamtbandes formuliert Kemkes in sympathischer Bescheidenheit eine gewisse Zurückhaltung gegenüber den vormals üblichen Verdammungsurteilen. Praktisch ergibt sich allerdings eine an Herodian erinnernde Linie, wonach ein an sich liebenswürdiger Junge durch den Schock der gewalttätigen Realpolitik seines Vaters ab 192 verkommt (allein auf S. 13 fällt dreimal das Wort „brutal“ oder „Brutalität“; das Resümee auf S. 32 fügt zwei weitere Male hinzu). An den Schlüsselpunkten herrscht die emotionalisierte Sichtweise im Tonfall Cassius Dios: Fulvius Plautianus ist seinem Schwiegersohn Caracalla in „gegenseitigem abgrundtiefem Hass“ verbunden (S. 18), als Verfallsgeschichte nebst „Ausschweifungen“ – original ohne Anführungszeichen – und frühem Machthunger präsentiert sich die Jugend des Brüderpaares Caracalla und Geta (S. 20), die eine „langjährige und tiefsitzende Feindschaft“ entwickeln. Hier ist die Zeit reif für die angemahnte – gern auch biographische – Neubewertung. Nach Getas Ermordung urteilt Kemkes deutlich abgewogener; gut und dringend geboten ist vor allem der wiederholte Hinweis auf eine erkennbare Vorbildfunktion des Septimius Severus, eine dynastische Kontinuität auch und gerade in der radikalen Abrechnung mit Feinden und Verdächtigen. Unter dem Aspekt der – noch viel zu wenig erforschten – Alexander-Inszenierung Caracallas (Kasten S. 26) wäre übrigens auch der Verwandtenmord mit neuen Augen zu sehen. – Barbara Pferdehirt und Markus Scholz erweitern „Die Epoche der Severischen Kaiser“ (S. 33-52) in beiden Richtungen, von Pertinax’ Aufstieg zum Kaiser bis zur Ermordung des Severus Alexander, und liefern militärpolitisches und rechtshistorisches Material nach. Leider trübt stellenweise Antiquiertes das Bild, indem das „Adoptivkaisertum“ – das längst als legitimatorische Notbehauptung in Abwesenheit leiblicher Söhne erkannt ist – eine Wiederbelebung „[a]ls erfolgreiches Konzept der Thronfolge“ und offizielle Leitline feiert (S. 33). Auch sonst ist die Wortwahl mehrfach unglücklich: der „Frevel“ der Prätorianer, sich für den meistbietenden Möchtegernkaiser zu entscheiden (S. 34, zweimal), mit dem „sie ihre besondere Verantwortung (...) verraten“ hätten (S. 43), könnte der Kaisergeschichte eines Alfred von Domaszewski entstiegen sein und erliegt der empörten Suggestivkraft Cassius Dios; ähnlich steht es mit Caracallas und Getas „luxuriösem Müßiggang“ (S. 37). Im Fall der Laodikener Münze (S. 35, Abb. 5 a+b) greift die Kennzeichnung „in fehlerhaftem Latein“ zu kurz: der Stempelschneider folgt der römischen Titulatur und setzt sein Griechisch in das um, was er für lateinische Buchstaben hält, also wird aus [M] ΑΝΤΩΝΕΙΝΟϹ Π(οπλιου) [sic] Υ(ιος) Π ϹΕΠΤΙ(μιος) ΓΕΤΑ pseudolateinisch ANTVVNEINOC P V [statt F(ilius)] CEPTI GETA unter Erhalt des lunaten Sigma. Sperrig stellt sich wie so oft der Umgang mit Elagabal und dessen „absonderliche[n] Vorlieben“ dar (X. 39); ein guter Wegweiser ist inzwischen Martijn Icks (*The Crimes of Heliogabalus. The Life and Legacy of Rome’s Decadent Boy Emperor*, London / New York, 2011). Für den Ausklang der Severerzeit vermisst man im Literaturverzeichnis außerdem das Standardwerk von K.-P. Johne / U. Hartmann / Th. Gerhardt

(Hgg.), *Die Zeit der Soldatenkaiser: Krise und Transformation des Römischen Reiches im 3. Jahrhundert n. Chr. (235-284)*, Berlin, 2008. Im Verhältnis zum Gesamtumfang überlang, dafür aber hochinformativ und mustergültig illustriert ist die Darstellung zur *Constitutio Antoniniana* (S. 44-52), deren Abschätzungen zur Tragweite der Verfügung für Gesprächsstoff sorgen könnten. – Die Reihe der provinzialarchäologischen Essays eröffnet Alexander Heising („Die Zeit der Severer in Obergermanien und Raetien", S. 53-70) mit einem Überblick zur strategischen Bedeutung beider Provinzen und ihrer Grenzbefestigung; exemplarisch beleuchtet er vom Einzelgehöft bis zur Kleinstadt mit Zentralfunktion den qualitativen Ausbau der Provinzbesiedlung, der den Ruf einer severerzeitlichen Wohlstandsphase begründet hat. Identitätsfragen und das religiöse Selbstverständnis der Provinzialen runden den Beitrag ab. – Julia Gräf („Hingegen bereiteten ihm die Germanenstämme keine Freude", S. 70-87) verbindet Sozialstruktur und materiellen Kultur im elbgermanischen Einzugsbereich mit einem Blick auf Caracallas Militäroperation aus der Germanenperspektive. Die Autorin hat hier viel getan, um den unvermeidlichen Wechsel in der Darstellungsweise von der Historie zur Archäologie nicht zu abrupt ausfallen zu lassen, und sucht konsequent die Rückbindung an die politischen Vorgänge der Zeit. Nicht verwiesen werden konnte im Katalog auf die parallel entstandene Publikation zur Niedersächsischen Landesausstellung, die in größerem Format Ähnliches für das Harzhorn-Gefecht während des Germanenfeldzuges von Maximinus Thrax leistet (H. Pöppelmann / K. Deppmeyer / W.-D. Steinmetz [Hgg.], *Roms vergessener Feldzug. Die Schlacht am Harzhorn*, Darmstadt, 2013). Unter dem etwas irreführenden Titel „Caracallas Gegner am Main" (S. 88-101) behandelt Bernd Steidl zunächst die Siedlungsgeographie der mittleren Mains und seiner Nebenflüsse, ehe ein Blick auf das Erscheinen elbgermanischer Elemente in Mainfranken zur möglichen militärischen Vorgeschichte der Kampagne von 213 überleitet. Im Vorgriff auf den folgenden Beitrag umreißt Steidl die mutmaßlich beteiligten Truppenstärken und stellt einleitende Überlegungen zur Raumdimension des Feldzugs an. Wie auch seine Vorgängerin bewertet er die Stämme aus dem elbgermanischen Umkreis als Hauptgegner Roms in dieser Epoche. – Darstellerisch nicht ganz gelungen sind die Dopplungen, die sich zwischen Steidls Anteil und dem abschließenden Essay von Stephan Bender, „Der Feldzug gegen die Germanen 213 n. Chr." ergeben (S. 104-131). Chronologie und – magere – schriftliche Überlieferung machen den Anfang, abermals erweitert um die Frage kriegerischer Auseinandersetzungen im Vorfeld von Caracallas Operation. Wichtig ist besonders Benders Hinweis auf das sehr wahrscheinliche Szenario, dass der Kaiser erst nach dem erfolgreichen Auftakt zur Expeditionsarmee stieß und vor dem offiziellen Kriegsende den Schauplatz verließ – dies wäre der günstigste Punkt gewesen, um auf die gewünschten innenpolitischen Effekte nach Getas Ermordung zu verweisen, statt separat auf S. 113. Zur Frage, welches Heiligtum des Apollo Grannus Caracalla besuchte (S. 109 und Exkurs 110-12), wird man nach derzeitiger Quellenlage sicher eins der obergermanisch-raetischen Heiligtümer bevorzugen, so erklärungsbedürftig der monumentale Ausbau der öffentlichen Infrastruktur Aachens (*Aquae Granni*) in severischer Zeit bislang ist. Eine Übersicht mutmaßlich beteiligter Einheiten und Grundsatzüberlegungen zu den denkbaren Marschwegen leiten zum nächsten Hauptpunkt über, der Frage einer Nachvollziehbarkeit des Feldzugsgeschehens im Gelände. Naturgemäß weckt die erfolgreiche Luftbildprospektion mehrerer Marschlager im Einzugsgebiet (S. 121 mit Lit.) zwar die Neugier, hinterlässt bis zur fertigen Aufarbeitung aber auch quälende Ungewissheit – jedenfalls zeigt der Befund, dass nach den vielen Neu- und Wiederentdeckungen im Barbaricum, von Hedemünden über Kalkriese bis zum Harzhorn und Olfen an der Lippe, auch für die nächsten Jahre mit großen und kleinen Überraschungen gerechnet werden darf. Bis ein analoger Glücksfall vielleicht auch für die Severerzeit vorliegt, bleibt das

letzte Wort dem Niederschlag des Kriegsgeschehens in Historiographie und kaiserlicher Selbstdarstellung – wie auch in Benders Artikel. Im seit Jahrzehnten vieldiskutierten Limestor von Dalkingen mit seinen zahlreichen Bauphasen findet der Band ein passendes Finale: Hier vereinen sich Provinzialarchäologie, Fragen von Handel und Verkehr, die Beteiligung örtlicher Führungspersönlichkeiten an der Außenwirkung des Kaisers und das offizielle Echo der *expeditio Germanica*. – Durchsetzt ist der Hauptteil des Bandes von mehreren thematischen Exkursen von bis zu drei Seiten Länge. Unter der reichen Bebilderung ist besonders die Instruktivität der Karten sehr erfreulich, während man sich von den Münzabbildungen gelegentlich mehr Akzente auf der thematischen Selbstdarstellung gewünscht hätte, nicht so sehr eine Dopplung der großzügig eingestreuten Kaiserbilder in Skulptur und Malerei. Die Literaturverzeichnisse, nach Einzelbeiträgen getrennt (S. 137-143), sind zwangsläufig vorwiegend an Spezialfragen und am Ergänzungsbedarf der Endnoten orientiert, führen aber trotzdem relativ gut in wichtige Problemkomplexe der severischen Epoche ein. Alles in allem haben Autoren und Verlag für ein weitgespanntes Leser- und Benutzerspektrum eine sehr respektable Kompromisslösung geschaffen, die einem scheinbar starren Format beinahe das Maximum an Vermittlungsleistung und Anpassungsfähigkeit entlockt. Ganz unterschiedlichen Erwartungen wird – mit Sicherheit über den Anlass des Bandes hinaus – in eindrucksvoller Weise entsprochen. Jörg FÜNDLING.

Marco Johannes BARTOLDUS, *Palladius Rutilius Taurus Aemilianus. Welt und Wert spätrömischer Landwirtschaft,* Augsburg, Wißner, 2012, 24 × 17 cm, 316 p., 21 fig., 29,80 €, ISBN 978-3-89639-875-8.

Questo libro di Marco Bartoldus colma una lacuna. Si tratta della prima ricerca che sia stata dedicata a un'analisi sistematica dei contenuti propriamente agronomici dell'opera di Palladio. Si deve riconoscere all'Autore di essere riuscito a fornire un quadro esaustivo delle caratteristiche e della qualità dell'*Opus Agriculturae* di cui si è impegnato, contro l'opinione prevalente, a dimostrare la fondamentale originalità. Il libro è articolato in tre parti fondamentali. La prima è dedicata alla figura dell'autore che B. identifica con il Palladio menzionato da Rutilio Namaziano nel 417 come un giovane parente in viaggio a Roma per studiare diritto. Così pure sostiene che vada identificato con l'Emiliano che fu prefetto urbano nel 458 e con il Palladio che fu vescovo di Bourges 462-c. 470. Dal momento che Palladio fa riferimento a una sua proprietà in Sardegna, senza far allusione all'occupazione vandala dell'isola che iniziò nel 455, si deve presupporre che l'*Opus Agriculturae* sia stato scritto prima di quest'anno. Sulla base dei dati raccolti, che rimangono in verità in parte congetturali, B. riesce a ricostruire un sorprendente albero genealogico della famiglia di Palladio. – La seconda parte prende in esame la struttura dell'*Opus Agriculturae* e la storia della sua fortuna nella ricerca moderna. Colpisce, in proposito, come proprio Augsburg, la città dove questo libro è stato pubblicato, abbia avuto un ruolo di primo piano nella conoscenza di Palladio in età rinascimentale e per la presenza in città di manoscritti e per la pubblicazione di edizioni dell'opera. B. sottolinea come Palladio fosse l'autore di riferimento di Pietro de' Crescenzi, lo studioso bolognese cui si deve l'unica opera agronomica medievale, i *Ruralium Commodorum libri XII*. – La terza parte del libro, quella più ampia e significativa, è dedicata a un'indagine selettiva delle indicazioni pratiche che Palladio dà a proposito di ambiti decisivi dell'economia agraria come la produzione di ortaggi, la coltivazione degli alberi da frutto, delle viti e degli olivi, la produzione del miele, l'allevamento del bestiame e la costruzione delle fattorie. B., che è un estimatore di Palladio, si impegna nel tentativo di dimostrarne non solo l'originalità rispetto alle sue fonti e agli agronomi di età classica ma anche la vali-

dità intrinseca dei precetti da lui forniti ricorrendo ad informazioni acquisite direttamente da agricoltori e da allevatori odierni. Un simile procedimento rende il libro di gradevole lettura e offre interessanti spunti di riflessione anche alla luce del significativo ritorno di interesse che si registra oggi per le opere agronomiche tarde: si tenga presente, oltre all'edizione inglese di Palladio curata da J. G. Fitch (*Palladius: The Work of Farming: Opus Agriculturae*, Totnes, 2012) e quelle dei *Geoponica* curate rispettivamente da A. Dalby (*Geoponika Farm Work,* Totnes, 2011) e da E. Lelli (*L'agricoltura antica: i Geoponica di Cassiano Basso*, Soveria Mannelli, 2010). Qualche perplessità suscita, peraltro, il tentativo di B. di dimostrare che nell'opera di Palladio si rispecchi lo sviluppo conosciuto dalle grandi proprietà in età tardoimperiale. I riferimenti utilizzabili in questo senso sono infatti assai limitati dal momento che si riducono essenzialmente a un solo passo (I, 36, 1 ove è questione della gestione delle tenute) e non è così scontato quello che si può dedurre dall'evidente propensione di Palladio per l'autosufficienza delle proprietà.

Arnaldo MARCONE.

Federica BESSONE, *La Tebaide di Stazio. Epica e potere*, Pise-Rome, Fabrizio Serra, 2011 (Biblioteca di « Materiali e discussioni per l'analisi dei testi classici », 24), 22,5 × 15,5 cm, 272 p., ISBN 978-88-6227-373-2.

Plusieurs études présentées dans des colloques et des revues scientifiques au cours des dix dernières années constituent la charpente de ce livre. L'auteur l'annonce dans son introduction (p.12) et le sommaire en fait foi puisqu'il reprend explicitement des titres d'articles (par exemple, la partie II, *Un mito da dimenticare. Tragedia e memoria epica* s'appuie sur *Un mito da dimenticare. Tragedia e memoria epica nella Tebaide*, in *MD* 56, 2006, p. 93-127). Pourtant, l'ensemble ne donne pas l'impression d'un recueil hétéroclite, ce qui montre la cohérence de la pensée et du travail de F. Bessone. Tout au plus peut-on noter que la dernière partie (*Un ruolo epico per la donna : « la moglie eroica dell'eroe sventurato »*) est un appendice qui détonne légèrement, tant dans son contenu que dans la forme, plus rapide, plus allusive, de l'argumentation. Pour le reste, l'auteur joue cartes sur table et, sans se dissimuler, prend position, après en avoir fait l'histoire (p. 128-130), dans la querelle critique entre optimistes (Vessey, Braund), pessimistes (Ahl, Hardie) et pluralistes (Pollmann, McNelis, Ganiban), qui structure depuis des années les études sur Stace. – Cette querelle se concentre sur l'interprétation à donner au livre XII qui marque un changement de tonalité et un retournement dramatique après onze livres où la narration s'enfonce de plus en plus dans le récit du *nefas*, jusqu'au duel fratricide entre Étéocle et Polynice. F. Bessone se range dans la catégorie des optimistes : le livre XII représente bien une rupture, un renversement du négatif au positif. Mais elle prend aussi acte du fait que l'atmosphère sombre du début laisse des traces dans cette fin positive et laisse planer un doute sur les personnages qui mettent fin à la crise (Thésée, Argie) et les moyens qu'ils emploient. Elle utilise donc deux mots pour qualifier l'épilogue de l'œuvre : exemplarité et pessimisme. La réflexion sur ce couple de notions est ce qui donne la cohérence à tout le livre. – Les trois premières parties (*Introduzione. Forme dell'epica, idee del potere* ; *I. Poesia, potere et pubblico* ; *Un mito da dimenticare. Tragedia e memoria epica*) sont consacrées, comme l'indique le titre de l'introduction, au rapport entre le poète et le pouvoir, par le moyen du genre épique. La thèse centrale, exemplarité et pessimisme comme fondement de l'œuvre, prend ici la forme suivante : le poète montre (exemplarité) une volonté de participer activement à la refondation flavienne en mettant en avant et en reconceptualisant des valeurs comme la *clementia*, la *uirtus* ou la *fides*, mais, en même temps (pessimisme), ce prosélytisme moral est un moyen de mettre en garde le prince contre des dérives du régime, observées sous les julio-claudiens,

susceptibles de se reproduire en tout temps. Deux analyses de Bessone illustrent parfaitement cette thèse. Première analyse, sur l'hésitation entre épopée et tragédie dans la *Thébaïde* (Introduction, 2-3) : l'épopée représente la dimension exemplaire de l'œuvre, l'illustration de ces valeurs prônées par la dynastie flavienne et la tragédie, la dimension pessimiste, le cycle fatal du malheur, le risque du retour du mal. Deuxième analyse : sur la *clementia* (Introduction, 4). La *clementia* est un thème qui permet de séparer les bons des mauvais empereurs. Vanter la *clementia*, c'est à la fois faire un éloge de Domitien, qui s'en réclame, et le mettre en garde contre le risque de l'oublier et de devenir un tyran. Bref, en prenant pour illustration des thèmes variés (guerre et paix I, 1, 3 ; la providence I, 2, 3 ; la comparaison entre l'empereur et Jupiter I, 2, 2-3-4) l'auteur s'attache à montrer que Stace s'inscrit, par les contenus comme par la forme, dans l'entreprise flavienne de restauration morale. Elle montre qu'ainsi la *Thébaïde* s'inscrit dans le même projet que les *Silves*, à cette différence près : alors que dans les *Silves*, poésie de cour, la contribution de l'auteur au projet flavien est uniquement positive (exemplarité), dans l'épopée-tragédie cette contribution positive se double d'un arrière-plan pessimiste qui constitue et justifie une mise en garde adressée à l'empereur (exemplarité et pessimisme). C'est le principal propos de la partie II *Un mito da dimenticare. Tragedia e memoria epica*. – Les trois dernières parties (III Clementia *e* philanthropia. *Atene e Roma* ; IV *Teseo, la* clementia *e la punizione dei tiranni. Esemplarità e pessimismo nel finale* ; V *Un ruolo epico per la donna : « la moglie eroica dell'eroe sventurato* ») se concentrent sur le livre XII et son rapport avec ce qui précède. Elles illustrent ce qui, selon F. Bessone, est la contribution de Stace à l'œuvre de restauration flavienne : un travail sur la redéfinition des valeurs. Elle s'attache systématiquement à montrer que le poète, à travers tous les thèmes abordés (clémence, *humanitas*, colère, hospitalité), s'inscrit dans une réflexion née du changement de régime et des nécessaires ajustements idéologiques impliqués par le passage de la République à l'Empire. Sollicitant fréquemment Virgile, Ovide, Tite-Live ou les élégiaques (surtout dans la dernière partie), elle montre que la *Thébaïde* hérite de la réflexion des auteurs augustéens sur les questions posées par le principat, mais qu'elle représente aussi une nouvelle étape dans cette réflexion, suscitée par le changement de dynastie et la nécessité de refonder le régime. F. Bessone met alors la *Thébaïde* en regard avec des auteurs comme Tacite ou Pline le Jeune pour souligner une communauté de références qui les distingue de leurs prédécesseurs julio-claudiens. L'apport propre de Stace vient d'une méthode de traitement des valeurs attachées à l'Empire : comme elles ont été galvaudées par la propagande et discréditées par la pratique durant près d'un siècle, il est nécessaire de leur redonner leur pureté originelle et leur vrai sens. Pour cela, le procédé du poète consiste à revenir, par-delà l'usage abusif qui en a été fait dans la société romaine impériale, à leur naissance dans la culture grecque. C'est pourquoi elle retourne souvent aux sources grecques (Sophocle, Euripide, Callimaque). L'analyse de F. Bessone se fait particulièrement précise pour le thème de la *clementia*, mais elle met à jour le même procédé dans de nombreux autres cas (la fidélité conjugale à propos d'Argie en V), s'employant tout particulièrement à donner aux *Suppliantes* d'Euripide la place qui devrait être la leur dans la critique de Stace. On aurait aimé trouver une conclusion à la suite du dernier chapitre, compte tenu de sa nature, plus allusive que ce qui précède et légèrement décalée par rapport au reste. Notamment, il aurait été intéressant de mettre en perspective l'influence de la pensée de Sénèque, en particulier sur le suicide, (évoqué p. 216-221), dans ce procédé de refondation des valeurs morales. – C'est donc un livre majeur que F. Bessone livre à la communauté scientifique, non seulement sur la *Thébaïde* de Stace, mais sur le contexte intellectuel et moral de l'ère flavienne dans son ensemble.

Jean-Baptiste RIOCREUX.

Massimo Blasi, *Strategie funerarie. Onori funebri pubblici e lotta politica nella Roma medio e tardorepubblicano (230-27 a.C.)*, Rome, Università La Sapienza, 2012 (Studi umanistici. Serie Antichistica, 1), 23 × 16 cm, XII-334 p., 22 €, ISBN 978-88-95814-77-3.

Tiré d'une thèse de doctorat, le présent ouvrage se penche sur un aspect particulier des luttes politiques à Rome à la fin de la République, l'instrumentalisation des honneurs funéraires publics par les groupes politiques rivaux. Écartant toute référence à l'anthropologie ou à l'histoire religieuse, l'étude se veut avant tout politique. Si le point de départ est fixé en 230 a.C., l'essentiel de la réflexion porte sur le Ier siècle, des funérailles de Sylla à l'hommage public rendu par Octavien à Ti. Claudius Nero en 33, car les trois exemples antérieurs (ceux du légat Coruncanius en 230, de Cn. et P. Cornelii Scipiones en 211 et de Cn. Octavius en 162) ne peuvent pas permettre une véritable typologie pour la période medio-républicaine et n'entrent finalement dans l'étude que comme points de comparaison ou de départ pour suivre une évolution. La dimension politique de tels honneurs attestés essentiellement par des sources littéraires et ponctuellement par quelques inscriptions, négligée par l'historiographie, est donc le fil conducteur d'une réflexion dont le point de départ est fourni par la remarque d'Appien (*Civ.* I, 20) à propos des funérailles de Scipion Emilien en 129, privé d'un tel honneur par l'hostilité de la plèbe. En effet, l'a. se propose de déterminer, en se fondant sur une enquête prosopographique, si la nature précise de l'honneur conféré, replacé dans un contexte politique précis essentiellement celui des guerres civiles du Ier siècle a.C., répond à un dessein politique et quelle est la part prise dans l'attribution d'un tel honneur par les relations familiales ou d'amitié et de mettre ainsi en évidence de véritables stratégies funéraires élaborées par les diverses factions. – Le livre se divise en deux parties distinctes, chacune d'environ 150 pages : trois chapitres d'importance inégale regroupent la démonstration de l'a. sur les différents aspects qui permettent de mesurer comment une coutume traditionnelle romaine est devenue un instrument de communication manipulé par les factions et destiné à rallier la plèbe ; ces trois chapitres sont suivis de quatre annexes, dont un catalogue prosopographique, une liste des sources littéraires (sans mention de l'édition utilisée) et des inscriptions et des *indices*. – Le premier chapitre (p. 13-121), le plus long, dresse la typologie des différents honneurs publics replacés dans leur contexte historique, d'après la description plus ou moins détaillée qu'en donnent les sources et la mention d'un décret du sénat : *funus, laudatio, monumentum, statua*, et même *consecratio*. Une telle distinction qui vise à déterminer si le choix particulier de tel ou tel honneur obéit à une logique particulière, conduit parfois à des répétitions car dans les cas les mieux connus, ceux de Sylla et de César, tous les honneurs se conjuguent ; peut-être aurait-il été préférable d'étudier à part les funérailles publiques des deux dictateurs et de les comparer très minutieusement en dégageant les points communs et les différences, pour mieux faire apparaître ensuite la dimension précise et l'évolution des honneurs conférés à des individus de moindre importance, comme les consuls, les légats et matrones des *gentes* Iulia, Cornelia ou Atia ; puis l'a. (p. 114-121) évoque rapidement (en deux pages) la qualité des défunts ainsi honorés, ceux qui sont morts pour la patrie et les *homines noui* de l'époque du triumvirat (mais passe là sous silence les femmes), avant de s'intéresser aux conséquences de ces honneurs pour les vivants, d'une part la famille dont la gloire est rehaussée, mais sans que pour autant la carrière politique de l'héritier soit accélérée, et d'autre part le groupe politique de référence représenté par ceux des sénateurs qui ont porté le projet du décret, une constante présente depuis les Scipions en 211 jusqu'à Octavien. – Le deuxième chapitre, très court (p. 123-131), complète l'analyse précédente par une étude des cérémonies commémoratives du défunt accomplies dans le cadre gentilice : *gladiatorum paria, epula, uiscerationes, ludi scaenici*.

Ces manifestations privées dont la portée dépassait le cadre de l'affirmation de la gloire gentilice pouvaient même se substituer aux honneurs publics et prendre une signification politique comparable à celle des honneurs publics : célébration de la mémoire, revendication d'un héritage et appel aux partisans. – Une troisième typologie est abordée dans le troisième chapitre (p. 123-154), dont l'objet est de mettre en évidence les buts politiques recherchés et leurs liens avec la nature de l'honneur : légitimation et propagande, incitation à l'exemple par le vote d'une statue, attaque et défense d'un groupe pendant les guerres civiles, consolidation d'une position pour conclure à l'existence de « stratégies funéraires » au service d'un but politique précis, comme celle de César qui utilise la commémoration de ses *parentes* pour consolider sa place de chef du parti populaire ou celle de Cicéron en vue d'obtenir les honneurs pour des victimes d'Antoine et de faire apparaître ce dernier comme un assassin. – Ces trois typologies fournissent ainsi autant de manières différentes d'aborder l'aspect politique des honneurs funéraires, mais au prix de trop nombreuses répétitions : elles débouchent sur une perspective très fractionnée. L'utilisation, en tant qu'instrument de communication avec la plèbe, d'une coutume romaine ancienne par des groupes politiques soucieux de consolider leur position ou d'affaiblir leurs adversaires, conclusion prévisible et annoncée dès l'introduction, découle en effet de la nature même de la documentation qui privilégie une période comprise entre 44 et 43, comme on le constate à partir de ce qui à mon avis fait le principal intérêt de l'ouvrage : un catalogue prosopographique (annexe 1) des 18 défunts bénéficiaires des honneurs funéraires publics (trois entre 211 et 162 ; Sylla en 78 et C. Publicius Bibulus entre 80 et 70 ; les quatre parentes de César entre 69 et 54 ; et les cas les plus nombreux qui se multiplient après la mort de César dans le contexte de la rivalité entre Antoine et Octavien : 7 cas en 44-43, puis les trois derniers dans le contexte de l'affirmation de l'autorité d'Octavien entre 39 et 33). Chaque notice traite successivement les aspects biographiques et l'étude de la *gens*, et scrute avec beaucoup d'attention les relations familiales et les relations politiques révélatrices de l'influence acquise au sénat. À ces individus s'ajoute le cas particulier d'un groupe, celui de la *legio Martia* et ceux de trois individus étrangers à Rome (Annexe 2) à écarter à juste titre : les honneurs publics rendus à Syphax, l'ancien roi déchu de Numidie et à Persée, roi de Macédoine correspondent à des reconstructions idéologiques, et rien ne permet de confirmer l'affirmation de Dion Cassius, le seul à évoquer les funérailles publiques en 40 du maître d'Octavien, l'affranchi Sferos (Sphairos). Là encore on exprimera un regret : celui que les sources relatives à chacun des cas analysés ne soient pas introduites dans le catalogue, mais rassemblées dans l'annexe 3 (celui des sources par auteur), et dans l'annexe 4 (qui regroupe les six inscriptions conservées avec la mention d'un décret du sénat). Ce choix dans la conception du plan oblige constamment le lecteur à naviguer entre les différentes composantes d'un ouvrage qui, malgré la pertinence des analyses de certains cas, tend trop systématiquement, par suite du plan adopté, à réduire les honneurs publics funéraires romains à « des opérations de communication ». Certes, on y voit le reflet de préoccupations très actuelles dans nos sociétés très médiatisées, mais il est fort dommage que l'a. n'ait pas pris davantage en considération la dimension religieuse des cérémonies, en particulier en ce qui concerne la divinisation, car à Rome la religion et le politique sont souvent indissociables. Christine HAMDOUNE.

Guillaume BONNET, *Abrégé de la grammaire de Saint Augustin*, texte établi, traduit et commenté par G. B., Paris, Les Belles Lettres, 2013, LII-96 p., 45 €, ISBN 978-2-251-01465-4.

En 1852, le cardinal Mai publia, à partir d'un manuscrit palatin de la Bibliothèque Vaticane [Pal. Lat. 1746 (*V*)], datant du début du IXe siècle, une *Ars sancti Augustini episcopi ad Petrum Mediolanensem*. Le nom du destinataire était le fruit d'une mélecture de Mai due au mauvais état de la première page de *V*. Mai a établi son édition selon les

habitudes de son époque, corrigeant sans hésitation les leçons de son manuscrit, le plus souvent sans le signaler dans son texte, comme l'auteur (A.) le remarque p. XLII. En 1853, E. Miller, conservateur des manuscrits de la Bibliothèque Nationale de France, signala un deuxième manuscrit de la grammaire attribuée à Augustin, BNF latin 7520 III (*P)*. Dans son compte rendu de l'édition Mai, il compléta le début illisible de *V*, invitant à une nouvelle édition sur la base des deux manuscrits. Peu après (1857), W. Crecelius mit en doute l'authenticité de l'œuvre, postulant qu'il s'agit d'un épitomé produit par Cassiodore de la grammaire perdue d'Augustin. C. F. Weber, héritier de la transcription d'un troisième témoin de l'œuvre, Bruxelles BR 9581-9595 I (*B*), accepta cette hypothèse pour sa nouvelle édition (1861), établie sans consulter directement les trois manuscrits ; il se fia pour *V* à l'édition de Mai et, pour le choix des leçons, donna la préférence à *B*. H. Keil, qui jugea l'œuvre d'Augustin dépourvue d'intérêt, en reproduit dans le cinquième volume de son *Corpus Grammatiorum Latinorum* des extraits pris de l'édition Weber. A. Pieretti a fourni en 2004 une édition de la grammaire dans le cadre de l'édition bilingue latine/italienne d'Augustin, *Nuova Biblioteca Agostiniana* (éd. Città Nuova, 2004, p. 123-181), reproduisant à nouveau l'édition de Weber. La présente édition est donc la première à prendre en compte les trois témoins de l'œuvre. Des descriptions succinctes en sont données dans l'introduction. Tous trois sont composites. *V* est arrivé au Vatican dans la collection de la bibliothèque de Lorsch où il figure dans le grand catalogue datant des environs de 860. Il est actuellement consultable sur le site consacré à la bibliothèque de Lorsch, où l'on trouve une description détaillée avec une bibliographie complète (http://www.ub.uni-heidelberg.de/digi-pdf-katalogisate/sammlung51/werk/pdf/bav_pal_lat_1746.pdf). Cette description se base sur les travaux de B. Bischoff, qui data la première partie de *V* contenant notre grammaire autour de l'année 800, rapprochant son exécution de celle des manuscrits de Godescalc et constatant « ein starker und eigenartiger angelsächsischer Einfluß ». – *P* III (fol. 46-73) date d'un demi-siècle plus tard. Il est consultable sur gallica.bnf.fr. La description associée localise son origine au « Nord de la France » ; dans le troisième volume du *Katalog der festländischen Handschriften...* de Bischoff (posthume), on lit (n° 4461) ; « Mittleres Frankreich (?) », Le troisième témoin *B* est daté par l'A. de la fin du IXe siècle, « provenant peut-être de Tours ». Dans le premier volume du catalogue de Bischoff (n° 732), on trouve : « Frankreich, unter beiläufiger Beteiligung eines turonischen Schreibers, IX. Jh., 3. Drittel ». La date me semble juste, et le copiste tourangeau supposé s'explique à mon avis par le fait que le manuscrit aurait été copié dans le scriptorium de Hincmar de Reims, qui a pris le style des manuscrits de Tours comme modèle. – Aucune de ces références bibliographiques sur les manuscrits ne figure dans les descriptions. – L'A. juge que les trois témoins représentent une seule tradition, pour laquelle il propose un stemma (p. XXXVI) où *V* est l'ancêtre direct de *P* et, par un intermédiaire perdu, l'ancêtre de *B*. À part l'éloignement géographique de la France de *V*, situé à Lorsch en Rhénanie, les faits matériels et textuels ne me semblent pas non plus corroborer ce stemma. *V* sépare très correctement les mots, *P* pratique très souvent la *scriptura continua*. Les mélectures entre *u* et *a* sont fréquentes dans les trois témoins ; elles proviennent d'un modèle pratiquant les *a* très ouverts comme on les connaît des manuscrits du VIIIe siècle de l'Italie du Nord. *P* suscrit les *u* selon l'habitude wisigothique, pratiquée dans ces mêmes manuscrits. Les raisons textuelles données par l'A. en faveur de la dépendance de *P* et *B* envers *V* sont bien faibles, basées sur un critère difficile à utiliser, « la comparaison de passages manifestement fautifs et non corrigés dans l'un des deux manuscrits récents » (p. XXX) : dans l'exemple § 57 « *scribsemus* » (*V*), « *scripsemus* » (*B*), « <*scripsissemus* » (*P*), il faut préciser qu'il s'agit de la leçon de *P2* et qu'il semble que *P* a initialement également écrit « *scripsemus* », en répétant « *semus* » après le mot. Par la suite il a érasé le premier « *semus* », le remplaçant par « is » et laissant le blanc avant le deuxième « *semus* ».

La chronologie de cette correction est difficile à établir. La ligature *i-s* présente dans la correction ne se trouve pas chez le copiste, par contre le *s* est d'une forme bien proche de celle du copiste, mais elle est aussi facile à imiter pour conformer la correction au style de l'écriture. L'exemple suivant, § 70 « *superiore superiorum* », est absent de *P.* L'erreur « *uellint* » (*V* et *P*) pour « *uelint* » (*B*) est encore une caractéristique des manuscrits du VIIIe s. et trop facile à corriger pour permettre d'établir une filiation. L'A. suppose que *V2* est le modèle de *P* et *B* et donne comme preuve § 94 « *citra domum* » (*V2*, *B* et *P*). La situation des manuscrits est plus complexe : « *citra forum* » (*V1*), « *citra donum* » (*P*), « *citra domum* » (*V2*)*,* « *cura domum* » (*B*). Dans ce cas aussi, la chronologie de la correction *V2* est problématique. Elle me semble postérieure à la copie de *P* et *B*. L'A. maintient contre Martorelli que *P* dépend directement de *V* et accepte avec lui l'existence d'un intermédiaire entre *V* et *B*. Comme il a été dit, la situation géographique rend ce stemma improbable ; les faits textuels cités me semblent exclure cette filiation directe et font supposer un modèle unique copié une première fois en Italie du nord dans *V,* qui est arrivé plus tard à Lorsch, et un demi-siècle plus tard dans la France du Nord dans *P* et *B*. Aucun des trois témoins ne porte de trace de lecteurs. – À l'époque carolingienne, l'*Ars* est citée dans la grammaire anonyme qu'on a attribuée pendant un temps à Clemens Scotus (c. 796-838), et dont le seul manuscrit complet, Bamberg SB Class 30, est originaire du scriptorium de Hincmar de Reims (Bischoff, *Katalog*…, n° 206) ; elle est également citée dans les questions grammaticales anonymes du manuscrit rémois Bern BB 83, qu'on a attribuées à Godescalc d'Orbais († 866/869). Reims semble donc avoir été à l'époque le centre qui s'intéressait à cette œuvre grammaticale. À mon avis, *B* pourrait être originaire du *scriptorium* de Hincmar. Pour *P*, on trouve dans la notice de *Gallica* l'origine « Nord de la France » ; l'A. indique, sans donner de raison « peut-être Saint Denis » (p. XXXIV). Les deux localisations ne sont pas loin du centre d'intérêt Reims, mais je n'ai pas trouvé de signes distinctifs qui me permettent de localiser *P*. L'intérêt pour ce genre de grammaire élémentaire s'était perdu au IXe siècle, suite au renouveau carolingien des études. Avec *P* et *B*, nous avons donc affaire à des reliques de la culture précaroline. – Dans son introduction, l'A. rapporte en détail les résultats de l'étude de V. Law sur la question de l'authenticité augustinienne de l'œuvre et de son abréviation éventuelle. S'il reconnaît l'authenticité augustinienne prouvée par Law en montrant les parallèles textuels entre la grammaire et les autres œuvres d'Augustin, il adopte l'idée du XIXe s. de l'existence d'une grammaire complète rédigée par Augustin et qui aurait été abrégée après la mort de Cassiodore, entre le début du VIIe siècle et la date de la copie de l'antigraphe de *V* (p. XXII). On peut s'étonner qu'il admette en même temps que Cassiodore ait connu une grammaire de forme courte d'Augustin (*Institutiones* II, 1.1). L'A. base son raisonnement sur la formulation actuelle du titre de l'œuvre et ne semble pas envisager que, durant les deux siècles qui séparent la mention par Cassiodore de la première copie conservée, ce titre ait pu subir des glissements considérables. – L'apparat de l'édition est surchargé par les leçons des différentes éditions antérieures, dont les limites et interdépendances sont pourtant clairement décrites dans l'introduction. – L'édition est accompagnée d'une traduction française qu'on doit en bonne partie au spécialiste augustinien Emmanuel Bermon, comme on l'apprend par une note discrète à la fin de l'introduction. Veronika VON BÜREN.

Nicoletta BROCCA, *Lattanzio, Agostino e la Sibylla maga. Ricerche sulla fortuna degli Oracula Sibyllina nell'Occidente latino*, Rome, Herder Editrice e libreria, 2011 (Studi e testi tardoantichi, 11), 24 × 17 cm, 437 p., 50 €, ISBN 978-88-89670-68-1.

Nicoletta Brocca (abrégé en N.B. par la suite) aborde un sujet complexe ; non seulement les *Oracles Sibyllins* en eux-mêmes, par leur caractère mélangé (païen, juif, chrétien),

sont difficiles à étudier, mais ils forment des collections changeantes, et on ne les appréhende qu'à travers des écrits et des manuscrits dont la cohérence et l'unanimité n'est pas la qualité la plus évidente. J'ajouterai, pour être complet, que certaines œuvres posent des problèmes de date et d'authenticité. On voit que N.B. n'a pas craint de tenter un long parcours sur sables mouvants. – Les deux premières parties de N.B. (*À propos de la Sibylle*, et *Les Oracles Sibyllins chez les premiers auteurs chrétiens*) sont une sorte de bilan, indispensable pour que le lecteur y comprenne quelque chose, de la présence des *Oracles* chez les auteurs anciens, pris un à un. Lactance et Augustin y ont la part du lion, et on se rappellera que la version grecque et celle d'Augustin présentent un acrostiche, contrairement à celle de Lactance, ce qui est un élément fondamental du puzzle. – À la suite du texte du livre proprement dit, N.B. donne ses sources dans six appendices qui comprennent les textes avec leurs apparats (pris dans les éditions critiques modernes faisant autorité) et qui constituent le soubassement de tout ce qui précède : 1. les catalogues des Sibylles ; 2. l'oracle acrostiche et ses différentes versions : –. les versions grecques ; –. le *Iudicii signum* (Aug., *civ.* 18, 23) ; –. les *Versus sibyllae de iudicio Dei* (la tradition insulaire complète) ; la traduction dans le *Saeculare Sibyllinum* (qui est une traduction, latine et incomplète, du livre VIII des *Oracles Sibyllins*) ; 3. le *Saeculae Sibyllinum*, v. 1, 22 (26) ; 4. l'oracle *Veniet enim rex omnipotens* ; 5. le centon *In manus iniquas infidelium* (Aug., *civ.* 18, 23) et les traductions latines des manuscrits de Lactance avec 2 sous-parties : les *Dicta Sibyllae magae*, les *Dicta* et les traductions latines dans les manuscrits de Lactance ; 6. les vers sibyllins chez les auteurs chrétiens (d'Athénagoras à la *Theosophia*). Le lecteur peut ainsi considérer en une seule fois les variantes du même texte dans les différentes collections, ce qui est, de toute évidence, extrêmement pratique. – Si l'on part de l'état de la question dans la littérature contemporaine, le point de départ est l'étude de Marie-Louise Guillaumin, *L'exploitation des « oracles sibyllins » par Lactance et par le « Discours à l'assemblée des saints »*, paru dans *Lactance et son temps* en 1978. Je résume : à l'époque de Lactance, des poèmes attribués aux Sibylles circulaient en Afrique dans une mauvaise transcription latine et jouissaient d'une diffusion plus grande que les seuls recueils grecs. Par la suite, à Carthage, le proconsul Flaccianus avait entre les mains des Oracles en grec, il les a mis sous les yeux d'Augustin, lequel, dans la Cité de Dieu, a procuré une version latine correcte du poème qui l'intéressait, avec l'acrostiche ΙΧΘΥΣ, soit en latin *Iesus Christus Dei filius Saluator*. M.L.G. estime que Lactance avait connu le texte grec des Livres Sibyllins peut-être déjà en Afrique. Il a contribué à les faire connaître à Constantin. La vogue de cette littérature explique qu'on en ait procuré une nouvelle édition ornée de cet acrostiche. F. Dolbeau (dans une conférence inédite donnée à l'*IRHT* en 1996) a fait remarquer que, si Lactance avait disposé d'un manuscrit dans lequel l'acrostiche n'était pas « typographiquement » visible, il a très bien pu ne pas le voir. – Innocenzo Cervelli, *Questioni sibilline*, in *Studi storici* 34.4, 1993, p. 895-1001, étudie plus spécialement la christianisation de l'*Erythrea*, et présente la Sibylle *Cumana* de Virgile comme spécialement la Sibylle de l'Église catholique et de sa grande mission. – En 2008, on revient sur la question par le biais des textes figurant dans des collections dans *L'Antiquité tardive dans les collections médiévales. Textes et représentations, VIe-XIVe siècle*, éd. Stéphane Gioanni et Benoît Grévin, Rome, EFR, 2008 (recension par Dominic Moreau dans *Antiquité tardive*, t. 18 = *Lecture, livres, bibliothèques dans l'Antiquité tardive*, 2011, p. 393-401, que nous reprenons). Il s'agit de l'étude des compilations qui ont transmis des ouvrages de l'Antiquité tardive et du Haut Moyen-Âge : globalement, il convient de revaloriser la tradition manuscrite en tant que source à part entière et de considérer les collections manuscrites afin de comprendre les sources de l'Antiquité tardive et du Haut Moyen-Âge. Dans le volume figure une importante contribution de N.B. : *La tradizione della Sibilla Tiburtina e l'acrostico della Sibilla Eritrea tra Oriente ed Occidente, Tardantichità e Medioevo.*

Una « collezione » profetica ? (p. 225-260). Elle étudie le processus de création des assemblages textuels de textes latins placés par le Moyen-Âge sous le patronage de la sibylle *Tiburtina* ou *Erythrea* ; d'importantes incertitudes apparaissent d'emblée : datation des différentes recensions de la Tiburtina (vers 378-390), ou tendance constantinienne ou anti-Julien ? (opinion d'I. Cervelli en 1993). N.B. essaie de vérifier la parenté de l'acrostiche christologique de la fin des traductions de la *Tiburtina* et les témoins antérieurs dudit poème : les *Oracula Sibyllina*, l'*Oratio ad sanctorum coetum* (de Constantin et/ou d'Eusèbe de Césarée), le *De civitate Dei* d'Augustin, le sermon *contra Iudaeos* de Quodvultdeus, etc. Elle continue sur le problème de la réception de la *Sibylla maga* (qui figure dans les versions latines de la *Tiburtina* : témoignages de l'Antiquité tardive : les *Institutions divines* de Lactance, les *Oracula Sibyllina*), des œuvres (susdites) d'Augustin et de Quodvultdeus. – Pour le lecteur de notre recension, ajoutons une référence que N.B. ne pouvait pas connaître dans le présent livre. Innocenzo Cervelli (I.C.) est en effet revenu sur la question dans ses *Questioni sibilline*, Venezia, 2011 (plus de 350 p.). Sa position est résumée p. x: la question est labyrinthique, ses fils sont embrouillés. Les premières traces viennent de l'Orient grec, puis on va vers Rome et l'Occident romanisé en plus de l'Orient, et au nord dans un contexte germanique. Le moment capital est le IVe siècle, à partir de l'œuvre de Lactance, en tant qu'opération idéologico-religieuse qui récupère la Sibylle dans le christianisme. La composante « anti-julienne » est une réponse à la tentative de restauration païenne de Julien. Le passage de la Sibylle païenne à la Sibylle chrétienne implique une mutation radicale de la perception de la Sibylle : la *Tiburtina* vieille de mille ans, en proie au *furor*, devient un personnage jeune, étincelant de beauté et de grâce. À la fin de l'âge des Pères, la Sibylle est devenue la prophétesse qui annonce le vrai Dieu. Et on aboutit à la figuration de la cinquième Sibylle sur la voûte de la chapelle Sixtine. À la suite de Cataudella, I.C. date l'*Oratio ad sanctorum coetum* de l'époque de Julien. Et la non-connaissance de l'acrostiche christologique par Lactance est un discriminant par rapport à l'*Oratio*. – Au total, en 2011, les mots de conclusion de P. Courcelle, *Les exégèses chrétiennes de la quatrième Églogue*, in *RÉA* 61, 1957, p. 294-319, gardent leur valeur : on est devant un foisonnement d'interprétations variées, souvent gratuites et téméraires (ce qui justifie la sévérité de Jérôme), ce qui fonde une tradition médiévale double : l'ironie ou le mépris (Alcuin, Philippe de Harvengt, Rupert de Deutz), ou l'enthousiasme (cas le plus fréquent), devant des écrits qui associent sacré et profane, Antiquité païenne et foi chrétienne, l'humanisme et la théologie. En plus, les auteurs croient suivre Augustin, alors qu'ils suivent Quodvultdeus. – N.B. essaie donc de mettre de la lumière dans cet embrouillamini. Les pages de la *Préface* posent le problème. On part d'un panorama varié de traditions oraculaires et divinatoires du monde gréco-romain, avec des figures féminines comme la Pythie, à un(e) porte-voix du *mégas théos* des Hébreux, puis des chrétiens ; concrètement, un corpus de vers sibyllins composés entre le IIe et le VIIe s. En Occident, Lactance et Augustin sont les vecteurs majeurs des citations (qui ont une autorité reconnue en Orient, comme le montre le prologue de la collection la plus ancienne). À partir d'Augustin, on va vers la consécration des Sibylles comme annonciatrices du Christ à côté des prophètes proprement dits. N.B. entreprend des recherches sur la tradition latine des vers des *Oracles sibyllins* et des autres prophéties en circulation sous le nom, en particulier la *Tiburtina latina*, les oracles rapportés dans la *Cité de Dieu* : l'acrostiche de la Sibylle Érythrée, le centon *In manus iniquas infidelium postea ueniet* (cité par Lactance, *Institutions*) et la *uersio aucta*, transmise comme *Dicta Sibyllae magae*. Cela conduit N.B. à réexaminer le processus de christianisation, la perception qu'en avaient les Pères, à mener une analyse philologique des citations des *Oracles Sibyllins* chez les auteurs chrétiens avant l'assemblage de la première collection (*lib.* 1-8), et à rechercher les indices permettant de

reconstruire les différentes recensions des textes en question. – Tel est le programme. Il se décline en quatre chapitres (non numérotés et dépourvus d'une conclusion générale) et en six appendices évoqués ci-dessus : 1. À propos de la Sibylle (sorte de rétrospective qui montre les différences entre les auteurs jusqu'à Augustin) ; 2. Les *Oracles Sibyllins* chez les premiers auteurs chrétiens (où l'on voit que la récolte de ces textes est un témoignage de l'histoire de ces textes) ; 3. L'acrostiche christologique de la Sibylle (Érythrée) ; et 4. Le centon *In manus iniquas infidelium postea veniet* et les *Dicta Sibyllae magae*. – Vu le caractère « éclaté » de l'ensemble, je me bornerai à quelques remarques : – À propos de Lactance (p. 143-180) : p. 143, N.B. relève le caractère protéiforme de la tradition ; p. 165, la *Theosophia* par rapport à Lactance témoigne souvent de la proximité, mais le découpage est différent ; de nombreuses citations comportent des variantes qui ne sont pas non plus dans la tradition directe des *Oracula Sibyllina*. J'ajouterai aussi que, quand les copistes doivent transcrire du grec, les manuscrits de Lactance comportent beaucoup d'erreurs qui ne sont pas forcément significatives. N.B. remarque, p. 305, l'existence de problèmes dans la transcription du grec. Cela est relativement banal. À la fin du XIX[e] siècle, S. Brandt, l'éditeur de Lactance dans le *C.S.E.L.* notait que souvent les copistes ne comprenaient pas bien le grec qu'ils lisaient. Tout cela débouche sur un maquis de conjectures ; on est amené à raisonner sur des « têtes d'épingles », et la situation est encore compliquée par la disparition de tout un matériau. N.B. le relève elle-même (p. 180) : beaucoup d'hypothèses sont possibles pour conclure. – Sur Lactance et l'*oratio*, objet de multiples interrogations (N.B. adopte raisonnablement les positions de P. Maraval : discours authentique de Constantin, latin, à Nicomédie, autour de Pâques 325), N.B. se heurte au fait que, à la différence de l'*Oratio*, Lactance ne parle pas de l'acrostiche, ce qui est étonnant si l'on admet la proximité de Lactance et de Constantin entre 314 et 325 ; elle hésite entre plusieurs hypothèses : ou Lactance ne le connaissait pas, ou la traduction n'existait pas encore à l'époque (p. 225) ; ou (p. 232) il ne connaissait pas cette particularité, ou vraisemblablement il a considéré l'acrostiche comme contre-productif. Pour conclure (p. 233) : il est difficile de dire pourquoi Lactance n'en parle pas à la différence de l'*Oratio* et d'Augustin… Sans parler de l'hypothèse proposée par F. Dolbeau en 1996 relevée ci-dessus. – Sur l'acrostiche *CTAYPOC* (p. 277-291), après avoir fait l'historique des hypothèses, N.B. conclut que le codex de Flaccianus ne contenait probablement pas l'acrostiche, sans que cela implique qu'il n'existait pas. Cela me donne l'impression d'être devant un puzzle auquel il manque trop d'éléments pour être lisible : trop d'indécidables. Comme dans le *De opificio Dei* de Lactance, il est clair que l'on est devant une tradition dont on a quelques témoins, ici ou là. Mais cela ne veut pas dire que l'on peut savoir – sauf dans quelques cas – par quels intermédiaires le texte ou l'idée est passé. – Pour conclure, N.B. a fait très honorablement le point sur la question de la tradition des *Oracula Sibyllina* ; à notre avis, il en résulte clairement que la tradition est fluide, que l'on peut à peu près comprendre comment elle fonctionne dans ses grandes lignes, mais qu'il est utopique de penser que l'on peut aller beaucoup au-delà. Et les appendices du livre permettent de prendre rapidement connaissance des variantes des textes importants. N.B. peut légitimement en être remerciée. Michel Jean-Louis PERRIN.

A. CASTRO SANTAMARÍA / J. GARCIA NISTAL, *La impronta humanística (SS. XV-XVIII). Saberes, visiones e interpretaciones. Coords. A. C. S. & J. G. N.*, Palerme, Officina di Studi Medievali, 2013 (La tradición clásica y medieval del Mediterráneo al Atlántico, 1), VIII-519 p., fig., ISBN 978-8-8648-5072-6.

Trente-deux contributions, réparties en trois sections, sur une époque qui ne cesse de fasciner dans un contexte d'Europe à plat. Des œuvres vernaculaires sont étudiées :

l'unique emblème ornant la *princeps* de *Don Quichotte* (IIIe section, 6e contribution) ; la formation humaniste (I, 1, 5 et 9) ; les conceptions architecturales du carme déchaussé Andrés de San Miguel, inspiré par le Temple de Salomon (III, 8) ; le désir très sérieux de localiser le paradis d'avant le péché originel, englouti lors du Déluge (III, 7). Deux thèmes sont davantage exploités, à une époque qui vit l'Espagne dilater ses horizons : les spéculations politiques, économiques et sociales (I, 7 et 10 ; II, 2 et 3) et surtout, dans la seconde section, le Nouveau Monde, objet de curiosité, de trafics commerciaux, d'évangélisation, de recherche d'antécédents bibliques (le Nouveau Monde, c'est l'Ophir) ; le regard se porte aussi vers l'Asie et l'Afrique. Quelques études touchent à l'Antiquité classique : les inscriptions latines du cloître de l'Université de Salamanque, dédiées à diverses branches du savoir, ont la forme de l'épigramme (I, 2). L'humaniste Abril (Pedro Simón, 2e m. XVIe s.) composa des ouvrages de grammaire, des commentaires et traductions appréciables d'auteurs anciens, défendit le castillan (y compris dans ses œuvres philologiques), proposa une réforme de l'enseignement des langues anciennes ; par contre, ses connaissances géographiques remontaient à l'Antiquité : les découvertes récentes le concernaient peu (I, 3 et II, 8). Marchena (José) falsifia avec talent le chapitre 26 du *Satyricon* dans son *Fragmentum Petronii* (Bâle, 1800), dont l'édition d'Alvarez Barrientos (2007) pourrait être amendée (II, 1). L'intérêt des humanistes espagnols couplait monnaies antiques et unification nationale, jusqu'à imiter des modèles anciens (Charles Quint et Marc Aurèle, Trajan, Auguste ; III, 1 et 2). Le médaillon de Jules César ornant le cloître de la Cathédrale de St-Jacques-de-Compostelle voit ici ses modèles précisés et ses intentions dévoilées. Bernard STENUIT.

Marco CAVALIERI / Giacomo BALDINI, *Oltre il riflesso. Storia, iconografia e società negli specchi etruschi del Museo Archeologico Nazionale di Parma*, Bruxelles / Rome, Institut historique belge de Rome (diffusion Brepols), 2013 (Artes, 4), 27 × 21 cm, 223 p., fig., ISBN 978-2-503-54914-9.

Le projet d'étudier ces miroirs date de l'année 2000 mais il n'a pu pour diverses raisons liées aux activités personnelles des auteurs, être jusqu'ici réalisé. Entre temps l'Istituto di Studi Etruschi ed Italici a mis en chantier une édition du *CSE* dont la parution est annoncée prochainement et qui devrait comprendre outre la collection du Musée de Parme, plusieurs autres collections de miroirs conservés dans les Musées d'Émilie. On peut donc s'interroger sur l'opportunité de cette édition même si les auteurs ont voulu la replacer dans l'histoire de l'intérêt portés en Émilie au XIXe siècle aux antiquités, en particulier étrusques. Rappelons que c'est au Musée de Parme que sont conservés la *Tabula alimentaria* de Trajan ainsi que les vestiges mis au jour à Velleia. Cet intérêt pour l'Antiquité apparaît notamment dans les peintures à l'encaustique longuement décrites (p. 13-67) qui ornent aujourd'hui le Palazzo Ducale della Pilotta, siège du Musée, et qui sont dues au peintre local Francesco Scaramuzza (1803-1886). – La collection comprend 19 miroirs (plusieurs étaient inédits) à propos desquels on possède peu d'information. Parmi eux, figurent sept miroirs provenant de Cerveteri, déclarés « dono A. Castellani » qui ont été acquis en 1873. On sait qu'A. Castellani, orfèvre célèbre, fut un copieur d'œuvres antiques et aussi un faussaire habile (A.-M. Moretti Sgubini, *La collezione Augusto Castellani*, Rome, 2000) ; mais les miroirs du Musée de Parme provenant de ce don, sont tous considérés comme authentiques. La grande majorité de ces 19 miroirs appartiennent à l'époque hellénistique et présentent des gravures stéréotypées (des figures masculines se faisant face considérées comme les Dioscures, des figures féminines ailées [*Lasa*] ou encore des scènes à quatre personnages). Trois miroirs, plus anciens, présentent un intérêt particulier : le n° 2 du catalogue daté de la fin du VIe-

début du Ve siècle dont l'authenticité après un examen très attentif ne peut être mise en doute, montre un *symplegma* de type érotique dans un décor dionysiaque entre deux satyres, et une ménade ; la scène figurée sur le miroir n° 3, daté de la seconde moitié du Ve siècle, qui présente une figure masculine portant un himation triangulaire sur un chiton (tête de profil à droite, cheveux enserrés dans un bandeau, torse de face, jambes de profil), est interprétée comme une figure célébrant un geste rituel en relation avec le culte de Dionysos. Le miroir n° 11, daté des premières décennies du Ve siècle, présente deux figures masculines vêtues qui se font face ; il s'agit sans doute d'une représentation des Dioscures. J'attirerai aussi l'attention sur le miroir n° 10 de la fin du IVe-début du IIIe siècle provenant sans doute de Vulci. Il présente trois personnages nus, identifiés par leurs attributs et par leur nom (*hercle* debout face à *turms*/Hermès et *vilae*/Ioalaos). Cette scène qui a été abondamment discutée symboliserait le passage de la *paideia* à la *iuuentus* grâce aux *athla*. Les AA. ont adopté pour chacun des miroirs une présentation très rigoureuse, détaillée et de qualité qui comprend les rubriques habituelles du *CSE* (bibliographie, état de conservation, technique d'exécution, description, discussion, etc) ; comme dans les volumes du *CSE*, les *indices* sont détaillés. On peut donc se demander s'il est encore nécessaire que la collection du Musée de Parme prenne place un jour dans un volume du *Corpus*. Les AA. se sont efforcés, à partir de comparaisons stylistiques poussées, de proposer des zones de provenance et des ateliers. Si l'effort est louable et intéressant, il ne paraîtra pas toujours convaincant et devra être certainement affiné. Je regrette d'autre part que les illustrations soient dans un format trop petit ce qui ne facilite pas la lecture des scènes figurées. Il reste cependant que la collection du Musée de Parme, présentée avec beaucoup de soin, est aujourd'hui mise à la disposition des chercheurs. Pol DEFOSSE.

Chiara CORBO, *Constitutio Antoniniana. Ius Philosophia Religio*, Naples, D'Auria, 2013 (Studi e testi di Koinonia, N.S. 4), 21 × 15 cm, 210 p., ISBN 978-88-7092-353-7.

La tradition appelle constitution antonine – *constitutio Antoniniana* – l'édit, promulgué en 212 de notre ère par l'empereur Antonin Caracalla, qui conféra la citoyenneté romaine aux habitants de l'Empire. L'original latin ne nous est pas parvenu. Mais, indépendamment des multiples allusions qui y sont faites dans les sources juridiques (par exemple, un fragment des commentaires de l'édit d'Ulpien repris au *Digeste* 1, 5, 17) et littéraires (par exemple, par Dion Cassius, Prudence, Augustin, Rutilius Namatianus, Sidoine Apollinaire), le célèbre édit nous est avant tout connu grâce à un papyrus grec, découvert en 1902 en Egypte et publié en 1910, dit *papyrus de Giessen* 40, colonne I. Ce texte serait une copie locale de la version officielle élaborée par le bureau *ab epistulis Graecis* de la chancellerie impériale. Malheureusement, le document est gravement mutilé : toute la partie gauche manque sur plusieurs centimètres – peut-être huit –, sans compter que le texte lui-même comporte de sérieuses lacunes. La constitution antonine a, bien évidemment, suscité le plus grand intérêt auprès des historiens du droit romain, qui ont consacré leurs recherches à nombre de ses aspects : l'attribution de l'édit à Caracalla ou à d'autres empereurs, la reconstruction du contenu exact du texte, notamment la teneur de la clause d'exclusion des *dediticii* du bénéfice de la citoyenneté, l'individualisation des buts réellement poursuivis par l'empereur, les effets produits par la constitution sur le plan juridique, les conséquences de l'édit sur les relations entre l'Empire et l'Eglise sous les Sévères. L'abondance de la littérature existante n'a pas rebuté notre Auteur qui, frappée par la modernité et la force novatrice de la thématique – ne vivons-nous pas aujourd'hui au sein d'une société multiculturelle et globalisée ? – n'hésite pas à la reprendre, mais avec d'autres clés de lecture. Vecteur de changement social, l'impact de

l'édit sera examiné plus particulièrement sous deux angles : l'angle idéologico-culturel – influence du stoïcisme et de l'idéal cosmopolite – et l'angle religieux – influence sur le christianisme et sa vocation universelle. Et, par souci de complétude, l'Auteur, en guise d'introduction, reprend en première partie de l'ouvrage, les grandes questions suscitées par le célèbre édit. L'index des sources utilisées et celui des auteurs cités clôturent cette belle étude, intelligente et claire – le prénom de l'Auteur l'y prédisposait… –, qui, certes, ne mettra pas le point final sur la thématique, mais a le grand mérite d'en relever l'actualité, à telle enseigne que l'étude intéressera, non seulement les historiens du droit romain, mais également tout lecteur humaniste. Huguette JONES.

Anne COULIÉ, *La céramique grecque aux époques géométrique et orientalisante (XIe-VIe siècles av. J.C.)*, Paris, Picard, 2013 (Les manuels d'art et d'archéologie antiques), 29 × 23,5 cm, 304 p., fig., 4 cartes, 88 €, ISBN 978-2-7084-0926-2.

Danilo NATI, *Ceramica attica a figura nere nel Museo archeologico nazionale di Tarquinia*. I.1, *La collezione Bruschi Falgari*, Rome, Giorgio Bretschneider, 2012 (Archeologica, 168 – Materiali del Museo Archeologico Nazionale di Tarquinia, 20), 24 × 17 cm, XIV-168 p., 102 pl., 85 €, ISBN 978-88-7689-271-4.

Francesca Paola PORTEN PALANGE / Cristina TROSO, *La terra sigillata italica della collezione Stenico*, Rome, Giogio Bretschneider, 2011(Archeologica, 165), 24 × 17 cm, 135 p. 45 pl., 130 €, ISBN 978-88-7689-264-6.

On sait combien la céramique grecque a été appréciée par les populations italiques et surtout étrusques. Dès l'époque orientalisante, époque de l'apogée du développement économique et politique de l'Étrurie, l'aristocratie a été une clientèle de choix pour les ateliers grecs qui ont introduit en Italie le décor peint, la polychromie et les scènes figurées de la mythologie héroïque et divine ainsi que des formes nouvelles qui serviront de modèles aux potiers autochtones. Le beau livre d'A. Coulié ne peut donc être ignoré par les historiens et archéologues dont l'intérêt se porte davantage sur le monde italique. De nombreux objets provenant des ateliers corinthiens comme l'*olpè* Chigi (voir la carte en fin de volume) ont été retrouvés sur le sol italien. A. Coulié consacre d'ailleurs dans le troisième chapitre de son livre, *La céramique orientalisante : Corinthe*, quelques réflexions à l'Étrurie (p. 126). La présence parmi les mobiliers funéraires à Caere mais aussi à Capoue ou Nola de produits provenant des ateliers corinthiens, fait d'ailleurs penser que cette production répondait à une demande spécifique à laquelle les ateliers grecs se sont adaptés pour répondre au goût de leur clientèle (importance des scènes de banquet et des représentations d'animaux). Et c'est afin de satisfaire cette clientèle aristocratique que des ateliers autochtones installés en Étrurie méridionale, ceux de Vulci entre autres, ont tenté d'imiter les productions importées (voir très récemment J.-G. Szilágyi (*Ceramica etrusco-coruinzia figurata*, Parte I, *630-580* et Parte II, *590-580 a.C.*, Florence, 1992-1998). Ces artisans locaux ont sans doute été initiés par des maîtres venus de Grèce comme le légendaire Demaratos qui, vers le milieu du VIIe siècle, s'installa à Tarquinia où il aurait introduit avec quelques artistes l'art de la *plastiké*. Remarquablement illustré comme tous les volumes de cette collection, l'ouvrage de A. Coulié qui a été conçu aussi bien pour les chercheurs que pour un public d'étudiants, aborde également l'étude des céramiques de l'Est de la Grèce, la céramique protoattique et les productions insulaires des Cyclades, de Thasos, de Crète, de Skyros. On appréciera le glossaire, une présentation des nombreuses formes des vases et le tableau chronologique détaillé de l'évolution des techniques. – À la fin de la période archaïque, ce sont les ateliers attiques qui ont été appréciés comme l'atteste l'abondance des vases à figures noires retrouvés dans les sépultures de Tarquinia. Déjà trois études leur ont été consacrées dans la collection Materiali

del Museo Archeologico Nazionale di Tarquinia (L. Campus, *Ceramica attica a figure nere. Piccoli vasi e vasi plastici*, Rome, 1981 ; C. Tronchetti, *Ceramica attica a figure nere. Grandi vasi, anfore, pelikai, crateri*, Rome, 1983 ; E. Piero, *Ceramica « ionica » non figurata e coppe attiche a figure nere*, Rome, 1984). Les vases publiés par D. Nati, soit inédits soit déjà signalés mais sans une présentation particulière, appartenaient à une collection privée constituée dans la seconde moitié du XIXe et entrée au Musée de Tarquinia en 1916. Elle comprend 50 pièces, surtout des vases fermés qui ont été classés par peintres ou ont été regroupés dans des ensembles comme le fit J. Beazley – qui demeure la référence – dans son édition des *Attic Black Figured Vase Painters* (1956). Chaque peintre ou groupe de vases est précédé d'une brève présentation et chaque vase est bien entendu muni d'une fiche technique, d'une description attentive que l'on peut suivre sur des illustrations de qualité. Enfin, les confrontations stylistiques et les comparaisons très fouillées auxquelles s'est livré D. Nati, aboutissent à des propositions de datation relativement précise. Parmi les scènes figurées, appréciées par l'aristocratie de Tarquinia, j'ai retenu entre autres (un index aurait été utile) une hépatoscopie sur une amphore datée des années 530-520, la présence fréquente du demi dieu Hérakles, des scènes montrant des Ménades et des Satyres en présence ou non de Dionysos, le rapt de Thétis par Pélée, des scènes de gigantomachie, plusieurs représentations d'un cortège nuptial ou du départ d'un guerrier pour la guerre. – Je voudrais également signaler ici l'heureuse initiative de publier la collection du professeur Arturo Stenico conservée à Pavie. Cette collection, comprenant 219 fragments de terre sigillée, en grande partie inédits, a en fait été constituée par l'archéologue Carlo Albizzati. Elle fut acquise au décès de celui-ci en 1950 par A. Stenico, bien connu par ses travaux sur la céramique arétine. Le catalogue comprend 219 fragments classés en deux ensembles, ceux qui proviennent des quatre phases de production de l'atelier de M. Perennius (n° 1-137), le plus célèbre d'Arezzo, et ceux qui sortent d'autres ateliers. On notera dans la collection la présence de vingt et un fragments présentant des motifs érotiques, souvent en relation avec des scènes de *symposium*. D'excellentes photos à l'échelle 1:1 complètent la présentation écrite de ces fragments qui a été confiée à deux élèves d'A. Stenico, également excellents connaisseurs de la céramique sigillée. Pol DEFOSSE.

Franz CUMONT, *Les mystères de Mithra*. Volume édité par Nicole Belayche et Attilio Mastrocinque avec la collaboration de Daniela Bonanno, Torino, Nino Aragno Editore, 2013 (Bibliotheca cumontiana. Scripta maiora, 3), 24 × 15 cm, XC-258 p., fig., 1 cartes dépl. h.t., 70 €, ISBN 978-88-8419-610-1.

Pourquoi faire reparaître *Les mystères de Mithra* de F. Cumont, dans leur 3e édition, mais un siècle plus tard ? Même assortie d'une utile et instructive *Introduction bibliographique*, cette réédition nous laisse un peu perplexes, car elle concerne l'histoire de la recherche plutôt que la recherche même, quoique la 2e partie de l'*Introduction* (« L'œuvre est là. L'œuvre sera ») nous donne un aperçu des travaux publiés après Cumont et donc des enquêtes actuelles. C'est une tendance récente que de faire beaucoup de bibliographie et un peu moins d'histoire. La 1ère partie de l'*Introduction* (« L'homme de Mithra ») évoque la genèse et l'élaboration du grand corpus, *Textes et monuments figurés relatifs aux mystères de Mithra* (*TMMM*), dont le tome I, paru en 1899, contenait déjà (p. 223-350) l'essentiel du livre aujourd'hui réimprimé. Les 2e et 3e éditions apportaient des mises à jour documentaires et bibliographiques. Surtout, Cumont a remanié, pour finir, les p. 213-220 de son *opus magnum* pour consacrer un appendice à *L'art mithriaque*, dont il avait bien vu l'importance majeure. Le contexte éditorial, les idées ambiantes conditionnent l'originalité de Cumont. La même année que *TMMM* I paraissait un *Essai*

d'A. Gasquet qui attribuait (comme Cumont) au mithriacisme « un substrat perse nourri d'influences iraniennes et chaldéennes dans un creuset achéménide » (p. XXXVII), mais sans la médiation des Maguséens, si chers au savant belge. Dans la stratigraphie de cette religion que Cumont désignait curieusement comme « forme romaine du mazdéisme » (expression dont le sens mérite explication), la composante babylonienne (p. XLII) comptait beaucoup en raison de l'astrologie. Mais l'astrologie des mithriastes était grecque plutôt que chaldéenne à proprement parler. Entière demeure la question de l'implantation du culte en Italie. Les débats consécutifs à la publication des *Mystères de Mithra* (p. LIII-LXIII) n'ont pas vraiment touché aux problèmes de fond (sauf dans la controverse opposant Toutain à Cumont). Mais ce fut le cas durant le dernier demi-siècle, dont la 2e partie de l'*Introduction* traite en rendant bien compte de certaines recherches menées depuis la mort de Cumont : origines et diffusion du mithriacisme, relations avec la philosophie ou l'orphisme, astrologie, christianisme. Cependant, plusieurs autres points pouvaient être abordés. Il conviendrait de mieux dater les monuments figurés (p. LXXIII-LXXV) et d'en analyser le style ou l'expressivité signifiante. Il faudrait également réétudier telles variantes problématiques, comme celle du dieu qu'enlace un serpent dans la série danubienne : est-ce bien l'Océan qui cherche à « engloutir » Mithra (p. 110 et fig. 19) ? C'est fortement douteux. Les questions que soulève la liturgie valent qu'on s'y arrête, notamment les deux moments de l'office mithriaque dont témoignent les reliefs bifaces (*RHR* 194, 1978, p. 147-157), la fonction des autels (dans *L'espace sacrificiel*, Paris, 1991, p. 218-223) ou la consécration des « Lions ». Le léontocéphale a suscité maints commentaires : cf. H.M. Jackson, dans *Numen* 32, 1985, p. 17-45. Le *Mithraeum* de S. Prisca nous a révélé la tutelle des planètes sur les différents grades, mais sa signification proprement astrologique reste (me semble-t-il) bien sujette à caution (cf. *Res Orientales* 12, 1999, p. 249-259). Les inscriptions métriques de S. Prisca n'ont pas fini non plus de nous interroger, et Cumont (*CRAI* 1945, p. 406) avait justement reconnu l'intérêt capital de ces « poésies sacrées ». Que veut dire exactement A. Mastrocinque (p. LXXXV) à propos de « l'âme de l'empereur, dont l'iconographie cosmique ressemblait de près à celle de Mithra » ? U. Bianchi a bien mérité des études mithriaques en organisant deux colloques qu'il a publiés : *Mysteria Mithrae* (*EPRO* 80, 1979) et *La soteriologia dei culti orientali nell'Impero Romano* (*EPRO* 92, 1982). Sur ce dernier thème, les pages que Cumont consacrait à l'outre-tombe (p. 112-116) sont à réviser. Ce qu'il écrivait de l'échelle mithriaque et des « vêtements » que l'âme dépouille en remontant au ciel (p. 114-116) n'a rien à voir avec le mithriacisme. Enfin, il importe de revoir les sources littéraires avec plus de rigueur critique : elles peuvent procéder d'informations directes (Tertullien), mais aussi – trop souvent – de traditions livresques plus ou moins déformées, mal comprises, sinon réinterprétées à contresens. J'y ai insisté dans *Les religions orientales… cent ans après Cumont*, Rome / Bruxelles, 2009, p. 429-448. Il y aurait lieu, d'ailleurs, d'étudier les contextes plus strictement qu'on ne l'a fait, par exemple celui du témoignage de Celse sur l'échelle mithriaque (Orig., *C. Cels.* VI, 22), dont les connotations sont à analyser. Sur Mithra et l'astronomie, je me suis expliqué brièvement dans *Pour la science*, mars 1990, p. 8. Le volume nous fait connaître (p. 205-254) les annotations personnelles de Cumont sur son exemplaire de *TMMM* I et un inédit sur « L'introduction du culte de Mithra en Occident », annoté par Mommsen. La *Bibliotheca Cumontiana* « se veut critique et scientifique » (Projet éditorial), car « relire et faire relire Cumont », c'est « avant tout questionner l'histoire et l'historiographie » (*ibid.*). En tant que membre du comité scientifique, je crois devoir me demander si faire relire *Les mystères de Mithra* sans remettre en cause foncièrement des affirmations brillantes, mais discutables, voire infondées, est de nature à satisfaire le lecteur contemporain. Le retard que mettait Cumont à remettre à jour son livre avant réimpression (p. LXIV) et les ajouts sur son texte de

TMMM I nous attestent le souci qu'il avait de retraiter sa rédaction, car « il n'a jamais clos le dossier de Mithra » (p. LXIII). C'est suivre son exemple que le reprendre constamment, quitte à le contester. Robert TURCAN.

Marco DE MARCO, *Fiesole. Museo Civico Arcrcheologico. Un secolo di bellezza*, a cura di M. D. M., Florence, Polistampa, 2013, 32 × 25 cm, 175 p., fig., 28 €, ISBN 978-88-596-1323-7.

Cet ouvrage, édité à l'occasion du centième anniversaire du Musée archéologique de Fiesole, comprend deux sections, l'une consacrée au Musée, à son histoire, à l'intérêt porté aux vestiges archéologiques par les édiles locaux et un catalogue remarquablement illustré des principales œuvres conservées dans le musée, fraichement réaménagé. Les nombreuses photos laissent entrevoir des espaces agréables et fort bien conçus. – Rappelons que le site archéologique de Fiesole, qui s'étend sur une superficie de trois hectares environ et qui fut découvert progressivement, comprend un théâtre fort bien conservé construit au 1er siècle après J.C., des thermes et un temple étrusque sur lequel on superposa, après la conquête en 90 avant J.C., un temple plus vaste dédié, semble-t-il, à Minerve ; dans cet espace on notera aussi une nécropole d'époque lombarde. C'est dans cet ensemble que le musée, à l'initiative d'Edoardo Galli, a fort heureusement trouvé place dès 1914, de sorte que le visiteur peut passer aisément sans transition d'un lieu à l'autre. Les débuts du musée et ses réaménagements successifs au gré des découvertes archéologiques et des dons, sont largement retracés par Carlo Salvianti (*Il Museum Faesulanum. Tra passato remoto e attualità, 1878-1914*) et M. Cantini (*Il nuvo museo civico archeologico*). Parmi les objets exposés et présentés par M. De Marco, je signalerai notamment plusieurs bas-reliefs en marbre qui décoraient le théâtre, une importante collection de monnaies et de vases attiques à figures noires ainsi qu'un abondant matériel d'époque étrusque. Notons aussi dans les magasins d'importantes collections qui devraient être mises en valeur dans le futur. J'attirerai tout particulièrement l'attention sur la sculpture en bronze, acéphale et sans pattes, découverte en 1882 et souvent identifiée comme étant le corps d'une louve mais que M. De Marco considère, non sans raison me semble-t-il, comme étant celui d'une lionne ou mieux d'un être hybride lion/lionne (p. 78-81). « L'impressione è dunque che il monumento rappresenti non tanto un vero e proprio animale reale, quanto piuttosto una sorta di 'duplicazione' al feminile di un leone maschio ». Cette suggestion prend appui sur un examen attentif de la sculpture et sur le fait que les Étrusques ne connaissaient pas ce félin comme l'attestent de nombreuses représentations peu réalistes. Grâce à des analyses chimico-physiques et radiographiques, on a pu déterminer qu'il s'agit d'une œuvre produite au début de la période hellénistique selon la technique de la cire perdue. Quant à la signification de cette sculpture, on en reste au niveau des hypothèses ; elle pourrait être, étant donné le lieu de la découverte, de nature apotropaïque. Pol DEFOSSE.

Encyclopedia of Ancient History: On-Line Version [http://onlinelibrary.wiley.com/book/10.1002/9781444338386].

L'*Encyclopedia of Ancient History* (appelée désormais l'*EAH*) par la maison d'édition notoire Wiley-Blackwell fut (et continue d'être) l'une des plus grandes entreprises de la décennie passée dans le domaine des études classiques, engageant plus que 2.000 savants des quatre coins du monde pour la production d'une œuvre qui, depuis sa publication en quinze tomes, faisait à juste titre l'objet d'une grande attention – soit positive, soit négative. Les comptes-rendus et leurs critiques respectives de l'édition papier sont nombreux,

mais dans l'ensemble les recenseurs ont justement loué la qualité des articles et la vaste portée de cette entreprise gérée sous la direction de R. Bagnall, S. Hübner, A. Erskine, parmi d'autres éminent(e)s érudit(e)s. Quant à l'édition papier, on est tout à fait d'accord avec les recenseurs partageant une opinion appuyant cet œuvre qui représente une contribution immense au champ des études classiques et l'histoire ancienne en général – en dépit de quelques fautes observées par un autre recenseur canadien (Vanderspoel, compte-rendu de l'*EAH* in *BMCR* 2013.09.61). Mais ici on s'occupe plutôt de la version en ligne de l'*EAH* qui n'a pas encore été recensée avec un œil pour l'interface utilisateur et ses diverses fonctionnalités, lesquelles la rédaction dans sa préface affirmait vouloir élaborer et élargir dans les années à venir. Avant de commencer il convient de noter que l'*EAH* n'est pas la seule encyclopédie à apparaitre en ligne depuis quelques années, mais elle se trouve parmi les nouvelles éditions numérisées de *Der neue Pauly* et son principal concurrent, l'*Oxford Encyclopaedia of Ancient Greece and Rome*. On doit donc garder ces trois à l'esprit afin de mieux comparer et situer leurs propres caractéristiques. Qu'on fasse une divulgation complète : l'auteur travaillait quelques années dans la conception Web pour une firme canadienne avant de se diriger vers le monde académique, alors on voit le présent sujet dans un contexte plus étendu que d'habitude. – Comme on l'a déjà mentionné, la version en ligne de l'*EAH* fait partie intégrale de l'œuvre entière, au point où la rédaction avoue que la version papier sera dépassée d'ici quelques années avec plusieurs mises à jour et additions au *corpus* des articles disponibles uniquement sur l'internet. L'intention des rédacteurs est d'utiliser la version en ligne "to create space for correction and discussion of published articles – even, in line with our conviction of the open-endedness of history, counter-articles". Idée attirante, bien sûr, mais la question se pose : quelle version d'un quelconque article fera autorité dans l'avenir ? L'édition papier, avec le texte intégral et pagination cohérente, ou la version numérisée ? Bien que l'on admire cette sorte de foire discursive, néanmoins on se demande si une telle approche collaborative compromettrait l'autorité de l'œuvre entière. En outre, les rédacteurs déclarèrent que plusieurs images, liens vers d'autres ressources en ligne, et aides bibliographiques seront également intégrés. Telle est la fonctionnalité envisagée lors de la première édition papier de l'*EAH*. – De la théorie aux actes, commençant par la page d'accueil. On constate tout à coup qu'elle est un peu encombrée, avec plusieurs hyperliens plus ou moins pertinents. Mais il y en a beaucoup : la barre de navigation située à gauche affiche 17 liens menant le lecteur vers divers coins de l'*EAH*, y compris, parmi d'autres, les cartes géographiques, une liste d'articles, une liste de contributeurs, etc. Mais la plupart de ces liens au titre de « Special Features » ne mènent qu'aux sections correspondantes de la version papier enregistrées en format PDF. Les fichiers eux-mêmes ne fournissent aucune fonction supplémentaire, et on préférait qu'ils aient au moins quelques liens aux articles pertinents. Les cartes géographiques sont toutes rassemblées dans une seule liste dans une seule section, et ne sont pas incorporées dans aucun article, ni l'inverse. Il n'y a pas de section d'images ; elles sont plutôt dispersées à travers des articles. Cliquant sur le lien « List of Entries » fournit simplement une liste alphabétisée des articles en 58 pages, et rien d'autre. Et la tendance se poursuit. – À l'égard du concept et organisation de l'interface utilisateur, on a l'impression que l'équipe technique a simplement repris sans trop de modification la structure utilisée pour les éditions en ligne des revues et leurs articles. Ceci entraîne quelques curieuses caractéristiques : chaque article, soit de 100 mots, soit de 1000 mots, est présenté avec un résumé qui n'est plus que les deux premières phrases de l'entrée. Pas nécessaire, il semblerait, pour une encyclopédie. L'un des problèmes les plus agaçants concerne la fonction de recherche : par défaut, cliquer sur « Search » effectue une recherche de l'ensemble du contenu de la bibliothèque numérisée de Wiley-Blackwell. Donc si l'on tape, par exemple, « Cleopatra » dans le champ

de recherche, on est fourni avec une vaste variété de résultats, dont plusieurs sans rapport tels que « Variations in Middle Welsh Prepositions » et « Iron Deficiency Stress Among Citrus Rootstocks ». Le problème est facile à rectifier en cliquant sur « Search in this book » mais quand même cela n'est ni évident ni intuitif au début. Même en utilisant cette fonction-ci, les résultats de recherche ne sont pas bien triés par pertinence. – On a pris comme étude de cas l'article consacré à Hypatie, personnage pas mal connu mais dans une moindre mesure que, par exemple, Cléopâtre VII. L'article portant sur Hypatie compte 500 mots dans l'*EAH* ; à titre de comparaison, son équivalent dans *Der Neue Pauly* est de 343, et 955 chez l'*Oxford Encylopaedia of Ancient Greece and Rome*. L'article même est bien érudit, mais ne fait aucune référence aux sources littéraires, contrairement aux articles dans les deux concurrents. Mais dans la version HTML il y a quelques hyperliens aux personnages et sujets pertinents qui sont très utiles ; il en va de même pour la fonction de télécharger un PDF (du texte intégral seulement, sans liens, sans un système de gestion de droits numériques [DRMS]) que l'on pourrait partager à volonté. Le manque de DRMS est un peu troublant, étant donné le coût énorme d'un abonnement. Néanmoins la présentation de l'article en général est nette et professionnelle, mais si on la compare aux deux autres éditions de *DNP* et *OEAGR*, on trouve peu de distinction. Contrairement à l'*OEAGR*, la bibliographie est statique et n'est pas intégrée avec d'autres outils bibliothécaires, et les citations spécifiques ne sont pas nombreuses. Malgré les intentions de la rédaction à propos de l'engagement du public, il n'y a pas de section de commentaire ou de discussion pour chaque article, sauf un lien général « Comments and Feedback » dans la barre à gauche qui invite les lecteurs à envoyer un courriel à l'adresse spécifiée. – Jusqu'à présent ce compte-rendu a été dominé par un ton négatif envers l'*EAH*, mais que le lecteur ne se méprenne pas : il ne s'agit que d'une critique de la version en ligne (et sa fonctionnalité) d'une encyclopédie qui représente autrement une magnifique réussite. On est obligé de reconnaître encore l'érudition de la grande majorité des articles, la haute qualité de la rédaction, et la vaste gamme de sujets adressés par les quinze tomes de l'édition imprimée. Il faut également être réaliste : l'édition papier de l'*EAH* a été publiée il y a à peine une année, et ce genre de développement en ligne nécessite, naturellement, du temps. Malheureusement la diverse et ambitieuse fonctionnalité envisagée par la rédaction pour l'édition internet n'a pas encore été achevée, mais on attend avec parts égales d'impatience et d'optimisme l'évolution de cette plate-forme numérique en l'espoir qu'elle réalisera son plein potentiel.

Alex McAuley.

Rodney G. Dennis / Michael C. J. Putnam / Julia Haig Luisigaisser, *The Complete Poems of Tibullus. An En Face Bilingual Edition. Albius Tibullus, Lygdamus, and Sulpicia*. Translated by R. G. D. and M. C. J. P. with an introduction of J. H. G., Berkeley / Los Angeles / London, University of California Press, 2012 (Joan Palevsky Book in Classical Literature), 23 × 15 cm, X-159 p., 13,95 £, ISBN 978-0-520-27254-5.

Cet ouvrage, qui propose la première traduction anglaise du *Corpus Tibullianum* depuis plus de trente ans, s'adresse particulièrement aux lecteurs anglophones, qui disposent désormais d'une édition bilingue des poèmes de Tibulle, Lygdamus et Sulpicia. L'originalité et l'intérêt du projet résident surtout dans l'ambition des auteurs de transmettre dans leur langue maternelle le sens du distique élégiaque employé exclusivement par le poète latin. Leur démarche consiste à adapter la poésie quantitative latine aux vers anglais, davantage basés sur l'accent et la rime : d'une part, les auteurs proposent comme équivalents aux hexamètre et pentamètre un distique composé d'un premier vers à six accents suivi d'un second à cinq accents, qui, comme leurs homologues latins,

forment tous deux une unité syntaxique. D'autre part, ils ont pris le parti de réserver la rime au dernier distique de chaque poème afin de renforcer l'effet de fin, à l'instar des sonnets shakespeariens, dont le distique final, composé de rimes suivies, clôt la succession de quatrains aux rimes croisées. Dennis et Putnam ont aussi tenté de reproduire en anglais les effets de style caractéristiques de Tibulle, notamment en privilégiant un vocabulaire simple et en calquant son goût pour la répétition verbale. Si la traduction se veut donc innovante, l'édition du texte n'a, elle, pas fait l'objet de nouvelles recherches : elle reproduit celle de G. Luck (*Albii Tibulli aliorumque Carmina*, Stuttgart, 1988), sans apparat critique, et est accompagnée d'un glossaire et de notes simples ainsi que d'une bibliographie ciblée. Le lecteur trouvera aussi en appendice les principaux *testimonia* sur la mort de Tibulle : l'épitaphe écrite par Domitius Marsus et le poème d'Ovide (*Amores* 3, 9). Soulignons enfin l'introduction de J. H. G., excellente synthèse sur l'élégie augustéenne, appréciable, comme son *Catullus* (Chichester / Oxford / Malden, 2009), par son style accessible et pédagogique : elle y rappelle par de multiples exemples l'ambiguïté du genre, qui travestit les conventions littéraires et morales afin d'affirmer un *ethos* nouveau, privilégiant la vie privée. Mais si les thèmes de la *militia amoris*, du *seruitium amoris*, du rejet de la *uita actiua* et de la *recusatio* de l'épopée, récurrents dans l'élégie, servent l'établissement de cette morale en marge de la politique augustéenne, ils sont aussi utilisés à des fins métapoétiques : dans un discours plus ou moins voilé selon son auteur, l'élégie parle d'elle-même, se mesure à d'autres genres et s'interroge sur son identité propre. Cette liberté offerte aux jeunes poètes de traiter de différents thèmes selon leur propre point de vue, est, selon Gaisser, la raison de l'émergence du genre élégiaque à Rome après Actium. Dans l'ensemble, cette nouvelle édition du *Corpus Tibullianum*, qui n'a d'autre prétention que d'offrir une traduction anglaise de qualité en regard du texte latin s'avérera surtout utile dans le milieu de l'enseignement ou pour le profane avide de découvrir le monde de l'élégie à Rome. Johanna PELLEGRINI.

David ENGELS / Didier MARTENS / Alexis WILKIN (éds.), *La destruction dans l'histoire. Pratiques et discours*, Bruxelles *et al*., P.I.E. Peter Lang, 2013, 312 p., 26 ill., 39 €, ISBN 978-2-87574-006-9.

Vor nicht allzu langer Zeit sprengten Kämpfer des sogenannten „Islamischen Staates“ (IS) im syrischen Palmyra den Baalschamin-Tempel in die Luft, eines der bekanntesten Baudenkmäler der Region, und verbreiteten die Bilder danach triumphierend übers Internet. Die Tat erregte weltweit Abscheu, auch bei Muslimen, doch der IS ließ sich von den Protesten nicht beeindrucken. Er zerstört bis heute – unbeirrt und noch immer weitgehend unbehelligt – kostbare Kulturgüter im nördlichen Irak und in Syrien. Er tötet Forscher, die sich ihm mutig entgegenstellen, um Statuen, Tempel und Museen vor der Vernichtung zu retten; er zertrümmert zahlreiche unersetzbare Bestände des kulturellen Gedächtnisses. Palmyra, so der renommierte Konfliktforscher Wilhelm Heitmeyer in einem Interview mit der deutschen Wochenzeitung *Die Zeit (*Die Zeit 36, 2005, 3. September 2015), habe dabei einen „besonders starken Symbolcharakter“, da der IS hier das „sichtbare[] Zeugnis“ einer Zeit vernichten könne, in der Christen und Muslime in friedlicher Nachbarschaft gelebt hatten. Mit anderen Worten: Die Zerstörung Palmyras bedeutet eine Absage an die friedliche Koexistenz der Religionen, sie ist ein – medial inszenierter – Widerruf der Toleranz. Was in den Köpfen der Täter vorgehe, so Heitmeyer weiter, lasse sich allerdings nicht so genau sagen. Ohne den Willen zur Macht und einen (naiven) Glauben an die Erlösung im Tod seien die Gewaltexzesse aber wohl nicht zu erklären. – Vor diesem Hintergrund gewinnt der von David Engels, Didier Martens und Alexis Wilkins bereits 2013 herausgegebene Sammelband „La destruction dans

l'histoire" eine ungeahnte Aktualität. Auch er kann zwar keine abschließenden Antworten auf die Frage nach den Beweggründen der Täter geben, zumal die Forschung zum Phänomen der Zerstörung noch in den Kinderschuhen steckt. Aber er hat das Zeug, den Diskurs um das scheinbar Unfassbare und Sinnlose, den geplanten und obendrein genossenen Vandalismus, auf vor allem methodische Weise anzuregen. – Der Band versammelt elf Beiträge verschiedener Forscher des sociAMM der Universität Brüssel. Das Anagramm verweist auf die Disziplinen, die an diesem 2009 begonnenen Projekt beteiligt sind: die Kunstgeschichte, die Kulturgeschichte der antiken, mittelalterlichen und modernen Gesellschaften, die verschiedenen Philologien. Die perspektivische Breite des Buches spiegelt auch der Zeitraum wider, in dem die Beiträger das Phänomen der Zerstörung untersuchen. Er reicht von der frühen Geschichte, in der die ersten Schriftzeugnisse auftauchen, bis zum Ende des 18. Jahrhunderts (wobei das Mittelalter etwas zu kurz kommt). Die Quellenbasis, auf der das Phänomen der Zerstörung in den Blick genommen wird, ist dementsprechend breit gefächert: Neben schriftlichen, zuweilen literarisch geformten Zeugnissen werden Kunstwerke, sakrale Gegenstände, Gebäude und archäologische Funde berücksichtigt. Die Ausdehnung des Untersuchungszeitraums geht indes mit einer räumlichen Verengung einher – ein Tribut an die Forschungsinteressen der Mitglieder des sociAMM. Die Aufsätze, die in chronologischer Reihenfolge präsentiert werden, konzentrieren sich überwiegend auf Europa, besonders auf Belgien und Frankreich. Es ist dem ständigen Perspektivwechsel (sei es inhaltlich, sei es methodisch) zu verdanken, dass trotz dieser Verengung ein repräsentatives Bild der Zerstörung in ihren diversen und nur scheinbar disparaten Erscheinungsformen entsteht. Das Phänomen wird von Spezialisten aus unterschiedlichen Fächern von einer je anderen Seite und mit verschiedenen Methoden erkundet, sodass es am Ende, nach einem „parcours historique" (S. 38), für den Leser rundum beleuchtet und dadurch geradezu plastisch geworden ist. – Ein Überblick über die einzelnen Beiträge lässt die thematische Bandbreite und die Multiperspektivität des Buches noch genauer hervortreten. Einen besonders ungewöhnlichen Zugang wählt Vincent Vandenberg, der sich aus Sicht des Historikers mit Kannibalismus und kollektiver Gewalt in der westlichen Welt beschäftigt und dabei drastisch vor Augen führt, wie Menschen aus der Gemeinschaft ausgeschlossen und sogar zum Tier degradiert wurden. David Engels wiederum geht der ‚Zerstörung des Heiligen' nach und sucht nach Antworten auf die Frage, ob und – wenn ja – wie die Römer ein ungünstiges Prodigium aus der Welt schaffen konnten. Sein Fazit: Die ‚Zerstörung des Heiligen' sei in der römischen Republik nach dem Zeugnis der Quellen eine essentielle Praxis gewesen und habe einen durchaus zivilisierten Charakter besessen, da sie die Gesetze des Himmels nicht missachtet habe und sogar von einem Priester kontrolliert worden sei. – Die weiteren Aufsätze des Bandes drehen sich vor allem um die Zerstörung von Texten und Monumenten. Michaël Vannesse befasst sich mit der Verteidigung und Zerstörung von Städten im späten römischen Kaiserreich (3.-5. Jahrhundert). Aude Busine zeigt, dass die Vernichtung heidnischer Tempel in der Spätantike die Überlegenheit der christlichen Religion zur Schau stellen sollte. Auf das Mittelalter konzentriert sich der Aufsatz über die Zerstörung von Texten, Manuskripten und Dokumenten von Georges Declercq, der sich u.a. mit der Vernichtung des Talmuds durch Ludwig IX. auseinandersetzt. Der Zerstörung des Heiligen Grabes durch den Kalifen al-Hakim widmen Arnaud Knaepen und Nicolas Schroeder eine gründliche Quellenstudie, in der sie die beiden Berichte von Raoul Glaber und Adémar de Chabannes miteinander vergleichen. Ein Autorenkollektiv, bestehend aus Paulo Charruadas, Stéphane Demeter, Michel de Waha, Vincent Heymans und Philippe Sosnowska, untersucht die bewusste Zerstörung von Bauwerken (Türmen, Schlössern und Häusern) im mittelalterlichen Brabant (12.-17. Jahrhundert) und konfrontiert die Textzeugen mit archäologischen Befunden. Jean-Marie Sansterre nimmt den

offiziellen Ikonoklasmus in England unter Heinrich VIII. unter die Lupe, insbesondere die Zerstörung der Reliquien des Thomas Beckett. Philippe Raxhon erforscht die Zerstörung der gotischen Kathedrale Saint-Lambert in Lüttich im Zuge der Französischen Revolution, während Bruno Bernard einige Überlegungen zur Zerstörung von baulichen Erinnerungszeugen des Ancien regime durch die Revolutionäre anstellt. Jean-Marie Duvosquel, Jean Houssiau und Christophe Loir stellen im abschließenden Aufsatz dar, wie es in Brüssel gelungen ist, die Erinnerung an zerstörte Viertel und Gebäude im Bild zu bewahren. – Besonders hervorzuheben, ein Fundament für die künftige Theoriebildung, ist der einleitende Versuch der Herausgeber, das vielgestaltige und gewiss nicht leicht zu systematisierende Phänomen der Zerstörung begrifflich einzufangen (Unterschied zwischen intentionaler und nicht-intentionaler Zerstörung) und auf seine Wurzeln in der Psyche des Menschen zurückzuführen. Dabei machen die Herausgeber zunächst plausibel, dass die Zerstörung von der Eliminierung und die „destruction passionelle" von der „destruction rationelle" (im Hinblick auf die „motivation pulsionelle") zu unterscheiden sei. Darüber hinaus erscheint es ihnen sinnvoll, die Zerstörung auf den menschlichen Aggressionstrieb zurückzuführen und ihn – anders als Freud, der jede Aggression auf den Todestrieb zurückführte – als Bestandteil des Lebenstriebes zu verstehen. Denn dadurch sei überhaupt erst zu erklären, warum die Menschen bei der Zerstörung Befriedigung, vielleicht sogar Lust empfänden. Auf Basis dieser theoretischen Differenzierungen ist es nach Meinung der Herausgeber möglich, durch eine synchrone Analyse der verschiedenen Aktionsfelder von Zerstörung bzw. Eliminierung und ihrer wechselseitigen Beziehungen das „Psychogramm" einzelner Gesellschaften zu entwerfen. Die augenblickliche mediale Präsenz der Zerstörung im nahen Osten bietet einem solchen Unternehmen (leider) genügend Material. Zugleich wird sie das Phänomen der Zerstörung nicht selbst in Vergessenheit geraten lassen und seine wissenschaftliche Aufarbeitung vorantreiben – eine drängende Aufgabe, deren ganzes Ausmaß durch den vorliegenden Band erst zu Bewusstsein kommt. Alexander SCHÜLLER.

Toni GLAS, *Valerian. Kaisertum und Reformansätze in der Krisenphase des Römischen Reiches*, Paderborn, F. Schöningh, 2014, 24 × 16 cm, 410 p., fig., 49,90 €, ISBN 978-3-506-77888-8.

Il regno di Valeriano (253-260) è sempre stato percepito come un punto chiave della fase storica conosciuta come Crisi del terzo secolo. Infatti, l'azione politica e militare dell'imperatore in associazione col figlio Gallieno, aveva fatto sperare in un periodo di rinascita per l'Impero, e inizialmente sembrò riuscirvi. Tuttavia, la sua cattura da parte del sovrano sasanide Shapur I nel 260 fu considerata come una macchia indelebile nella storia di Roma e come il punto culminante della crisi attraversata dallo Stato romano. Sebbene l'epoca di Valeriano abbia senza dubbio trovato spazio nei manuali di storia, in articoli specialistici e in capitoli di opere collettive (si veda ad esempio Klaus-Peter Johne, *Die Zeit der Soldatenkaiser. Krise und Transformation des Römischen Reiches im 3. Jahrhundert n. Chr. (235-284)*, vols. 1-2, Berlin, 2008), da molti decenni mancava un'opera specificamente dedicata ad esso. Uno dei motivi principali di questa assenza è dato dalle indubbie difficoltà poste allo storico dal dossier documentario, che pur essendo aumentato in questi anni, resta nel complesso ancora limitato. Per questa ragione, il lavoro di Toni Glas su Valeriano, rielaborazione della sua tesi di dottorato sostenuta a Berlino nel 2012, ha già di per sé il non piccolo merito di aver offerto alla comunità degli studiosi una monografia seria e aggiornata su questo imperatore. Come si intuisce dal titolo, quello che Glas propone non è una semplice biografia, o almeno non solo, ma è un'analisi sia delle riforme politiche che Valeriano cercò di intraprendere durante il

suo regno sia dell'ideologia imperiale da lui promossa. – Il lavoro si struttura in maniera precisa su otto capitoli a loro volta suddivisi in sottosezioni. Il primo capitolo "Die Problematik der valerianischen Herrschaft" (p. 13-18) costituisce una breve introduzione in cui Glas ripercorre la storia degli studi. Molto più ampio è il secondo capitolo "Quellen zur Herschaft Valerians" (p. 19-61), dove Glas offre un resoconto dettagliato ed esaustivo di tutte le fonti disponibili sul regno di Valeriano. Un certo spazio viene dedicato all'analisi dell'immagine dell'imperatore nella storiografia tardoantica, nella letteratura cristiana e nelle fonti orientali: quest'ultimo aspetto forse poteva essere ampliato maggiormente. Col terzo capitolo "Der historische Kontext der Herrschaft Valerians" (p. 63-107) entriamo nella parte biografica dell'opera: dopo aver discusso la storia delle origini di Valeriano, della sua carriera politica e della sua cerchia familiare, Glas fa un salto indietro nel tempo per descrivere la prima fase dell'età degli imperatori-soldato fino ad arrivare al 253, l'anno dello scontro tra Treboniano Gallo ed Emiliano che porterà all'ascesa di Valeriano. Il quarto capitolo "Die Ereignisse der Jahre 253 bis 260" (p. 115-181) prosegue la narrazione degli eventi del regno di Valeriano dal suo insediamento a Roma fino alla cattura (260) e alla morte in cattività in Persia. La trattazione della politica estera dell'imperatore è invece al centro del quinto capitolo "Securitas Augustorum – Die Massnahmen zum Schutz des Reiches" (p. 187-238). Dall'analisi di Glas emerge che gli interventi di Valeriano in questo ambito furono innovativi. La decisione di condividere il potere nominando da subito augusto il figlio Gallieno segue effettivamente dei modelli già sperimentati tra II e III secolo. Ma l'introduzione di due cesari (Valeriano il Giovane e Salonino) fa di Valeriano un precursore della Tetrarchia che sarà sistematizzata pochi decenni dopo da Diocleziano. Il ricorso a soluzioni diplomatiche per mettere in sicurezza i confini dell'Impero costituisce un altro dei punti salienti della politica estera adottata dalla dinastia liciniana. Interessante è anche la riflessione sulla campagna di Shapur del 260 (la cosiddetta terza *agoge*) che Glas non interpreta come un'offensiva unilaterale del sovrano persiano, ma come risposta ad un attacco pianificato e di ampio raggio ideato da Valeriano. Per quanto riguarda l'organizzazione dell'esercito, l'imperatore aveva certo provveduto alla creazione di unità mobili di cavalleria che permettevano interventi più rapidi ed efficaci, ma in generale egli rimase fedele ad una concezione tradizionale della guerra, un fattore, questo, che conferiva debolezza al sistema difensivo dell'Impero. Le tematiche di politica interna sono l'argomento del sesto capitolo "Die Außenpolitik Valerians im historischen Kontext" (p. 238-318). Qui Glas si sofferma in modo particolare sull'analisi dell'ideologia imperiale attraverso cui Valeriano legittimò la sua ascesa al potere e la sua dinastia. Lo studio del materiale epigrafico, dell'iconografia e delle legende monetali mostra che Valeriano si ispirò a modelli della prima età imperiale confermando così l'intento programmatico di un ritorno alla tradizione. Questo aspetto risulta evidente non solo nelle sue relazioni col Senato e l'ordine equestre, ma anche nella persecuzione contro i Cristiani, altra importante tematica di questo capitolo. L'intento politico di Valeriano era quello di assestare un duro colpo ad una comunità che era ormai diventata uno Stato nello Stato e costituiva perciò un pericoloso nemico interno dell'istituzione imperiale. La strategia seguita da Valeriano fu dunque quella di decapitare i vertici delle gerarchie ecclesiastiche. Il settimo capitolo "Die Bewertung der Krisenjahres in Quellen und Forschung" (p. 321-341) riprende la narrazione che era stata interrotta al quinto capitolo: l'attenzione si concentra sull'ultimo anno di regno di Valeriano (260) e sulla sua cattura da parte di Shapur. Seguono poi gli eventi che trascinarono lo Stato romano in una fase di crisi che portò all'usurpazione di Postumo nelle Gallie e di Odenato a Palmira. Glas osserva che questa situazione catastrofica non fu dettata dal fallimento di Valeriano nel consolidare le istituzioni quanto dall'impatto che la notizia della sua cattura ebbe sull'Impero. All'ottavo capitolo "Die Politik Valerians im zeitgenössischen

Kontext" (p. 343-349) sono affidate le conclusioni dell'opera in cui Glas ribadisce l'importanza del regno di Valeriano confermando il giudizio positivo sulle riforme da lui promosse che in parte si pongono in continuità con la prima età imperiale, dall'altra pongono le basi per la futura ristrutturazione dell'Impero. Il libro è corredato da un'utile tavola cronologica, da una corposa bibliografia e da un indice delle cose notevoli. Le immagini che accompagnano il testo sono in genere di buona qualità. – In conclusione, la monografia di Glas rappresenta un contributo fondamentale per la storia della Crisi del terzo secolo e senza dubbio costituirà da ora in poi il lavoro di riferimento per tutti coloro che si interessano al complesso e affascinante periodo del regno di Valeriano. Omar COLORU.

Andrew R. DYCK, *Cicero. Pro Marco Caelio*, edited by A.R.D., Cambridge, Cambridge University Press, 2013 (Cambridge Greek and Latin Classics), 22 × 14 cm, XVI-206 p., 4 cartes, ISBN 978-1-107-64348-2.

L'orazione ciceroniana *Pro Caelio* è stata e continua ad essere costantemente studiata in molti degli aspetti di interesse che offre. Andrew R. Dyck, uno studioso che, acquisita notorietà inizialmente soprattutto come filologo greco, ha poi offerto molti contributi sia sul pensiero che sull'oratoria di Cicerone in generale, sia sulla *Pro Caelio*, ha ora pubblicato nella prestigiosa Collana "Cambridge Greek and Latin Classics" un'edizione del discorso ciceroniano corredata di introduzione e commento. Il volume comincia appunto con un'introduzione, in cui l'A. essenzialmente spazia dal funzionamento della macchina giudiziaria nella Roma di Cicerone, al contesto specifico dell'orazione *Pro Caelio*, allo stile, al linguaggio ed al *numerus*, ed alla questione della misura della corrispondenza tra discorsi pubblicati e discorsi effettivamente pronunciati; per finire, l'A. si sofferma sulla tradizione del testo, che presenta evidenziando in una apposita tabella i punti in cui si è discostato da quello stabilito dal Maslowski nel 1995 per i tipi della Teubner. Seguono quindi il commento; una bibliografia moderna; un indice delle parole greche e latine; un indice generale. – L'A. contestualizza con precisione le vicende che portarono all'accusa di Celio. – Il processo di Marco Celio, il ben noto giovane nato secondo l'A. nell'88 o nell'87, originario forse di Tuscolo (così la Gorostidi Pi, come già suggerito dal Baiter sulla base di *CIL* 14,2622, un'iscrizione su un podio monumentale a *Tusculum* in cui si fa menzione dell'edilità di Celio; l'A. nel suo commento difende invece Teramo, frutto dell'emendamento a 2,5 della lezione *praetoriani* dei mss. in *Praetutiani* proposto dal Gruter e confortato da *Praestutiani* di C^{v}), ed accusato da L. Sempronio Atratino e dai due *subscriptores* L. Erennio Balbo e P. Clodio Pulcro – che l'A. giustamente identifica con il tribuno della plebe del 58 – di atti di violenza (*de ui*) in Campania anche contro un'ambasceria egiziana capeggiata da Dione e di aver cercato prima di derubare e poi di avvelenare Clodia, si svolse fra il 3 ed il 4 aprile del 56 a.C., ed il collegio difensivo vantava oratori del calibro di Cicerone e di M. Licinio Crasso. – Marco Celio, per Boissier l'emblema del giovane romano dell'Età di Cesare, era conosciuto per i suoi trascorsi catilinari nonché come accusatore di C. Antonio Hybrida (sull'oratoria di Celio, che guardava a Cicerone come ad un maestro, utile il ricorso allo studio di Pasquazi Bagnolini 1980); era stato un amico nonché un inquilino di P. Clodio Pulcro, ed aveva intrattenuto una più o meno triennale relazione amorosa con la più anziana sorella di quest'ultimo, Clodia – la Lesbia di Catullo, con alta probabilità –, fresca vedova di Q. Metello Celere. Giustamente l'A. si interroga se questa catena di eventi sia realmente stata casuale: vale a dire se il legame tra Celio e Clodia esistesse anche prima del trasferimento, ovvero se non fosse stato Clodio a organizzare il trasferimento di domicilio di Celio vicino a Clodia per trovare in quello un alleato, salvo poi volersi vendicare di lui quando lo scoprì agente di Pompeo – come ipotizzò Wiseman –. A ridosso del processo che lo vedeva

come imputato, Celio aveva accusato ancora una volta *de ambitu* L. Calpurnio Bestia, edile nel 57 e padre naturale di uno degli accusatori di Celio (Atratino, entrato poi per adozione nella *gens Sempronia*): all'inizio del 56 Celio aveva avuto una prima volta la peggio, sconfitto proprio dall'oratoria di Cicerone, ma accusò ancora, sempre *de ambitu*, Calpurnio Bestia. Tuttavia, il contrattacco sul piano giudiziario di Atratino e degli altri due accusatori di Celio determinò una sospensione di questo secondo processo contro Bestia, alla luce della precedenza che era riservata ai casi di accuse *de ui*. – Fa da sfondo al processo contro Celio – oltre al risentimento di Atratino ed alla figura di Clodia – anche e soprattutto la questione di Tolomeo XII Aulete, rimesso sul trono d'Egitto dalla spedizione del governatore di Siria, Gabinio, indotto a ciò dalle pressioni di Pompeo (e forse anche di Cesare) e dalla promessa di diecimila talenti: gli interessi privati si mescolano non di rado alle vicende politiche dei caotici anni Cinquanta. – Gli accusatori di Celio si appuntarono costantemente sulla sua immoralità, e cercarono di presentare gli atti di violenza contro Dione, poi assassinato (Cicerone aveva fatto assolvere P. Asicio, il principale indiziato), e gli altri ambasciatori egiziani – i quali osteggiavano il ritorno di Tolomeo XII – come violenza commessa contro lo Stato: in pratica, Celio avrebbe agito come agente di Pompeo e di Tolomeo XII. – Miravano invece alla de-politicizzazione, e se si vuole alla sdrammatizzazione della vicenda, i difensori di Celio, ossia Crasso e Cicerone: si trattava di due difensori inaspettati, perché Crasso non aveva affatto apprezzato l'attivismo di Pompeo in favore di Tolomeo XII Aulete, ma fece prevalere il legame radicato nel tempo con Clodio (cfr. 4,9: … *in M. Crassi castissima domo cum artibus honestissimis erudiretur*), e Cicerone era come detto stato avversario di Celio nel processo di poco precedente contro Calpurnio Bestia, ma evidentemente considerava l'avvicinamento a Celio importante ai fini del proprio prestigio, nonché dell'influenza che, da poco tornato dall'esilio, intendeva riprendere ad esercitare, secondo Narducci anche sulla gioventù. Ancora C. Guerrero Contreras ha comunque opportunamente richiamato il dato di fatto che la difesa di Celio era altresì per l'Arpinate l'occasione di marchiare come uomo dissoluto proprio Clodio, che lo aveva costretto all'esilio nel 58; e Cicerone ebbe peraltro anche modo di sferrare un aspro e sferzante attacco – che l'A. considera parte integrante della difesa di Celio – anche contro Clodia: "Clodia takes her place in the line of antagonists C. uses as lightning rods to divert the juror's anger from his client" (p. 12). – Celio venne assolto, e l'A. accenna ampiamente a quello che sarebbe stato il suo futuro politico: la difesa di Milone assassino di Clodio nel 52 (a questo riguardo segnaliamo un utile lavoro di Chiara Carsana), l'avvicinamento a Cesare alla vigilia della guerra civile, i tumulti suscitati nel 48 da *praetor peregrinus* (forse deluso per non aver ottenuto la pretura urbana, data invece a Trebonio) in nome della remissione degli interessi sui debiti per sei anni, e poi di un programma – coerente con i suoi trascorsi catilinari – di *tabulae nouae*, i conseguenti scontri armati e la resistenza al sud al fianco di Milone, e infine la morte di entrambi per l'attacco della cavalleria celtica e spagnola lasciata in Italia da Cesare. – Piuttosto che alla vecchia idea del Norden, recentemente ripresa dal Loutsch, di una pubblicazione postuma della *Pro Caelio*, l'A. pensa invece ad una circolazione del discorso iniziata già poco dopo che venne pronunciato; depurata delle imperfezioni dello stile giovanile, qui l'oratoria ciceroniana è sapiente nel connettere tra loro le argomentazioni e nell'avvalersi con la massima efficacia delle figure retoriche (specie della metafora), dell'auto-obiezione prontamente confutata, e di altri espedienti dell'oratoria come la personificazione dei luoghi (alcuni anni fa si era soffermata anche sull'uso in senso umoristico degli oggetti, nonché delle prosopopee, Gabriella Moretti). – Il commento è articolato, e contribuisce a mettere in luce ed a chiarire molti lati non perspicui e molti aspetti significativi dell'orazione; in particolare, come è naturale, vengono approfonditi gli elementi retorici e linguistici. I punti in cui l'A. si è discostato,

nello stabilire il testo, dall'edizione del Maslowski, denotano scelte in genere condivisibili; tra quelle inerenti alle parti più tribolate del testo, a 13,31 l'A. preferisce leggere, sulla scia della proposta di Housman, *parauit, horam locum constituit* piuttosto che *parauit quodam modo* (Maslowski) o *potionem parauit* (Clark seguendo Bährens), *locum constituit*: l'integrazione *horam* non pare così indispensabile, nonostante i paralleli addotti a supporto (ma *tempus* è più significativo di *hora*). – La bibliografia è da un lato molto nutrita, e prende in considerazione anche recensioni, abbracciando un panorama esteso peraltro ad opere di tematica vasta ed inerenti a macroproblemi della Tarda Repubblica romana, come ad esempio la violenza come strumento di intimidazione politica; per altro verso, tende ad essere un po' tradizionale, mentre su alcuni temi sono apparsi contributi importanti anche da parte di ulteriori studiosi o studi più recenti (ad esempio, a prescindere da alcuni già citati all'interno della recensione, quelli del Cordier sui rapporti tra Celio e Milone, della Dettenhofer sulla *perdita iuuentus*, e di tanti altri moderni sui Lupercali; colpisce poi la mancata menzione dei vari studi di Luca Fezzi su Clodio e sulle questioni sociali degli anni Cinquanta). – Nel complesso il volume del'A. costituisce un contributo importante alla comprensione dell'orazione ciceroniana, la quale viene presentata in una maniera che riesce a conciliare l'agilità della fruizione con la profondità dell'analisi. Roberto CRISTOFOLI.

Françoise FERY-HUE, *Traduire de vernaculaire en latin, au Moyen Âge et à la Renaissance*. Études réunies par Fr. F.-H., Paris, École des chartes, 2013, 342 p., 32 €, ISBN 978-2-357-23035-4.

Le volume, issu d'une journée d'étude qui s'est tenue à l'IRHT le 9 février 2012, se propose d'étudier divers aspects d'un phénomène singulier : la traduction en latin d'œuvres écrites à l'origine en différentes langues vernaculaires et déjà accessibles au public dans ces langues, ou issues d'une première version latine perdue. On a écarté d'emblée les traductions issues de l'arabe, du grec ou de l'hébreu déjà bien étudiées. Fr. Fery-Hue, fondatrice du groupe TRADLAT et éditrice du volume, a fait le choix de l'ordre chronologique, le plus apte à laisser ouvert le débat sur diachronie et synchronie. Une introduction claire et précise pose d'entrée les termes du débat et les difficultés qui se posent, la première étant de savoir si l'on a bien affaire à une traduction. Si c'est bien le cas, le passage au latin peut s'effectuer de différentes manières : la forme prosaïque ou poétique peut être conservée ou modifiée ; le registre de langue peut changer ; la réception et la diffusion sont en général bouleversées ; enfin, si le passage au latin est un moyen d'atteindre un public plus érudit, il est aussi l'occasion d'élargir le lectorat d'une œuvre à des hommes d'autres nations que freine la méconnaissance des langues vernaculaires : ce phénomène expliquerait l'explosion des traductions en latin au XVIe siècle. – Beata Spieralska étudie les sermons *Ad populum* de Maurice de Sully, évêque de Paris entre 1160 et 1196. En s'intéressant avec beaucoup de précision à l'écriture des deux versions, la version latine et la version vernaculaire, et en s'appuyant sur de très nombreux passages, elle montre de manière convaincante que le texte latin semble être à l'origine, et que la version française serait une traduction souvent simplifiée à destination des prêtres mauvais latinistes. – Laurent Brun s'intéresse au *Romulus Roberti*, un recueil de vingt-deux fables en prose latine, dont quatre proviennent du *Speculum naturale* de Vincent de Beauvais et dix-huit de l'*Ésope* de Marie de France. S'appuyant sur une étude comparative du texte et de ses sources, il montre d'abord comment l'auteur a purgé les textes d'origine de tout ce qui lui paraissait redondant ou superflu pour aller à l'essentiel, les seuls ajouts étant constitués par des éléments à caractère misogyne. Dans une deuxième partie, en s'attachant à des éléments précis, il démontre que le texte provient

du milieu dominicain du début du XIVe siècle. – Patricia Cańizares Ferriz compare l'*Historia septem sapientum Romae* au *Roman des sept sages de Rome*. S'appuyant sur l'étude des manuscrits, pour lesquels elle donne un stemma, sur celle de la structure des deux œuvres et de nombreuses comparaisons entre des passages précis, elle démontre que le texte latin du XIVe siècle a profondément modifié le texte source, au point qu'elle parle de réécriture plutôt que de traduction. À l'origine de ces changements, elle voit un changement de genre et de destination de l'œuvre, la version française relevant du recueil d'*exempla* destiné à la prédication. – Françoise Fery-Hue étudie le *Lapidaire du roi Philippe*, texte de la fin du XIIIe siècle issu de plusieurs œuvres dont le *Lapidaire chrétien* en vers et le chapitre consacré aux pierres par la *Fontaine de toutes sciences du philosophe Sidrac*. Le texte latin datant du XIVe siècle n'est attesté que par un seul témoin. Après une présentation des sources des textes, des travaux de J. Evans et de l'exemplaire latin conservé à la British Library, une étude minutieuse confrontant le texte latin aux sources de la version française perdue démontre sans ambiguïté que la version latine du lapidaire est bien une traduction, adaptée dans une perspective scientifique, à la fois simplifiée et densifiée, d'une version française plus ancienne et perdue. À la suite de l'article, le lecteur trouve le texte latin du lapidaire édité par Fr. Fery-Hue. – Christine Gadrat-Ouerfelli se penche sur une version latine rarement étudiée du *Devisement du monde* de Marco Polo, nommée version LA. Située en quatrième position par rapport au texte original, on en possède neuf manuscrits et elle a été l'un des principaux vecteurs de transmission de l'œuvre de Marco Polo dans les pays germaniques. Après avoir étudié ces manuscrits et élaboré un stemma, elle présente la manière dont les savants humanistes Domenico Silvestri et Domenico Bandini l'ont utilisée, et même peut-être élaborée en ce qui concerne ce dernier, ce qui atteste une fois encore de l'intérêt des humanistes pour les textes géographiques médiévaux. – Hélène Bellon-Méguelle et Géraldine Châtelain proposent une réflexion sur les *Vœux du paon* (1310), œuvre de poésie courtoise insérée dans le *Roman d'Alexandre* d'Alexandre de Paris, et sa traduction. L'œuvre est particulière en ce que, dans la version poétique française, les personnages parlent plusieurs langues, alors que, dans les *Vota pauonis*, seul le latin est utilisé. Après avoir montré la cohérence thématique et linguistique du codex dans lequel est insérée la version latine, les auteures montrent comment le traducteur tient compte des particularités de chaque langue et adapte son propre texte selon celles-ci : elles étudient très précisément la scène centrale de l'œuvre, qui est celle qui lui donne son titre. Le traducteur évite le piège de l'appauvrissement et transpose tout autant qu'il traduit, tirant ainsi avec une grande habileté le meilleur d'une langue dont il suggère peut-être, par le monopole qu'il lui accorde, le caractère universel. – Frédéric Duval étudie le *Pèlerinage de l'âme* (à l'origine un poème de Guillaume de Digulleville, 1358), dont une version en prose fut offerte au début du XVe siècle par Jean Galopes au duc de Bedford, et dont le duc lui demanda ensuite une traduction latine (1427). La version latine, commanditée par le duc pour promouvoir l'œuvre et visiblement rédigée à l'intention d'un public de clercs, fut un échec et circula peu. Galopes adopte un *stylus satis leuis*, caractéristique d'un universitaire parisien, qui cherche la correction et vise à une simplification et une concision toujours plus grandes de l'expression. De manière plus systématique que dans la version en prose française, il supprime les allusions au *Pèlerinage de vie humaine* et rend ainsi le texte latin totalement autonome. Parallèlement, l'auteur adopte un point de vue critique, transformant ainsi en traité ce qui était à l'origine un poème. – Saverio Campanini se penche sur le cas des *Dialoghi d'amore* de Léon l'Hébreu (1535 pour la première édition), dont on ne sait en quelle langue ils ont été composés à l'origine mais qui ont connu de nombreuses éditions et traductions, en latin, français et espagnol. La traduction en latin (1564) due à G. C. Saraceni, actif dans le milieu vénitien, relève de la réécriture

dans la mesure où, par différents procédés structurels ou stylistiques (illustrés par des textes), il s'efforce de présenter les *Dialoghi* comme un traité de Cabbale chrétienne, afin de lui assurer de meilleures ventes en une période où ce type de texte était très demandé. C'est cette traduction, et non les versions antérieures, qui valut au dialogue d'être inclus dans l'anthologie des auteurs cabbalistes de Pistorius puis finalement censuré par l'inquisition et mis à l'index. – Pour finir Christel Nissille s'intéresse à l'utilisation de la traduction dans une perspective didactique, dans le milieu anglais au Moyen Âge et à la Renaissance, centrant notamment au départ sa réflexion sur un texte français circulant en Angleterre, accompagné d'une traduction anglaise et d'une traduction latine, un fragment de la *Somme le Roi*, avant de l'élargir à un propos plus vaste sur l'utilisation de textes bilingues dans l'enseignement du latin et du français. Elle montre de manière convaincante comment, dans la *Somme le roi*, la langue savante qu'est le latin sert de relais dans l'approche grammaticale d'une langue vulgaire. – Après une riche conclusion rappelant les vastes possibilités qu'offre ce champ de recherche, on trouve les résumés des articles et plusieurs *indices* (personnes et lieux ; personnages de fiction et allégories ; auteurs, traducteurs, copistes et œuvres ; manuscrits et éditions anciennes). La très grande qualité de ce volume, tant dans la forme que dans le fond, et la précision des analyses textuelles font qu'on attendra avec intérêt la suite des travaux du groupe TRADLAT.

Brigitte GAUVIN.

Gr. K. GOLDEN, *Crisis Management during the Roman Republic: The Role of Political Institutions in Emergencies*, Cambridge, Cambridge University Press, 2013, 60 £ / 95 $, ISBN 978-1-1070-3285-9.

2013 was a good year for crisis management, with a shut down in Washington and the continued struggles in the Eurozone. Golden's examination of the legal, and extra-legal, methods through which the Roman Republic dealt with situations 'in which a decision maker, or a group of designated as the decision makers within a community, perceives a threat to itself or to things upon which the decision maker places very high value (core values). If a response is not made to the threat within a limited time frame, the expectation is that core values will be negatively impacted, possibly to the point of destruction.' (Golden, p. 4.) This definition helps narrow the type of events which Golden examines apart from the various ways in which we now tend to overuse the word. One interesting aspect of Golden's study is his analysis of what type of events prompted crisis management in the Roman Republic. With the single exception of the Bacchanalian Affair of 186 B.C., all of the crises discussed are triggered by military threats or political breakdown. The large number of these particular types crises highlights a significant difference to modern crisis response, which is often focused on economic imperatives (US government shutdown, Eurozone banking) or issues of identity and belonging (Eurozone immigration, religion and membership). This difference is not entirely attributable to Golden's definition, but to the nature of the Roman state before the Principate and to whom Golden defines as the decision makers within the community, the Roman Senate. To this end, Golden provides an excellent summary and analysis of the various crises that impacted on the existence of the Roman Senate as the key decision making body from the fall of the kings to the rise of the Princeps. – The work is divided into eight parts ; a sound methodological introduction, an analysis of the role of the dictator, *tumultus* declarations, *iustitium* edicts, the *Senatus consultum ultimum*, other methods of crisis resolution, the aptly named 'the Winter of Discontent and the Summer That Led to a Fall' and an overview of the long term development of Roman crisis management. As Golden makes clear in his first chapter, he draws heavily on the methodological approach

of Eckstein in incorporating the methods and approaches of modern political science into his discussion, but the work would have benefited from more guidance into the underlying approach of this field. – The office of dictator is one of the better covered fields in Roman scholarship, but Golden's analysis provides a set of useful guidelines in understanding the situations in which a dictator could be appointed. The use of a dictator to counter external threats is well documented elsewhere, but Golden's analysis of dictators appointed against internal threats advances our understanding the use of this office in the early Republic. It is interesting to note, with Golden's table 2.1, that 50 dictators were appointed in the century beginning 390 B.C. Almost all of these were appointed to deal with external military threats. In conjunction with the following chapter, the link between dictators and *tumultus* declarations provides useful insight into understanding the early crisis response. The final section of the chapter begins with perhaps the most intriguing mystery, the failure of the Roman elite to appoint a dictator as part of a crisis response after M. Junius Pera or at all after C. Servilius Geminus in 202 until Sulla restores the office. While Hartfield's suggestion that the rise of pro-magistracies may be correct (M.E. Hartfield, *The Roman Dictatorship: Its Character and Its Evolution*, Ph.D. Diss, Berkeley, 1982, p. 247-264), the dictatorship of P. Manlius Capitolinus could have provided a useful exemplar for dealing with later crises such as the Gracchans or Catiline where the *SC ultimum* was used instead. – The third and fourth chapters deal with the other legal mechanisms for dealing with crisis response. Declarations of *tumultus* are divided into two types, 'Gallic' and 'Italian', both deal with a type of uprising or invasion that requires a military response. Golden provides useful historical summaries of the events that led to *tumultus* declarations, as well the links between that declaration and a *iustitium*. In addition to the ability to draw all able-bodied men into service, a feature that appears to be related to the declarations of states of emergency is the change into military dress. Golden's suggestion that the change in dress was done to show solidarity with the call for all men to serve as well as highlight the severity of the matter at hand underlines his understanding of the reactions of the elite to threats to their power. The complete cessation of public business required by a *iustitium* was often accompanied by the appointment of a dictator and the declaration of *tumultus*. Golden focuses particularly on the *iustitium* that do not coincide with either event, for which he identifies two instances: P. Nasica's in 111 B.C. in the context of the Jugurthan war and Sulla's in 88 B.C. Neither instance is without its controversy, but Golden makes a compelling case that both fall within the normal causes for a *iustitium*. – The most problematic of Roman crisis responses is the so-called final decree of the Senate. While much has been written on the topic, Golden's analysis provides solid evidence that the *SC ultimum* did not provide any extra protections from prosecution to the magistrate entrusted by the Senate to save the Republic. The increasingly frequent use of this decree as senior magistrates and Roman military commanders turned against each other demonstrates the importance of Golden's focus on understanding the crisis that faced the end of the Republic as a crisis of the senior management of the empire. Chapter 6 provides analysis on the other extreme, crises that were not seen to require the response through a state of emergency, these include problems that arose out of the normal course of Roman expansion and warfare, e.g. Hannibal's march on Rome, Macedon in 200 B.C., Germanic raids, and Mithridates. Furthermore, two other types are dealt with the crisis that arose as a result of T. Gracchus' reforms and the senatorial response, and the manufactured crisis of the Bacchanalian Affair of 186. These last two crises demonstrate the problem with the Roman republic's governing structures to deal with crises of a non-military nature or when a magistrate suitable to the various groups within the Senate was not able to be found. This problem is more fully explored in the final chapters where Golden leads the reader through the various

crisis mechanisms employed during the final struggle between Antony and the Senate, these responses show the final inadequacies of the system when the magistrates entrusted to defend the old order either fail or decide on the need for a new system. – Golden's book provides an excellent conceptual framework for understanding 'The Crisis of the Roman Ruling Class' (Golden, p. 3-4.) and the fall of the Republican system of government. It will be of use to students of Roman law as well as anyone interested in the fall of the Republic. There are a few questions that the work raises but remain unanswerable beyond the suggestions of Senatorial infighting that Golden gives, such as why is the *SC ultimum* used when the normal legal methods of *tumultus* and *iustitium* would have granted the presiding magistrate with a greater degree of power and provided more extensive legal cover. Perhaps an analysis of the change in perception of the office of Dictator after Sulla's extra-legal holding of this office might have helped provide some of the answer to that particular dilemma, but quibbles should not detract from an excellent, well-organized and tightly argued work. Kyle ERICKSON.

William V. HARRIS, *Rome's Imperial Economy. Twelve Essays*, Oxford, Oxford University Press, 2011, 24,5 × 16,5 cm, XIV-370 p., 3 cartes, 106,42 €, ISBN 978-0-199-59516-7.

William Harris hat sich in seinem akademischen Schaffen einer Reihe von zentralen Themen der griechisch-römischen Welt gewidmet. Einen seiner Schwerpunkte bildet dabei die römische Wirtschafts- und Sozialgeschichte. Sie ist auch der thematische Rahmen seiner vorliegenden Sammlung kleiner Schriften, die elf im Zeitraum von 1980 bis 2007 bereits publizierte Beiträge und einen hier erstmals veröffentlichten Artikel umfasst. – Vorangestellt ist eine interessante, programmatische Einführung (S. 1-11), in der Harris die Auswahl der hier wiederabgedruckten Artikel begründet und Perspektiven zukünftiger Forschung erläutert, die sich seines Erachtens auf die Themenfelder Technologie, Umweltgeschichte und Wirtschaft der Spätantike konzentrieren sollte. Stellt sich für Harris sein hier zusammengestelltes, wirtschaftshistorisches Œuvre der letzten dreißig Jahre wie ein "Bildungsroman" (S. 1) dar, so hat der Band doch keine chronologische Struktur. Die einzelnen Beiträge werden vielmehr sechs thematischen Einheiten zugeordnet, '*structures*', '*slavery*', '*production*', '*trade*', '*money*', und schließlich '*overviews*', mit denen Harris wesentliche Aspekte der Wirtschaftsgeschichte Roms abdeckt. – Die bereits veröffentlichten Arbeiten hat Harris, wie er betont (S. 1), keiner grundlegenden Überarbeitung unterzogen, doch hat er durch doppelte eckige Klammern Passagen gekennzeichnet, von denen er sich mittlerweile distanziert bzw. die durch seit der Publikation des jeweiligen Artikels erschienene Forschung, die auch am jeweiligen Ort angegeben wird, obsolet geworden sind (z.B. S. 165). Seines Erachtens redundante Abschnitte wurden getilgt (vgl. etwa S. 60). Jedem dieser Artikel ist zudem ein Addendum beigefügt, das über die Forschung seit der Originalveröffentlichung informiert, vom Umfang her allerdings zwischen wenigen Zeilen und mehreren Seiten variiert. Diese Beigaben sind äußerst nützlich und willkommen. Das im Klappentext formulierte Ziel, die Beiträge damit auf den neuesten Stand zu bringen, hat aber zur Folge, dass hier eben nicht mehr 1:1 dieselben Artikel wie bei der Erstpublikation vorliegen. Die ursprüngliche Seitentrennung ist zudem zwar durch senkrechte Striche gekennzeichnet, es findet sich aber keine Angabe der ursprünglichen Paginierung, was die Benutzbarkeit auf dieser Ebene einschränkt. Warum der Ort der Erstpublikation der Beiträge gesammelt auf S. IX, nicht aber im Inhaltsverzeichnis oder beim jeweiligen Beitrag selbst aufgeführt ist, erschließt sich nicht. Der Band schließt mit einem Literaturverzeichnis aller Beiträge und einem allgemeinen Register (S. 361-370). Angesichts des Fehlens jeglicher Farbabbildungen

verwundert der sehr hohe Preis. – Der Charakter der einzelnen Beiträge ist höchst unterschiedlich. Die meisten Artikel haben einen, wie von Harris auch in der Einleitung als Forschungsperspektive gefordert (S. 6), globalen Zuschnitt. Das Spektrum wird an zwei der drei Artikel des Abschnitts *trade* deutlich. Der Detailstudie von 1989 "Trade and the River Po: A Problem in the Economic History of the Roman Empire" (vgl. Harris' selbstkritische Bemerkungen auf S. 4f.) geht das Kapitel 7 "Trade [70-192 AD]" voran, der Wiederabdruck eines als Kapitel 24 der Cambridge Ancient History 11 im Jahr 2000 erschienenen (jedoch bereits 1990 geschriebenen) Beitrags. Alle der hier abgedruckten Beiträge sind äußerst gelehrsam und interessant, auch wenn einige Publikationen aufgenommen wurden, wie etwa Chapter 6 ("Production, Distribution, and Instrumentum Domesticum"), das Fazit des von Harris herausgegebenen Bandes *The Inscribed Economy. Production and Distribution in the Roman Empire in the Light of Instrumentum Domesticum*, Ann Arbor, 1993, die eigentlich kaum als "essay" zu bezeichnen sind. Bei dem genannten Beitrag kommt hinzu, dass er sich, wenig überraschend, auf die einzelnen Beiträge des Sammelbands bezieht, dadurch als Wiederabdruck aber nur bedingt verwendbar ist. – Der hier erstmals publizierte Artikel (Chapter 2: "Poverty and Destitution in the Roman Empire", S. 27–54) widmet sich dem Lebensstandard der niedrigeren Gesellschaftsschichten des Römischen Reichs auf einer sowohl zeitlich wie geographisch weit gefassten Ebene. Es ist eine ebenso zentrale wie kontrovers diskutierte Frage. Die 'globale' Herangehensweise von Harris lässt dabei allerdings wenig Spiel für lokale Besonderheiten. In Abgrenzung von Teilen der jüngeren Forschung kommt Harris zu dem Fazit, dass ein wesentlicher Anteil der Bevölkerung insbesondere der Provinzen des Römischen Reichs strukturell bedingt unterhalb der Subsistenzgrenze lebte und tagtäglich ums Überleben kämpfen musste. – Trotz der oben genannten Monita werden Leser aller Zielpublika die hier zusammengetragenen Beiträge mit Gewinn lesen. Hofft Harris, dass diese als 'some fragments for some future Rostovtzeff to throw into the furnace as raw material for a new synthesis' (S. 11) dienen werden, so kann sich der Rezensent dem nur anschließen. Christoph MICHELS.

Martin GALINIER / François BARATTE, *Iconographie funéraire romaine et société. Corpus antique, approches nouvelles ?*, Actes du Colloque international tenu à Perpignan, 30 septembre – 2 octobre 2010, Perpignan, PUP, 2013, 271 p., fig., 28 €, ISBN 978-2-35412-175-4.

Cet ouvrage constitue les Actes du colloque international qui s'est tenu à l'Université de Perpignan, Via Domitia, du 30 septembre au 2 octobre 2010. – Jean-Charles Balty (professeur émérite, Paris IV-Sorbonne), Frantz Cumont et l'interprétation symbolique des sarcophages romains, à près de soixante ans de recherche. Le point de départ des recherches sur le symbolisme funéraire des Romains (1942) est philologique (1942), l'interprétation des sculptures des sarcophages, des peintures et des stucs des tombeaux « devant être faite à l'aide des idées du milieu où elles sont nées ». (F.C). Henri Irénée Marrou adhéra pour l'essentiel à cette thèse « persuadé de la valeur symbolique du vaste répertoire de l'art funéraire romain » (H.I.M). À la fin du XXe siècle, certains savants se révélèrent « agacés » par la position de F.C. alors que Robert Turcan (Mémoires d'outre-tombe, 1999) resta fidèle à l'enseignement du maître. Pour d'autres savants, F.C. aurait fait du pythagorisme la base de sa thèse, voulant tout expliquer. F.C. ne s'intéressait, en fait, qu'à certains mythes. Les recherches sur le symbolisme funéraire des Romains dont « la rédaction s'étale sur douze siècles de civilisation méditerranéenne » (R.T.) sont une œuvre majeure qui doit être reconnue comme telle. – *Contextes archéologique et iconographique* – Katharina Meinecke (Technische Universität, Berlin)

Funerary cult at Sarkophagi, Rome and Vicinity. Comment les sarcophages étaient-ils intégrés aux rites funéraires et incorporés dans les tombes ? Le contexte archéologique y répond, les autres sources d'information étant peu explicites en la matière. Le défunt, exposé (*collocatio*) pendant sept jours dans la maison de famille, parfois embaumé, était conduit directement au tombeau, la procession véritable (*pompa funebris*) n'étant mentionnée dans les textes que pour les funérailles d'empereur. La cérémonie funèbre proprement dite pouvait alors réunir autour de la famille de nombreux invités et respecter officiellement certaines coutumes (libération d'esclaves à la mort de leur propriétaire…). Les modes de placement des sarcophages dans les tombes n'étaient pas homogènes, la seule caractéristique commune de celles-ci étant qu'il n'y avait apparemment pas de tradition funéraire concernant les sarcophages. L'utilisation des sarcophages en pierre décorés était un mode d'inhumation prestigieux et la plus grande opportunité de les montrer était bien l'exposition solennelle dans la maison de famille avant son départ pour la tombe. – Florian Stilp (Centre allemand d'histoire de l'art, Paris) *Autoreprésentation funéraire, entre mythe, art officiel et „Berufsdarstellung"*. Dans l'art funéraire romain, on peut observer la représentation de la vie réelle d'un défunt, magistrat ou artisan. L'image professionnelle de l'un ou de l'autre illustre leur excellence (*uirtus*). Le magistrat peut être représenté avec son épouse dans la scène de *dextrarum iunctio* (*pietas*), l'art officiel offrant aussi des modèles (monnaies à l'effigie du couple impérial symbolisant la *concordia* conjugale). Les scènes de la réalité peuvent être combinées avec les scènes mythologiques dans des endroits différents de la sépulture, le contexte iconographique d'un sarcophage se trouvant défini par le décor de la chambre sépulcrale ainsi que par les inscriptions intérieures et extérieures à la sépulture. Ce contexte sépulcral, comme la seule lecture d'un sarcophage, ne permet pas toutefois de connaître la conception de l'au-delà du commanditaire. La représentation d'un mythe est susceptible de susciter un autre sentiment que celle de la vie réelle : émotion pure à la mise en parallèle des vertus dont le défunt a fait preuve durant son existence avec celles du héros mythique. – Pascale Linant de Bellefonds (CNRS, UMR 7041 ArScAn équipe LIMC), *Le « motif de Phèdre » dans les sarcophages romains : comment l'image crée la vertu*. Un nombre important de sarcophages romains, à Rome et en Attique, représentent l'histoire de Phèdre et Hippolyte. Le personnage d'Hippolyte, chasseur courageux et fidèle au culte d'Artémis permet d'honorer la mémoire du défunt. L'image de Phèdre, en revanche, paraît scandaleuse. L'étude iconographique du relief de Phèdre permet-elle de justifier sa présence ? Hippolyte apparaît, avant la fin du IIe siècle, dans ses activités de chasseur ainsi que Phèdre, en contraste, en compagnie de sa nourrice. Plus tard, *uirtus* et *pietas* sont figurées, la narration de l'histoire tend à disparaître, les vertus d'Hippolyte deviennent prioritaires alors que le motif de Phèdre, personnage non secondaire, est obligé. Le groupe indissociable de Phèdre et sa nourrice n'a pas été créé par les sculpteurs de sarcophages qui l'ont représenté en variant les attitudes de l'une et de l'autre. Son évolution a été favorisée par le théâtre (Euripide, second Hippolyte). Pour les Anciens, l'image de Phèdre était positive. Image de la douleur féminine dans tous ses états, elle n'était pas objet de scandale. – Martin Galinier (Université de Perpignan Via Domitia, CRHiSM E.A. 2984), *À vendre. Les sarcophages romains dans les ateliers, suggestions méthodologiques*. Le rite de l'inhumation adopté par les Romains de l'Empire a conduit à la fabrication de sarcophages dans le but de remplir une fonction funéraire, sarcophages notamment figurés à thèmes réalistes ou mythiques. Ceux-ci sont les plus étudiés et peuvent prêter à établir certains parallèles entre le destin du défunt et celui du héros. Ceux-là, d'une compréhension plus immédiate, mettent en valeur les vertus traditionnelles de la société romaine ou provinciale. Les ateliers romains ou locaux auxquels les commanditaires s'adressaient fabriquaient les sarcophages, en série ou à la demande, suivant des modèles

iconographiques de la mythologie ou de la vie réelle. Les acheteurs justifiaient leurs choix par leurs croyances et leurs espérances, l'âge, le sexe, le statut du défunt intervenant dans ce choix. Ainsi conçus, les sarcophages placés dans les tombes étaient voués aux rites funéraires et civiques. – Janine Balty (Centre H. Stern), *Achille à Skyros : polysémie de l'image mythologique*. Thétis pour éviter que son fils participât à la guerre de Troie l'avait caché à Skyros à la cour du roi Lycomède qui n'avait que des filles et au milieu desquelles Ulysse et Diomède, délégués d'Agamemnon, l'y trouvèrent, déguisé en femme. Ils avaient offert des étoffes aux filles du roi parmi lesquelles une épée avait été dissimulée et qui permit à Achille de se révéler. Cet épisode de la vie d'Achille a connu un grand succès dans le domaine funéraire et domestique. Les sarcophages romains et attiques forment une part importante des monuments conservés. Plusieurs interprétations ont pu en être avancées. Achille, héros dont la *uirtus* est mise en évidence ou amant « idéal », séducteur de Déidamie, fille du roi ? Ulysse et Diomède ravisseurs, le rapt étant dans l'art funéraire l'image de la mort, alors qu'Achille a lui-même décidé de partir ? L'évocation de la mort d'Achille, héros tragique, peut paraître avoir été privilégiée. – Dagmar Grassinger (Universität zu Köln), *Pelops, der siegreiche Rennfahrer*. Pélops, pour obtenir la main d'Hippodamie, fille du roi Oenomaos, doit battre celui-ci dans une course de chars. Il le fait grâce à une supercherie, le sabotage de l'attelage du roi. Simple illustration des textes relatant la légende ? Expression des croyances des Romains à rapprocher d'épigrammes trouvées dans les tombeaux à proximité des sarcophages ? Le dessin des attelages est vivant, dans un cadre – le cirque où parfois figure une tribune de spectateurs – qui pourrait évoquer le renouvellement éternel, l'immortalité astrale (F.C.), la victoire sur la mort ? La victoire sur la peur de la mort fait également partie des vertus de Pélops qui lui permettent le succès par le travail, la réflexion, la prudence, le courage. Les défunts sont ainsi honorés par la comparaison de leurs vertus avec celles dont Pélops fait preuve. Les conducteurs de chars étaient considérés à Rome comme les représentants de l'art le plus élevé, à l'instar de celui des gladiateurs. – Michael Koortbojian (Princeton University), *The Mythologie of Everyday Life*. Les représentations mythologiques qui illustrent les sarcophages romains des IIe et IIIe siècles pouvaient être établies à partir de légendes que les commanditaires devaient connaître par la littérature. Les valeurs portées par les héros pouvaient ainsi être attribuées aux défunts. De même des généraux ainsi que des magistrats pouvaient être représentés dans l'exercice de leurs fonctions, figurant aussi dans des scènes de mariage, offrant des sacrifices ou priant, la symbolique de ces représentations étant en particulier nourrie par les personnifications de *concordia* et de *pietas*. Délaissant l'imagerie de la littérature et des légendes qui en nourrissaient l'esprit, les concepteurs des reliefs de sarcophages ont conçu des représentations de la vie de tous les jours dans des scènes de plaisirs pastoraux, de chasse, de repas, d'artisanat, de vie intellectuelle. Les familiers pouvaient ainsi en les contemplant se rappeler des moments agréables vécus en compagnie des défunts. La standardisation de la vie quotidienne avec ses valeurs sociales conduit, d'une certaine manière, à accorder à celle-ci le statut de mythe, attribué jusqu'alors aux scènes faisant revivre les héros des légendes. – *Contextes provinciaux et christianisme*. François Baratte (Paris Sorbonne), *Les sarcophages dans l'Afrique antique : images romaines et provinciales*. Le corpus des sarcophages décorés de l'Afrique antique est restreint, surtout en sarcophages chrétiens. L'image funéraire est portée sur les mosaïques des tombeaux qui en portent le sens alors que les sarcophages, qui peuvent être réalisés après coup, manifestent l'image que l'on veut livrer de soi ou de ses croyances religieuses, bien que l'on sache peu de choses sauf exception de l'identité des défunts. Parmi les thèmes représentés, la catégorie des sarcophages à strigiles étant la plus importante, celui des saisons est la plus nombreuse du IIe au IVe siècle, celui des chasses et des bachiques

inexistant. Les plus beaux exemplaires venus de l'*Vrbs* étaient pour le commanditaire une preuve de « sa participation à la culture du centre de l'Empire et donc de sa place dans la société ». L'ingéniosité des artisans sculpteurs est manifeste dans les imitations d'œuvres romaines au point de ne pas pouvoir parfois en déterminer l'origine. – Isabel Roda (Barcelone UAB, ICAC), *Los sarcofagos cristianos importados de Cartago en Taracco. Un inventario de los manufacturados en « kadel »*. À Tarraco, capitale de l'Hispanie citérieure, province de l'Empire romain, une importante communauté chrétienne s'y était formée au III[e] siècle. La grande nécropole de Francoli y fut à son apogée dans la première partie du V[e] siècle. De nombreux sarcophages à thèmes païens, à strigiles dont certains avec cartels, à représentations bibliques (sacrifice d'Isaac) y furent récupérés. Sarcophages d'importation de Rome ou de Carthage. Les artisans d'Afrique du Nord (Tunisie) étaient très représentés dans cette collection, qui mettait en œuvre le « kadel », pierre très semblable à celle trouvée dans les carrières de Tarraco utilisée par les artisans locaux. L'attribution de certaines productions ne fut pas immédiate. – Vassiliki Gaggadis-Robin (CNRS, Centre Camille Jullian, Aix-Marseille Université, MMSH), *Méthodes, questions et hypothèses d'interprétation concernant l'iconographie des sarcophages en Gaule Narbonnaise*. En Gaule Narbonnaise, les sols d'Arles et de Marseille ont offert aux savants un grand nombre de sarcophages dont l'étude historiographique, un examen direct et minutieux ainsi que l'analyse iconographique méthodique devraient pouvoir permettre la compréhension des rites funéraires en vigueur. L'historiographie nous renseigne en particulier sur les échanges commerciaux entre cette Province et les ateliers romains et attiques. L'iconographie nous montre l'importance de la mythologie dans les thèmes représentés suivant les thèmes de la métropole alors que l'activité progressive des ateliers locaux conduisit à des copies adaptées et simplifiées de ces thèmes. – Manuela Studer-Karlen (Université de Fribourg C.H.), *Les représentations des défunts sur les sarcophages chrétiens : sarcophages païens et chrétiens en comparaison*. L'iconographie des sarcophages chrétiens est particulière mais leur décoration nous informe aussi sur la société de L'Antiquité tardive. Souvent représenté, le défunt pouvait paraître en buste, à visage idéalisé ou non, de sexe attesté par les inscriptions, sans expresse ressemblance. Le couple était figuré soit en double portrait, soit dans la scène de *dextrarum iunctio*, thématique païenne comme celle du philosophe ou de l'orant, figure dans laquelle le défunt s'identifiait volontiers. Des bijoux figurés révèlent le statut social. Le défunt est intégré dans les thèmes mythologiques mais rarement assimilé aux personnages bibliques. Au cours du dernier tiers du IV[e] siècle, les différentes formes de sarcophages sont multipliées telles les « sarcophages à portes de villes » où le défunt apparaît en plusieurs endroits et de manière voyante, aux pieds du Christ, parfois entre les Apôtres, témoignage de sa haute place dans la société. Les commanditaires participaient ainsi à la conception des décors de sarcophages. La haute société chrétienne du IV[e] siècle « était une classe novatrice et active ». – Jutta Dresken-Weiland (Georg-August-Universität Göttingen), *Société et Iconographie. Le choix des images des sarcophages paléochrétiens au IV[e] siècle*. Dès le début du IV[e] siècle, les commanditaires des sarcophages paléochrétiens appartenaient à la couche supérieure de la société, comme le montre le choix des images et des inscriptions. Un rapprochement des thèmes iconographiques sur les sarcophages et dans les catacombes est instructif, celles-ci attribuées aux membres de la classe moyenne de la société. Les scènes tirées de l'Ancien Testament étaient plus nombreuses dans les catacombes que sur les sarcophages et celles du Nouveau Testament l'étaient plus sur les sarcophages que dans les catacombes. Sur les sarcophages la représentation de Pierre, chef de l'Eglise, évoquant peut-être l'Empereur, est fréquente alors qu'elle est inexistante sur les peintures des catacombes. – Robert Turcan (membre de l'Institut), *En somme, et sans vraiment conclure*. Ce colloque est une première en France. Le mérite

en revient à F. Baratte et M. Galinier dont l'intention était de mettre en rapport les programmes iconographiques « avec la société romaine et donc avec l'évolution des mentalités, leur perception des morts et de la mort, à partir d'un corpus dont l'équipe d'outre-Rhin reste le maître d'œuvre », […] ce thème général et directeur paraissant impliquer une relation entre les croyances portées ou signifiées par le « décor sépulcral […] et l'appartenance sociale de la clientèle ». Le sarcophage sacralise le défunt mais valorise aussi le prestige du tombeau, « phénomène qui implique une relation avec la mort mais aussi avec les vivants qui diffère sensiblement de la nôtre ». En remerciant les intervenants pour leurs contributions qu'il a commentées dans cette conclusion, R.T. souhaiterait que soit entreprise « sur le monde romain une enquête d'histoire des mentalités ».

François GIRAUD.

Ian HAYNES, *Blood of the Provinces. The Roman* Auxilia *and the Making of Provincial Society from Augustus to the Severans*, Oxford, Oxford University Press, 2013, XVIII-430 p., 49 fig., 2 tabl., ISBN 978-0-19-965534-2.

Prouinciarum sanguine prouincias uinci (Tac., *Hist.* IV, 17) ou « les provinces sont gagnées par le sang des provinces. » Ce sont les mots imaginés par Tacite pour Iulius Civilis, chef de la révolte batave de 69, et qui expliquent le titre de l'ouvrage d'Ian Haynes. Cette citation a essentiellement pour but de mettre en évidence l'importance qu'eurent les troupes abusivement nommées « auxiliaires » et de rendre hommage à Tacite pour son témoignage historique inestimable. *Blood of the Provinces* est le dernier ouvrage de l'archéologue Ian Haynes paru en 2013. Après avoir déjà consacré un certain nombre de ses travaux aux auxiliaires et à l'armée romaine en général, l'auteur aborde ici les *auxilia* sur toute la durée de leur histoire. C'est ce qui constitue l'originalité du livre. En effet, pour retrouver un travail traitant des armées auxiliaires romaines des Julio-Claudiens aux Sévères, il faut remonter à Cheeseman et à son classique *The Auxilia of the Roman Imperial Army* de 1914. Toutefois, cette singularité ne constitue pas la principale qualité de cet ouvrage, car bon nombre de travaux se sont déjà penchés sur différents aspects des *auxilia*. Ce qui constitue la valeur première de *Blood of the Provinces*, c'est l'éclairage avec lequel l'auteur étudie cette portion de l'armée romaine. Il ne s'intéresse que de façon secondaire aux auxiliaires en tant que strictes forces armées. Son véritable objet concerne les soldats – en tant qu'hommes – et leur famille, bref ce qu'il nomme les « communautés militaires. » Ces communautés comportent bien entendu des caractéristiques militaires, mais ce sont ici les traits économiques, sociaux et culturels qui sont mis en avant. Avec cette approche, l'auteur se range dans le « courant » d'historiens – initiés très tard, dans les années 1980 – qui analysent l'histoire militaire romaine aux niveaux socio-économique, culturel et religieux. Cette tendance historiographique se distingue de l'énorme partie de l'historiographie de l'armée romaine. Cette dernière se focalisa surtout dès le XIXe siècle sur les aspects purement militaires (quantification des unités, composition des troupes, recrutement, hiérarchie militaire, etc.). Pour en revenir au but de notre ouvrage, il faut souligner que l'intérêt d'étudier les auxiliaires comme étant des communautés revient à s'intéresser à une partie importante de la population de l'Empire romain. En effet, on sait depuis quelques années que les communautés militaires ne comprenaient pas seulement des soldats, mais également leur famille et leurs esclaves. De plus, elles étaient généralement en contact avec les communautés civiles aux alentours. L'objectif ultime de *Blood of the Provinces* est ensuite de voir comment ces communautés furent incorporées dans l'Empire pour former la société provinciale romaine. Précisons que l'auteur privilégie le terme d'*incorporation* à la notion plus critiquable de *romanisation*. Il note que le premier terme a l'avantage de renfermer l'idée d'intégration

dans un corps à la fois politique, corporatif et communautaire, et il n'est pas chargé de la connotation culturelle de « romanité. » Ajoutons, comme l'auteur le rappelle fréquemment à travers le livre, que l'incorporation varia sensiblement selon les époques et les régions de l'Empire. Cette incorporation aura un impact très important sur la vie des soldats et sur leur entourage, mais elle sera aussi fondamentale pour la survie de l'empire. Car, si l'empire s'est bâti notamment grâce aux troupes auxiliaires, celles-ci constituent également un potentiel dévastateur, pouvant se retourner contre lui, faute d'intégration suffisante. – Après avoir situé *Blood of the Provinces*, voyons maintenant un bref résumé des différents thèmes que l'auteur aborde. L'ouvrage se divise en sept parties, elles-mêmes subdivisées en chapitres et sous-chapitres. Ces différentes parties sont : les structures des auxiliaires au fil des dynasties, de la République aux Sévères (p. 1-92) ; les différentes formes de recrutement des auxiliaires (p. 95-142) ; la vie quotidienne dans l'auxiliaire (p. 145-188) ; les rites et la pratique du culte ou la religion dans les auxiliaires (p. 191-236) ; l'équipement et les tactiques des auxiliaires (p. 239-298) ; la communication, langue et écriture dans les auxiliaires (p. 301-336) ; les vétérans d'auxiliaires (p. 349-367) ; à cela s'ajoute une conclusion originale sur l'exemple de quatre soldats d'auxiliaires aux profils variés (p. 369-381). La première partie du livre présente de façon introductive l'évolution des structures des auxiliaires. Elle souligne la tendance d'une progressive standardisation de ces unités et leur rôle de plus en plus fondamental dans un Empire où les Empereurs furent à chaque dynastie plus proches de leurs *commilitones* ou camarades soldats. La seconde partie évoque le thème incontournable du recrutement des armées auxiliaires. Ce thème est fondamental pour comprendre la diversité des régions de l'Empire romain et les stratégies que celui-ci adopta pour recruter des troupes selon les contextes locaux parfois difficiles à maîtriser. Ensuite, les parties trois à six (quotidien des auxiliaires, pratiques religieuses, équipements et tactiques, et communication) sont autant d'axes relevés par l'auteur et qui montrent les différentes facettes de l'incorporation romaine. La septième partie touche au vaste sujet des vétérans. Nous reviendrons dans un instant sur cette partie, que nous détaillerons et critiquerons plus en détail. Enfin, la conclusion fournit une belle originalité de plus à l'ouvrage, en nous présentant la vie de quatre soldats d'auxiliaires issus de différents lieux et époques de l'Empire. Ceci permet à l'auteur de rappeler la diversité de l'expérience des soldats et de leur incorporation dans la société provinciale. – Revenons maintenant sur la septième et dernière partie de l'ouvrage, consacrée aux vétérans. La première chose qu'il convient de relever est le titre : « Auxiliary Veterans and the Making of Provincial Society ». Bien que l'élément critiquable ici ne soit que minime, il est dommage que le concept de « création d'une société provinciale » ne soit appuyé que pour les vétérans. Bien sûr, comme le montre le vingtième chapitre, les vétérans ont une place importante dans la société provinciale, et contribuèrent à son façonnement. Mais les troupes auxiliaires, qui sont présentées dans les six parties précédentes du livre, contribuèrent également à cette création, et sans doute d'avantage que les vétérans. Nous pouvons donc estimer que ce titre n'est pas adéquat, parce qu'il met l'accent sur les vétérans et jette une ombre sur les soldats d'auxiliaires pourtant mis en valeur avant. Quant au reste de cette partie, l'auteur fait globalement une belle synthèse de la condition de vétéran. Il pointe pour commencer les différents problèmes liés à cette étude, les sources disponibles, les éléments liés aux diplômes militaires, ainsi que la variation du statut des vétérans selon les époques, les règnes et leurs lieux d'installation. Ce dernier point est ensuite illustré par des exemples concrets, montrant tour à tour, comment les vétérans vécurent et influencèrent leur environnement dans trois lieux de peuplement : les villes ou villages civils, les installations à proximité des camps militaires et la campagne. Avant de conclure, l'auteur nous rappelle avec justesse l'existence de ces « forgotten veterans », ces hommes qui n'avaient

pas « honorablement » terminés leur service militaire (l'*honesta missio*). Ce sont entre autres les soldats affranchis pour raisons médicales, mais surtout les déserteurs, souvent contraints à une reconversion dans le banditisme, et constituant un danger non-négligeable pour l'Empire. La seule chose qu'il nous est permis de déplorer pour cette partie relève spécifiquement des diplômes militaires. L'auteur, archéologue de formation, pointe avec raison leurs divers inconvénients et lacunes et il se tourne plutôt vers les sources archéologiques pour parler des vétérans – démarche que nous soutenons complètement. Mais ce qui est regrettable c'est que l'auteur n'utilise pas toute la substance de ces diplômes et s'en détourne trop tôt. En effet, la récente étude de Barbara Pferdehirt (*Die Rolle des Militärs für den sozialen Aufstieg in der römischen Kaiserzeit*, 2002) montre l'apport d'une étude détaillée de ces sources. Cet ouvrage est utile non seulement pour tout vétéran romain, mais également pour les auxiliaires romaines. Il met en avant certaines des variations de la politique impériale à l'égard des soldats. En outre, ce travail compile un très bel ensemble de sources du droit romain, nous informant sur les avantages juridiques des conditions des soldats et des vétérans, et donc des avantages que les soldats pourraient avoir voulu chercher dans l'armée. Toutefois, l'humble remarque que nous faisons ici à Ian Haynes ne doit pas masquer la remarquable qualité du livre. – Traiter d'un sujet aussi vaste que les *auxilia* demande des choix, ce qui contraint à une certaine généralisation. Même si l'auteur n'aborde pas tous ses axes d'études dans le détail, son ouvrage nous fournit une très riche bibliographie sur les auxiliaires, très utile pour une bonne introduction sur le sujet. En outre, il arrive à surmonter avec succès l'une des difficultés inhérentes à l'histoire de l'Antiquité : le manque de sources. Chaque question est traitée avec une heuristique abondante et variée. Nous avons bien sûr des sources littéraires, épigraphiques et archéologiques, mais aussi de nombreuses sources papyrologiques, ou encore des sources moins conventionnelles, comme les études sur les pollens. En outre, il présente bien les différents points de vues des historiens sur les multiples sujets en débat, avant d'exprimer le sien et de suggérer une possible solution. À côté de cela, l'auteur fait à plusieurs reprises des comparaisons entre l'Empire romain et d'autres moments de l'histoire. Par son énonciation, le contenu de *Blood of the Provinces* est intelligible et pédagogique. Il est de plus illustré par un nombre conséquent de photos, schémas ou tableaux qui rend la lecture moins abstraite et plus stimulante. – En conclusion, nous pouvons dresser un bilan des plus positifs de l'ouvrage qui peut être qualifié d'excellent outre deux remarques mineures. Ian Haynes réalise parfaitement ce qu'il annonçait dans son introduction, à savoir présenter les différentes facettes de l'incorporation des communautés d'auxiliaires dans la société provinciale romaine. Les thèmes soulignés sont pertinents et suscitent l'intérêt, et sa méthode est interactive, claire et prenante. En outre, cet ouvrage fournit une bonne base pour toute étude sur l'auxiliaire. Malgré l'obligation d'être synthétique, l'auteur nous donne une excellente bibliographie, très utile pour l'étudiant, comme pour le chercheur, tous deux visés par l'auteur.

Nicolas BRUNMAYR.

Jan Dirk HARKE, *Corpus der römischen Rechtsquellen zur antiken Sklaverei.* Teil III. *Die Rechtspositionen am Sklaven.* 2: *Ansprüche aus Delikten am Sklaven,* bearbeitet von J. D. H., Stuttgart, Fr. Steiner, 2013 (Forschungen zur antiken Sklaverei, Beiheft 3), 30 × 21 cm, XII-219 p., ISBN 978-3-515-10144-8.

This volume of the *CRRS* assembles 362 legal texts on remedies for damage and injury to slaves. Most derive, as they must, from the *lex Aquilia* and the *actiones furti*, *serui corrupti*, and *iniuriarum*. They span almost a thousand years, from the *Twelve Tables* to Justinian's *Institutes*, a period during which the principle remained firm that

the slave-owner was entitled to compensation for diminution of the value of his slave property caused by a third party. This in turn depended on the unchallenged belief that to reduce some members of the human community to the status of chattel was normative and uncontroversial (*Dig*. 1.1.4). If Roman lawyers defined slavery as contrary to nature (*Dig*. 1.5.4.1), it can hardly therefore at any time have seemed so to the vast majority of Rome's citizens, not least as this collection of rich and often subtle materials indicates. As their editor, Harke provides the Latin texts with German translations and glosses, offers legal orientation in a substantial introduction, and gives a bibliography concentrating on German scholarship. – Careful cross-referencing allows various legal continuities and developments over time to be seen which will be of particular interest to historians of Roman law. At the same time the historian of slavery will find much of note in the texts themselves as plausible representations of social experience. The frequency of references to the wounding, killing, and abduction of slaves can give no indication of the incidence of such eventualities in everyday life, but the situational details described are suggestive of the hazards that could affect slaves at any time, many of which are violent in nature: a doctor's negligence, starvation, ambush, traffic accidents, war, an unfortunately tossed javelin on the training-ground or the hand of a barber struck by a misthrown exercise ball – these are just a few of the causes of slaves' deaths that the texts intriguingly introduce (*Dig*. 9.2.7.8; 9.2.9.2; 9.2.9.3; 9.2.52.2; 19.2.13.pr.; *Paul. Sent.* 2.4.3; *Dig*. 9.2.9.4; 9.2.7.11pr.). Violent connections between damage and injury are inevitable of course; but it is brutality that emerges here as a fundamental condition of servile life. The praetor was generous in forbidding a man to beat another man's slave *aduersus bonos mores*, but the law did not object to beating the slave when its corrective value was in play (*Dig*. 47.10.15.34; 47.10.15.38; *Cod*. 6.2.20.). Jurists likewise could distinguish *nuda interrogatio* and *leuis territio* from *quaestio*, or raise the concept of *immoderata saeuitia* (*Dig*. 47.10.15.41; 24.3.24.5.). Yet the principle that the slave's body was subject to physical constraint was never questioned, which meant that the slave, a sensate human being, always had before him the prospect of the whip, the lash, or the fist (*Dig*. 47.10.15.35; 9.2.27.17). It was possible at times that *misericordia* or *humanitas* could prompt someone to release the chained slave from his shackles, or allow him to run away or harbour him after escape (*Dig*. 4.3.7.7; 11.3.5.pr; Iust., *Inst*. 4.3.16.). But such signs of sympathy are notable by their rarity. More prominent is the law's Catonian preoccupation with protecting the financial well-being of the slave-owner, as a result of which, especially in the rules established for the calculation of loss due to damage or injury (minutely defined), sympathy for the slave is to be dismissed (Gaius, *Inst*. 3.217; *Dig*. 9.2.27.17; *Coll*. 2.4.1; *Dig*. 9.2.33.pr.). The severing of a prize painter's thumb is of interest only as an item affecting his economic worth (*Dig*. 9.2.23.3). – The heterogeneity of the slave population is also striking, as in the discretion permitted to the praetor in granting an action for *iniuria*, where the position as well as the character of the slave concerned made a difference: the *ordinarius* or *mediastinus* did not belong to the same servile category as the *dispensator* (*Dig*. 47.10.15.44; *comoedi* and *symphoniaci* may have fallen in between [*Dig*. 9.2.22.1.]). It follows that common cause was unlikely to have resulted from simple juridical status; and indeed it was expected that one slave might collude in causing damage and injury to another, or that one might abduct another in order to replace him as the price of his manumission (*Dig*. 41.3.4.16-17; 41.4.10.). Distinctions of rank remained strong in late antiquity (Iust., *Inst*. 4.4.7). It was also expected that despite his natural inferiority the slave was persuasible and morally corruptible: the good slave could be made bad and the bad slave worse, with a host of injurious consequences to follow: physical harm, theft, flight, incitement of other men's slaves, mishandling of the *peculium*, implication in love affairs and evil arts, truancy, time-wasting

at public entertainments, sedition, fraud (*Dig*. 11.3.5.1; 11.3.1.4; 11.3.1.5.). Such dangers were apparent still to Justinian (*Cod*. 6.2.20.). Judgement of corruption was expressed, as in all matters, in terms laid down by the slave-owning establishment, although without any awareness of the irony involved in the fact that an item of property devoid of legal personality was capable of many forms of human, and often subversively human, action. – A collection of this kind should not be read in isolation from other historical evidence. It is a valuable source nonetheless for understanding the multifarious circumstances of life in slavery in the long duration of Roman history. Variations in legal detail can be seen on its topic, but more impressive is the law's conservatism and engagement with preserving slavery as an institution. In the Roman legal mind, as in Roman culture at large, property and privilege took pride of place. Keith BRADLEY.

Dagmar HOFMANN, *Suizid in der Spätantike. Seine Bewertung in der lateinischen Literatur*, Stuttgart, 2007, 250 p., 46 €, ISBN 978-3-515-09139-8.

Die Dissertation von Dagmar Hofmann zum Thema Suizid in der Spätantike ist in jeder Hinsicht vorbildlich und behandelt das Thema weit über den Schwerpunkt Spätantike hinaus. Sie ist ein Gewinn für das Verständnis dieser Thematik in der Antike generell. Der Aufbau der Arbeit ist streng systematisch, übersichtlich und erkenntnisleitend. – Kapitel I, die „Einleitung", führt in die Thematik ein und stellt die Verbindung von der Antike zur Gegenwart her, um dann den Fokus auf die Spätantike zu richten. Dabei wird der Umstand herausgestellt, dass der Begriff *suicidium* eine Erfindung des Mittelalters ist (S. 12). Dem folgt die Definition von Suizid sowie eine Darlegung zur Auswahl des Materials, der Fragestellung und der Gliederung der Arbeit. Zentral ist dabei die Frage, „ob denn die Ablehnung und konsequente Verurteilung des Suizids erst durch die dem Christentum inne liegenden Werte erfolgen konnte und musste" (S. 117). – Kapitel II beschäftigt sich mit der theoretischen Auseinandersetzung mit dem Suizid in der Spätantike. Hier beginnt die Untersuchung mit dem Suizid in der klassischen Antike, gefolgt von den Sichtweisen des Neoplatonismus, um sich schließlich dem Problem im Christentum zuzuwenden. Hier ist Augustinus vor allem mit seiner Schrift *De ciuitate Dei* die zentrale Autorität. Dem folgt die Erörterung der Selbsttötung im römischen Recht sowie im kirchlichen Recht. Eine Zusammenfassung rundet diesen Teil der Forschungen ab. – In Kapitel III geht es schließlich um die literarische Darstellung von Suiziden in der Spätantike. Dies ist der bei weitem ausführlichste Abschnitt der Studie und gliedert sich in vier Teile. Der Untersuchung der heidnischen als auch der christlichen Vorbilder und ihrer Suiziddarstellungen aus christlicher Sicht folgt der Blick auf den profanen Bereich: Selbsttötungen von Herrschern und Kaisern sowie der Besiegten und Unterdrückten werden thematisiert. H. betont, dass die berühmten Suizidfälle der Antike fast ausnahmslos *nicht* aus der Spätantike stammen. Heidnische Suizide werden besonders in Form von Exemplakatalogen erwähnt und dienten der spätantiken Rhetorik. Zunächst geht es im Kapitel „*Exempla maiorum*" um heidnische Beispiele im Kontext des Märtyrertodes. So spricht etwa Tertullian mit seiner Schrift *Ad martyras* den verfolgten Christen Mut zu. Dem folgen im Kontext des „Philosophentodes" neben Sokrates, dessen Ende den Inbegriff des Philosophentodes darstellte, die Beispiele zweier Stoiker, das des jüngeren Cato sowie des jüngeren Seneca. „Bis ins 3. Jahrhundert hinein findet man weitgehend lobende Worte für das *nobile letum Catonis*, und gilt der Stoiker als *exemplum uirtutis* Dies ändert sich erst mit den christlichen Autoren" (S. 99). Denn wenn Suizid ein Frevel gegen Gott ist, musste diese Tradition einer Neubewertung unterzogen werden. Das gilt auch für Lucretia, die mit ihrer Selbsttötung nach der Vergewaltigung durch Sextus Tarquinius, den Sohn des letzten römischen Königs Tarquinius

Superbus, zur Verkörperung weiblicher Tugend der Keuschheit stilisiert wurde – und das weit über die Antike hinaus. „Valerius Maximus nennt sie an erster Stelle der römischen Keuschheit und lobt ihre männlich starke Gesinnung, die nur durch einen Irrtum des Schicksals einen weiblichen Körper erhalten habe. Durch ihren so mutigen Tod habe sie dem römischen Volk den Grund geliefert, die Königsherrschaft mit der Regierung der Konsuln zu vertauschen“ (S. 106). Lucretias Selbstmord steht also am Anfang der römischen Republik, ja er ermöglicht sie geradezu; Catos Selbstmord steht für das Ende dieser freiheitlichen Staatsform. Diese Verbindung von politischer Freiheit und dem Recht, über das eigene Leben zu verfügen, bleibt thematisch ungenutzt, würde den Rahmen der Arbeit aber auch sprengen. Wichtig für die christliche Rezeption ist vielmehr, dass die Bewahrung der höchsten Tugend, der Keuschheit, einen Suizid rechtfertigen kann. Als Ergebnis hält H. fest, dass die berühmten heidnischen Suizide im Kontext von Philosophie und weiblicher Tugend keineswegs einhellig abgelehnt werden, sondern „vielmehr christlich rezipiert“ (S. 118) werden, wobei erst Augustinus eine Sünde in der Selbsttötung aus Scham wegen Vergewaltigung sieht (S. 52f.). Dem folgt ein Abschnitt über „*Persecutiones*: Märtyrer oder Selbstmörder“, in dem die Darstellung von Selbsttötungen in den christlichen Reihen behandelt wird. Der Diskurs über die Unterscheidung von Suizid und Martyrium wurde von Christen schon früh geführt. Ein wesentliches Merkmal ist die Verfolgungssituation. Daneben ist die Bereitwilligkeit, mit der die Nachfolger Christi ihren Tod angenommen haben bis hin zu einer vermeintlichen Martyriumssucht, ein wesentliches Merkmal der *Martyres uoluntarii*. Als *Martyres ueri* gelten die heiligen Jungfrauen und Asketen. Schließlich gab es die als *Martyres falsi* bezeichneten und von Augustinus heftig kritisierten Donatisten. Die Auseinandersetzung mit ihnen zwingt den Kirchenvater zu einer genaueren Unterscheidung zwischen Martyrium und Selbsttötung. Die *causa iusta* wird zum Hauptargument. Allerdings zeigt H., dass die Donatisten das gleiche Argument zur Legitimation ihrer Todesbereitschaft anführten, es also nicht eine Frage des Arguments, sondern des Standpunktes ist. Bei der Analyse der Darstellungen kaiserlicher Suizide an Hand der Beispiele Neros, der Christenverfolger Iulian, Maximinian, Gordian I. sowie des dubiosen Todes von Valentinian II. kommt H. zu dem Ergebnis, dass die Auffassung vorherrschte, ein Suizid sei eines guten Herrschers unwürdig, für seine Pflichterfüllung opferte ein guter Kaiser jedoch bereitwillig sein Leben (S. 179). Es ist also wieder eine Frage des Standpunktes, so dass die Regel, wonach ein Suizid auf einen schlechten Herrscher deute, umgekehrt werden müsse: „ein schlechter Kaiser deutet auf Suizid“ (S. 180). Dass schließlich bei Machtkämpfen Unterlegene den Selbstmord einer schmachvollen Hinrichtung vorzogen, verwundert nicht, aber auch ganze Gruppen, die besiegt worden waren, zogen, wie am Beispiel der Einwohner der Stadt Maiozamalcha belegt, den Tod der Willkür der Eroberer vor. Massensuizide als Kriegsfolge sind mehrfach belegt. In der Darstellung des Suizids als Ausweg aus einer Notlage, aus Furcht vor einem schlimmeren Ende oder aufgrund sozialen Drucks ist kein maßgeblicher Unterschied zur Republik und des Prinzipats feststellbar. „Auf der Ebene der historischen Realität kann man also nicht von einer Veränderung in der Spätantike sprechen“ (S. 207). – Die detaillierte und quellennahe Untersuchung wird in Kapitel IV noch einmal zu ihren Ergebnissen und mit einem Ausblick zusammengefasst. Zugespitzt formuliert lautet das Fazit, dass die spätantike Beurteilung der Selbsttötung näher an den Vorstellungen der klassischen Antike ist, als dass sie auf die Stigmatisierung als *suicidium* oder als Selbst*mord* im Mittelalter und in der Neuzeit vorausweist (S. 209). Insgesamt ist die vorgelegte Studie als Standardwerk zum Thema Suizid in der Antike einzuordnen.

Maria H. DETTENHOFER.

Niklas HOLZBERG, *Petronius Arbiter. Satyrische Geschichten. Satyrica. Lateinisch-deutsch*, Herausgegeben und übersetzt von N. H., Berlin, Akademie Verlag, 2013 (Sammlung Tusculum), 18 × 11 cm, 435 p., 54,80 €, ISBN 978-3-05-0060-16-3.

Cette édition bilingue des *Satyrica* (qu'en France on s'obstine encore trop souvent à appeler « le *Satyricon* » – comme si l'on disait « le *Bucolicon* » !) est due au professeur Niklas Holzberg, de l'Université de Munich, qui est l'auteur d'une bonne vingtaine de livres consacrés à divers écrivains latins (notamment Catulle, Ovide, Martial...) ainsi que, dans la même collection « Sammlung Tusculum » (qui contrairement à la Teubner vise le public cultivé et non celui des seuls spécialistes), d'une édition traduite et commentée des *Métamorphoses* d'Apulée et d'une monographie sur le genre romanesque antique, parue en 1986 et rééditée en 2006 après avoir été traduite en anglais en 1995. – L'ouvrage commence non par une introduction en bonne et due forme, mais, *ex abrupto*, par le texte et la traduction, tout comme l'édition d'Apulée ou celle de la *Mosella* d'Ausone publiée en 2001 par Paul Dräger chez un autre éditeur. Ce procédé invite le lecteur à entrer directement dans l'œuvre et à la lire en quelque sorte sans idée préconçue – même s'il a, bien sûr, la possibilité de commencer sa lecture par l'« Einführung », qui occupe ici les pages 407-424 et qui dans une édition traditionnelle en constituerait l'introduction. – Un recenseur français ne se permettra pas de porter un jugement sur la qualité de la traduction, et se bornera à dire qu'elle lui a paru sémantiquement exacte – ce qui est la moindre des choses pour un texte si souvent traduit dans toutes les langues européennes. Se pose évidemment la question de savoir comment ont été rendus les vulgarismes, les incorrections syntaxiques et les divers hapax qui caractérisent le langage des affranchis dans la *Cena Trimalchionis*, mais ici encore il y faudrait une compétence en allemand populaire supérieure à la nôtre. Deux remarques seulement, à titre d'exemples : la première à propos de l'énigmatique *bacciballum* par lequel l'affranchi Nicéros, en 61,6, qualifie sa maîtresse Mélissa : Grimal et Ernout le traduisent par « un beau brin de fille », Pierre Flobert dans le *Grand Gaffiot* par « une femme replète », nous-même dans notre *Pétrone* des éditions Ellipses par « une nana plutôt gironde », tandis que Gareth Schmeling dans son récent *Commentary* des *Satyrica* suppose dubitativement, mais sans proposer de traduction, la combinaison de *bacca* « la baie » (un fruit rond et charnu) et d'un improbable *ballum* qu'il traduit par « ball » ; Giovanni Alessio, dans une étude des *Quaderni linguistici* (1960) de l'Université de Naples – que je remercie André Daviault de m'avoir signalée –, a proposé très ingénieusement d'y voir la transcription latine d'un composé grec de Βάκχος et de κίβαλος, un synonyme de διάκονος connu par au moins une inscription et usité en Grande Grèce (où se déroule la *cena*), signifiant donc « prêtre » ou « prêtresse » ; Holzberg, pour sa part, le rend par *Bacchusballerinchen*, en le rattachant aux verbes *bacchari* et *ballare*. C'est astucieux, mais l'étymologie n'est pas évidente et le sens exact non plus : le débat reste ouvert ! La seconde à propos du *matauitatau*, encore plus énigmatique, qu'emploie le même Nicéros au paragraphe 9 (*gladium strinxi et matauitatau umbras cecidi*) : ce terme a fait l'objet de diverses conjectures peu plausibles et a été notamment expliqué par André Rogier, dans le *BAGB* 1983, comme transcrivant fautivement le grec ματαιότατα au sens de « très inutilement » – encore un hellénisme qui, après *bacciballum* tel que l'interprète Giovanni Alessio, n'aurait rien de surprenant dans la bouche d'un personnage dont le patronyme est bien évidemment grec ; mais Holzberg se rallie, peut-être sagement, à l'attitude de tous ses prédécesseurs, qui préféraient « athétiser » le mot ou le mettre *inter cruces* : ici encore rien n'est définitivement tranché. – Le texte latin reprend pour l'essentiel celui de l'édition Müller, parue chez Teubner en 2009, mais Holzberg s'en écarte néanmoins 250 fois, la liste des discordances occupant les pages 356-363, où sont fournies dans la

colonne de gauche les leçons adoptées par Müller et dans celle de droite celles de la présente édition, dont la source est indiquée chaque fois entre parenthèses ; ce tableau tient lieu d'apparat critique, mais il est moins commode à consulter qu'un apparat en bas de page, ou alors il aurait fallu que chaque lieu variant fût signalé par un appel de note dans le texte, ce qui n'est pas le cas. Il est suivi par un bref résumé des divers épisodes du roman, puis par une liste des différents vers utilisés par Pétrone, avec pour chacun d'entre eux l'indication de sa structure métrique et de ses occurrences dans le texte. Viennent ensuite quarante pages de notes explicatives (« Erläuterungen ») qui éclairent bien les principales difficultés du texte, mais ici encore on peut regretter qu'elles ne fassent pas l'objet d'appels de notes *in textu*. – C'est ici que prend place l'« Einführung » dont il a été question plus haut. Holzberg y revient, bien entendu, sur la sempiternelle *quaestio petroniana*, et le recenseur a eu l'heureuse surprise de constater que, pour une fois, la datation néronienne des *Satyrica* non seulement n'est pas affirmée avec le dogmatisme dont font preuve tant de « savants », mais est franchement abandonnée au profit d'une datation flavienne, voire post-flavienne, avec un *terminus ante quem* « vers 200 ». C'est le principal apport et la grande originalité de cette étude, où l'on trouve cette remarque judicieuse, mais jamais faite à notre connaissance : les nombreux passages (de Tacite et Suétone entre autres) dans lesquels tant de philologues (à commencer par Rose) ont cru trouver la preuve que c'était Néron qui était visé sous les traits de Trimalchion, tendraient plutôt à prouver, non pas que Pétrone était contemporain de cet empereur, mais qu'il lisait, tout comme nous, Suétone et Tacite, et que tout comme nous c'est tout simplement chez eux qu'il a trouvé les éléments néroniens que comporte sans nul doute la *cena*. Quoi qu'il en soit, la petite cohorte, jusqu'ici surtout « hexagonale » il faut bien le dire, qui, dans la lignée de Collignon, milite en faveur d'une datation post-néronienne des *Satyrica*, tout en se heurtant au silence obstiné des partisans de la vieille datation néronienne, trouve en la personne de Holzberg un renfort appréciable. – Dans le reste de son « Einführung », Holzberg s'interroge naturellement, après tant d'autres, sur la signification pour le moins problématique de cette œuvre et sur les intentions de son auteur, et pose notamment la question de savoir si nous devons être « moralement révoltés » par les turpitudes auxquelles se livrent les personnages de ce roman fort peu moral. À quoi il répond que, si Pétrone avait voulu provoquer une telle réaction chez ses lecteurs, il aurait narré des actions véritablement mauvaises et choquantes et non ce qu'il appelle « des absurdités plus que grotesques ». En fait, estime-t-il *in fine*, les *Satyrica* nous plongent non pas dans le monde réel, mais dans une sorte de *no man's land* (« Niemansland » en allemand) qui non seulement se trouve éloigné de nous de 2000 ans, mais constitue en quelque sorte une planète spécifique (« ein eigener Planet »), que l'auteur appelle, en français, un « monde à l'envers » – conclusion qui en vaut une autre mais qui, comme toutes les autres, nous laisse inévitablement sur notre faim. – Le livre comporte enfin une Bibliographie (sélective) de huit pages, où son recenseur, bien que flatté d'être le seul auteur français à y figurer, ne peut s'empêcher de penser que plusieurs de ses collègues auraient eux aussi mérité de prendre place. – Au total, on ne peut que saluer la parution d'un livre qui, tout en étant d'un très bon niveau universitaire, pourra être lu avec profit par le public allemand cultivé, qui constitue le lectorat privilégié de la collection où il voit le jour. René MARTIN.

G. O. HUTCHINSON, *Greek to Latin: Frameworks and Contexts for Intertextuality*, Oxford, Oxford University Press, 2013, 24 × 16 cm, XII-438 p., £ 90, ISBN 978-0-19-967070-3.

Über das 1957 erschienene Horaz-Buch Eduard Fraenkels, das noch nach dem Zweiten Weltkrieg förmlich überquellende deutsche Gelehrsamkeit der Wilamowitz-Ära unseres

Faches demonstrierte, schrieb ein Rezensent: „It is not an easy book to use. In form it rather resembles the record of a very advanced course in selected poems of Horace. We are supposed to have done our lessons well" (M. P. Cunningham, *CPh* 54, 1959, S. 127). In der anglophonen Latinistik wird das positivistische Aufhäufen von Fakten, Zahlen und Belegstellen nach wie vor eher vermieden, zumal wenn es um Intertextualität geht. Umso bemerkenswerter ist, dass mit H(utchinson) nun ein Brite dieses Thema geradezu in der Weise behandelt, wie man es von einem „German professor" einer längst vergangenen Epoche gewohnt war. H. hat den Einfluss der griechischen auf die römische Literatur während des 1. Jahrhunderts v.Chr. und der beiden ersten Jahrhunderte n.Chr. – immerhin grenzt er sein Untersuchungsspektrum auf diesen Zeitraum ein – so gründlich und systematisch erforscht, dass wir hier eine Literaturgeschichte vor uns haben, die zwar nicht chronologisch, aber thematisch strukturiert ist und in dieser Form durchaus als solche gelten kann. Der Kategorie „German Quellenforschung" wird man sein Buch freilich nicht zuordnen, da er moderne Beobachtungen zur *arte allusiua* ebenso gut kennt wie die ältere für ihn relevante Literatur. Seine Bibliographie umfasst 51 Seiten mit Titeln in mehreren Sprachen und ist so erschöpfend, dass man es kaum glauben kann, wenn man denn doch ganz selten auf einen versäumten Verweis stößt: z.B. S. 343f., wo H. im *Culex* „evocation of the *Eclogues*", der *Georgica* und (im Unterweltsbericht der Mücke v. 296-324) der *Ilias* entdeckt, offenbar ohne zu wissen, dass Glenn Most schon 1987 in *Homo Viator* (Bristol, S. 199-209) gezeigt hat, wie nach dem Proöm die drei Abschnitte 42-156, 157-199 und 200-414 spielerisch den vergilischen Dreischritt *Bucolica–Georgica–Aeneis* nachschreiten. Aber vielleicht konnte H. diese (m.E. überzeugende) These nicht gebrauchen, weil er, davon ausgehend, dass es „surprisingly little extended work on the relationship between Latin literature and Greek literature" gebe (1), im „epischen" dritten Teil des *Culex* zwischen den Zeilen mehr Homer als Vergil sehen wollte. – H. beantwortet in vier Schritten die Frage, wie es kam, dass die Römer die *exemplaria Graeca* „mit nächtlicher und täglicher Hand" rollten (seltsamerweise fehlt das berühmte Horaz-Zitat bei H.) und wie sie dabei verfuhren: Zunächst äußert er sich unter dem Stichwort „Time" dazu, wie die römischen Literaturtheoretiker das Schaffen der eigenen Autoren zu dem der griechischen in Bezug setzten – sie konstruierten einen „Sukzessionsmythos", indem sie fast ausschließlich von der Literatur der Hellenen von Homer bis zum Ende des 3. Jahrhunderts sprachen und so die römische die Nachfolge übernehmen ließen – und wie einzelne römische Autoren mit griechischen in Wettbewerb traten, z.B. Cicero mit Demosthenes und Platon. Die in diesem Zusammenhang wichtigen Termini *imitari* und *aemulari* betrachtet H. nur kurz auf S. 29f., trägt also nicht zu dem schwierigen Diskurs über ihre Bedeutung bei. Aber er will in diesem Buch wohl auch nicht eigentlich argumentieren, sondern primär darstellen, d.h. mit größter Sorgfalt alles ihm irgendwie erreichbare Material zu seinem Thema erfassen. Besonders klar erkennbar wird das in seinem zweiten Teil, „Space": Hier unterrichtet uns H. mit einer Art Landkarte zu den Interaktionen römischer und griechischer Literaten minuziös darüber – und wir müssen unsere „lessons" wirklich gut absolviert haben, weil man für das Verständnis der Riesenfülle stets nur knapp gegebener Informationen sehr viel Vorwissen benötigt (weswegen es im Grunde absurd ist, dass die griechischen Zitate und lateinischen Begriffe übersetzt sind) –, wie Römer in Süditalien mit griechischen Autoren zusammentrafen, wie sie in Rom bei Philosophen und Rednern lernten und gleichzeitig als Patrone einiger von ihnen wirkten, wie sie in Athen studierten, diese Stadt als Metropole des Geistes neu konstruierten und teils als Studierende, teils als Touristen weitere literarische Zentren des östlichen Mittelmeerraumes aufsuchten. Vieles davon weiß man natürlich, aber in einer so geballten Ladung konnte man das bisher nirgends finden, und erst durch H. erfährt man nun, dass Römer z.B. von Kleinasien „culturally in a more limited fashion than one might

expect" profitierten (109) oder dass solche sich nach Alexandria, dem damaligen Zentrum der Wissenschaft, kaum zur Ausbildung begaben. – Auf diese zwei eher historischen Abschnitte folgen unter den Überschriften „Words" und „Genre" zwei philologische. Im ersten der beiden geht es um den Sprachenkontakt unter mehreren Aspekten; H. beginnt mit einer Revue der Römer, die griechische Prosa und Poesie schrieben, also etwa Musonius bzw. Marcus Argentarius – unter den zusammen mit ihm genannten Epigrammatikern vermisse ich Rufin, bei dem mindestens die Möglichkeit römischer Herkunft besteht –, und wertet dann Äußerungen von Autoren über ihr Verhältnis zum Lateinischen aus; dabei erwähnt H. z.B. die (mehr von Griechen als von Römern vertretenen) Thesen zur Herkunft der *lingua Latina* aus dem Griechischen (147f.). An diese Ausführungen zur Sprachreflexion, also die Theorie, schließt sich die „Praxis" an: H. wechselt – darauf hat man schon gehofft – zum Vergleich ausgewählter Texte über, und zwar vor allem in stilistischer Hinsicht. Es sind ebenso bekannte wie repräsentative Beispiele, die er heranzieht, wobei ihn vor allem interessiert, wie ein Römer zunächst seinen Text einem griechischen anverwandelt und dann ein weiterer Römer oder mehrere sowohl den Griechen als auch den „ersten" Römer evozieren; hier analysiert H. Hannibals Alpenübergang bei Polybios, Livius und Silius; Jasons Abschied von Lemnos bei Apollonios und Valerius, der auch *Aeneis* Buch 4 im Blick hat; die Reihe Theokr. 11,34-37–Verg., *Ecl.* 2,19-22–Calp. 2,68-71; Stellen aus den Medeen des Euripides, Ennius und Seneca sowie solche aus Platons und Ciceros *Timaios*, die Passagen über Pferdezähne bei Aristoteles, Varro, Columella und dem älteren Plinius; die Reihe Arat 79-87–Cic., *Nat. deor.* 2,109–*Germanicus* 79-84–*Manil.* 1,331-336 und am Ende Verspartien aus den Pestbeschreibungen bei Thukydides, Lukrez, in Ov., *Met.* 7 und bei Manilius. Diese vergleichenden Interpretationen verzichten erfreulicherweise auf modisches Spekulieren, genügen aber voll und ganz dem, was man von moderner Textanalyse erwartet. – Das letzte Kapitel ist den Gattungen der römischen Prosa und Poesie in ihrer Auseinandersetzung mit den entsprechenden griechischen Genres gewidmet; bei der Dichtung beschränkt H. sich auf die in Hexametern verfassten Werke, da er Elegie und Lyrik in seinem Buch *Talking Books* (Oxford, 2008) erörtert hat und die Komödie vor dem von ihm behandelten Zeitraum liegt (Seneca als Tragiker erscheint immerhin bei den Einzelinterpretationen). In diesem Teil seines Buches richtet H. zum Thema „Prosa" – er betrachtet Philosophie, Historiographie und Redekunst – sein Augenmerk erst auf die Interferenzen zwischen den drei Gattungen, also etwa Sallusts Grenzüberschreitungen zur Philosophie, dann präsentiert er eine Geschichte der Verwendung rhythmischer Klauseln (sie beginnt in Rom bekanntlich mit Cicero), befragt die drei Genres stofflich unter dem Stichwort „Matter Greek and Roman" – dabei macht er z.B. bewusst, dass römische Historiker selten griechische Geschichte zum Gegenstand wählen (Ausnahme z.B. Curtius Rufus, dessen *Historia* H. aber in die Nähe der Deklamationen rückt), während griechische gerne von römischen *res gestae* erzählen, und schließlich untersucht er Textsorten der drei Gattungen, vergleicht also etwa im Bereich der Philosophie die an einen Adressaten gerichtete Abhandlung mit dem Lehrbrief und dem Dialog. Unter analogen Aspekten bespricht H. dann die Hexameterdichtung, wobei es ihm in mehrfacher Hinsicht darum geht, Verwandtschaft, Unterschiede und Interferenzen zwischen narrativem Epos, Lehrgedicht, Hirtenpoesie, Satire, Gelegenheitsdichtung und Inschrift herauszuarbeiten. Hier findet sich manches bereits gründlich Erforschte in griffiger Zusammenschau – z.B. die Entwicklung der epischen Erzählerfigur von Homer über Apollonios zu Catulls c. 64, Vergils *Aeneis* und Lukan, die H. einfach durch einschlägige Stellen belegt, aber er liefert uns eine Fundgrube glänzender Einzelbeobachtungen, etwa dass Theokr. 15,73 ὠθεῦνθ' ὥσπερ ὕες Hypotext für Hor. *Epist.* 2,2,75 *hac lutulenta ruit sus* sein dürfte. Weil H. so unendlich viel bietet, wird man sich ihm auf jeden Fall übers Register nähern.

Aber auch die Lektüre des ganzen Buches ist für jeden literaturwissenschaftlich Interessierten von größtem Nutzen. Niklas Holzberg.

Clayton N. Jefford, *Didache. The Teaching of the Twelve Apostles*, Salem, Polebridge Press, 2013 (Early Christian Apocrypha, 5), VIII-77 p., 18 $, ISBN 978-1-59815-126-8.

Mit diesem schmalen Band legt Clayton N. Jefford (J.) eine Studienausgabe der frühesten christlichen Kirchenordnung vor. 1873 von Philotheos Bryennios, später Metropolit von Nikomedien, im Heiligen-Grab-Kloster in Konstantinopel entdeckt und 10 Jahre später publiziert, gibt diese Schrift immer noch Rätsel auf, die, um es gleich zu sagen, auch in vorliegender Kommentierung kaum gelöst werden (können). Es hat nach 1883 bis heute immer wieder Textausgaben, englische, französische und deutsche Übersetzungen und Kommentare gegeben, über die man sich einen Eindruck auf den Seiten 64-65 verschaffen kann. Eine umfangreiche Bibliographie bot 1989 K. Niederwimmer, *Die Didache*, auf den Seiten 272-294 (engl. Übersetzung von Linda M. Maloney, *The Didache*, 1998). Die „Crux" vorliegenden Kommentars ist allerdings, um auch dies vorweg zu sagen, der fehlende griechische Fließtext, was nicht eigens begründet wird. Er ist zwar leicht online zu beschaffen (David Robert Palmer, http://bibletranslation.ws/trans/didache.pdf), aber es bleibt ein gewisses Handicap. So fehlt z.B. in der Übersetzung von 12.5, „Christ peddler" (S. 43), ein Hinweis auf das griechische *christémporos*, was sprachlich ohne Originaltext nicht nachvollziehbar ist. – In einer ausführlichen Einleitung geht J. zunächst auf die Gesamtstruktur der Didache ein, die sich in 4 Hauptteile gliedern lässt: 1. (Kap. 1-6 Anfang): die Zwei-Wege-Lehre mit den Hauptsünden und die Warnungen vor ihnen; 2. (Kap. 6 Ende -10): rituelle Vorschriften des täglichen Lebens: Lebensmittel, Taufe, Festtage, Gebete; 3. (Kap. 11-15): Führung der Gemeinde, Autoritäten: Lehrer, Apostel, Propheten, Prüfung fremder Reisender, Einsetzung von Bischöfen und Diakonen, gegenseitige Kontrolle der Gläubigen; 4. (Kap. 16): Vorbereitung auf das Ende der Welt, wobei am Schluss die Frage nach dem mutmaßlichen Ende des Textes aufgeworfen wird. – Es folgt eine Übersicht über die Anspielungen auf das Alte und Neue Testament einschließlich deuterokanonischer und intertestamentarischer Schriften. Weitaus die meisten Texte waren dem Verfasser der Didache bekannt. Besonders die Abhängigkeit von Matthäus fällt ins Auge. Andererseits ist nach dem Einfluss der Didache selbst auf spätere Autoren zu fragen. Hier sind vor allem die Apostolischen Constitutionen (Buch 7) und Eusebius, *h.e.* 3,25,4-7 zu nennen. – Besonders interessant ist die Theologie der Didache, die primär eine Ebene wohl noch vor Paulus darstellt. Sie zeigt eine enge Verbindung zum Judentum und zur Synagoge. Der Schwerpunkt liegt nicht auf der Kreuzes- und Auferstehungstheologie; es fehlt jede Anspielung auf die Göttlichkeit Jesu, fast alles bleibt also für Juden an sich verständlich: die Zwei-Wege Theologie, die Essensvorschriften, Taufe, fasten, beten. An einigen Stellen wird diese Grenze aber überschritten: bei der Taufe im Namen der Trinität (7.1-3), bei den fehlenden Essenstabus, bei den messianischen Erwartungen, wohl auch bei der Abgrenzung im Fasten von den *hypokritaí*, den heuchlerischen Schriftgelehrten und Pharisäern, die im Neuen Testament die Gegner Jesu sind. – Es folgt eine Übersicht über die Handschriftentradition: Neben dem einzigen, (fast) komplett erhaltenen *Codex Hierosolymitanus* (H) aus dem 11. Jh., den Bryennios gefunden hatte, gibt es Fragmente in Griechisch aus dem 4. Jh. (*POxy* 1782 und *Apostol. Const.* Buch 7), lateinische Handschriften aus dem 9. (Kloster Melck) und 11. Jh. (Bayerische Staatsbibliothek München) = *Doctrina Apostolorum*, eher eine Art Homilie zur Didache, einen koptischen Papyrus, heute im British Museum London aus dem 4./5. Jh. (*Brit. Lib. Or. Mus.* 9271), Teile der Didache in der äthiopischen Kirchenordnung, in einer fragmentarischen georgischen und arabischen

Tradition (Schenute) sowie teilweise in der Apostolischen Kirchenordnung (Apostolic Church Order). Dies alles ist längst bekannt. Zu fragen bleibt, was die neue Übersetzung von den bisherigen unterscheidet. Sie hat verschiedene Ziele (S. 14-17): Zum einen will sich J. um eine gender-neutrale Übersetzung bemühen. Dann sollen moderne theologische Begriffe vermieden werden. Besondere Interpretation verdienen Ausdrücke wie *pais*, sowohl für David wie Jesus verwendet (9.2-3; 10.2-3), *christianós* (nur 12.4) und *euangélios* (8.2; 11.3; 15.3-4), *psyché* und *ekklesá*. Auf den Wechsel von 2.Pers. Singular oder Plural wird jeweils hingewiesen. Ein *hapax legomenon* ist *prosexhomologesámenoi* (*prosexhomologéo*: 14.1); Vokabeln wie *aischrológos* (3.3, auch ebd. *hypselóphthalmos*) und *góngyos* (3.6) gibt es vorher nicht in der griechischen Literatur, wohl später. Der Hauptvorteil der Übersetzung besteht in dem Paralleldruck der Didache (nach H) in einer linken Spalte und *Doctrina Apostolorum*, *POxy* 1782 und koptischer Tradition in einer rechten Spalte. Bis auf eine kleine Passage der 2. Hälfte von *POxy* mit *Doctrina* überschneiden sich die Paralleltexte nicht. Unter den Spalten gibt es einen Abschnitt zur Texterläuterung mit den jeweiligen Begriffen in den Originalsprachen Griechisch, Syrisch und Koptisch. Darunter befindet sich ein weiterer Abschnitt für Erläuterungen der Übersetzung. So wird dort eine wörtliche Übersetzung geboten, wenn im Tex oben eine freiere interpretatorische steht. Daher möchte der Rez. auch nicht auf einzelne Übersetzungspassagen des englischen Textes eingehen, über die man durchaus anderer Meinung sein kann (1.4; 1.5; 2.5; 4.4). An den äußeren Rändern sind in Kleindruck die biblischen Referenzstellen abgedruckt. So hat man mit einem Blick sowohl den Text der Didache und gleichzeitig die identische oder abweichende Parallelüberlieferung in einer englischen Übersetzung. Dazu gibt es S. 49-61 „Additional Notes“, um die Anmerkungen im Text zu entlasten, allerdings auch manche Wiederholung. – Eine wichtige Frage ist die nach der Authentizität des Textes von H. Wieviel der originalen Schrift liegt einer Handschrift des 11. Jh. noch zugrunde, und was ist späterer Zusatz? Hier kann es nur Vermutungen, aber durchaus begründete geben. Möglicher Weise sind z.B. die Bezüge auf biblische Schriften nicht ursprünglich. Faszinierend ist doch, dass wir es hier in mancher Hinsicht mit einer vorpaulinischen Theologie zu tun haben, was J. öfters betont und folglich bei manchen Textstellen spätere Zusätze vermutet (z.B. 2.5; 3.8; 4.14; 7.1-4; 9.4). Was ist mit (vermeintlichen?) Widersprüchen, z.B. 1.6 und 4.7? Wie sind unklare Formulierungen zu deuten, z.B. 9.4; 11.11; 11.12? Wie sind die Texterweiterungen in der Parallelüberlieferung zu werten? Dies ist nur ein kleiner Ausschnitt aus einer Vielzahl von Problemen, die nach wie vor mit der Didache verbunden sind und eine immer neue Beschäftigung herausfordern. Mit der Einbindung der Didache in den erhaltenen Gesamtbestand gleicher oder ähnlicher Texte und mit einzelnen neuen Lösungen hat J. einen nützlichen Beitrag zur Erforschung dieser in vieler Hinsicht immer noch „dunklen“ frühchristlichen Schrift geleistet. Karl Leo NOETHLICHS.

Véronique KRINGS / François PUGNIÈRE, *Nîmes et ses Antiquités. Un passé présent XVI*^e^*-XIX*^e^ *siècle*, édité par V. Kr. & Fr. P., Bordeaux, Ausonius (diff. De Boccard, Paris) (Scripta Antiqua, 53), 2013, 335 p., fig., 1 carte, 30 €, ISBN 978-2-35613-082-2.

Une quinzaine de spécialistes, historiens, archéologues et architectes, retracent la destinée des monuments antiques de Nîmes et leur représentation. Les fonds d'archives et l'iconographie permettent de suivre, du XVIe au XIXe siècle, une Antiquité révélée, mais aussi rêvée, l'évolution des enjeux archéologiques non moins que politiques, sociaux et culturels. La conservation des monuments antiques doit beaucoup à leur réutilisation ultérieure, non sans controverses, comme le montre G. Caillat (p. 35-52), avec un consulat nîmois qui se sent propriétaire des antiques, la méfiance du pouvoir royal et l'appétit

des prédateurs, alors même que *Guides*, *Itinéraires* et *Cosmographies* font connaître Nîmes à l'Europe cultivée (F. Lemerle, p. 73-88). Les imitations d'éléments architectoniques antiques fleurissent dans la Nîmes de la Renaissance (V. Lassalle, p. 89-118). L'exemple de la Maison Carrée (P. Trarieux, p. 227-245) illustre bien deux tendances de la représentation de l'antique à partir de la Renaissance : une certaine rigueur archéologique, taxée ensuite de froideur ; d'où, au XVIII[e] siècle, une représentation picturale avec mise en scène, pittoresque, fantastique, non sans réalisme (Hubert Robert). Le XIX[e] siècle se concentre sur l'entretien, puis la restauration et même la reconstruction : c'est l'évolution de Mérimée et des Monuments historiques. D'autres contributions dressent des portraits. Au XVIII[e] siècle, Charles-Louis Clérisseau, architecte qui dessina surtout des monuments antiques, dont ceux de Nîmes ; de là, ses contacts avec Jean-François Séguier, collectionneur d'antiquités non moins qu'épigraphiste averti, au point de faire oublier le chanoine Pichony, méritant collectionneur (143 n[os] au moins). L'abbé Folard est l'auteur, en 1739, d'un faux épigraphique sur la construction du Pont du Gard (attribuée à Antonin le Pieux), sans doute rédigé (habilement) pour renouveler chez ses contemporains le zèle romain. Au XIX[e] siècle enfin, Jean-François-Aimé Perrot, gardien (conservateur) du musée de la Maison Carrée et antiquaire, confondant un peu ses deux métiers.

Bernard STENUIT.

Mario LABATE / Gianpiero ROSATI (éds.), *La costruzione del mito augusteo*, Universitätsverlag Heidelberg, 2013 (Bibliothek der Klassischen Altertumswissenschaften, 2, 141), 323 p., ISBN 978-3-8253-6113-6.

Cet ouvrage collectif est le fruit du *Convegno Internazionale* du *Réseau International de la recherche et de formation à la recherche dans le domaine de la poésie augustéenne*, tenu du 9 au 11 juin 2011 à l'Université d'Udine. Il s'ouvre sur une introduction de M. Labate et G. Rosati (*Tua, Caesar, aetas : un personaggio, un'epoca, un mito. Reflessioni preliminari*, p. 1-28.) replaçant dans le contexte historique et littéraire chaque contribution. Y sont jetées les bases de ce qu'il faut entendre par le « mythe augustéen » : « L'immagine di un vincitore che rinuncia a ogni magniloquente linguaggio celebrativo da monarca ellenistico, che associa il proprio prestigio e la propria superiorità alla promessa di una pace onnicomprensiva, rivolta a tutta quanta la comunità, accettabile da tutti, capace di inglobare vinti e vincitori in una rinascita dello stato che si rinnova recuperando tutta la sua storia, è anzitutto un atto politico di grande relievo, che assicurò al principe e al regime la collaborazione di gruppi e ceti potenzialmente ostili : ma è anche un simbolo potente e attraente, capace di agire sulle coscienze, di mobilitare la fantasia e suscitare sentimenti, cioè un mito » (p. 10). L'ouvrage fournit des matériaux à l'étude de l'édification du mythe augustéen, plutôt que d'offrir une étude systématique du sujet. Il propose d'atteindre cet objectif en croisant l'analyse littéraire de la poésie augustéenne avec d'autres disciplines comme l'archéologie et l'histoire de l'art, l'histoire des religions et de la culture matérielle, la psychologie historique, etc. Les approches des contributeurs ne sont pas coordonnées entre elles, bien que les sujets abordés soient échelonnés chronologiquement depuis la période césarienne jusqu'à l'époque flavienne. Il est à remarquer que l'« *augustanism* » de la littérature anglaise des XVII[e] et XVIII[e] siècles est abordé dans la dernière contribution, laquelle fait office de porte-parole de l'énorme champ d'étude que représente la réception de la poésie augustéenne en-dehors du monde antique. L'ouvrage ne se borne donc pas seulement à l'étude de la formation originelle du mythe augustéen, mais traite aussi, selon une perspective diachronique, de sa réinterprétation, voire de sa reconstruction et même de sa déconstruction. – K. Galinsky, dans *La costruzione del mito augusteo. Some Construction Elements* (p. 29-48), traite de

différentes associations à des divinités et de patronages divins (Romulus, Apollon) dont s'est revendiqué Octavien-Auguste, ainsi que de la mythification d'éléments historiques (*Civilis Princeps*, Actium et post-Actium). Il attire aussi l'attention sur une référence moins connue du jeune Octavien à Achille, lorsque celui-ci décide d'accepter les termes du testament de Jules César. – T. Geue, dans *Princeps « avant la lettre ». The Foundations of Augustus in Pre-augustan Poetry* (p. 49-68), propose une analyse des prophéties rétrospectives présentes dans l'œuvre virgilienne notamment à travers les *Églogues*. Il met en évidence comment les énigmatiques *iuuenis*, *puer* et *Daphnis*, respectivement des *Églogues* 1, 4 et 5, s'accomplissent en l'*Augustus Caesar* de l'Enéide (1, 283-290 et 6, 788-797) au moyen d'allusions intertextuelles. Horace étant annoncé dans l'introduction, on aurait souhaité une analyse de l'œuvre horatienne à propos du *consensus* et de la réconciliation, le poète ayant combattu à Philippes en 42 a. C. aux côtés des Républicains. En outre, le langage (trop) imagé de T. Geue est susceptible de nuire à la compréhension. – J. P. Schwindt, dans *Der Sound der Macht. Zur onomatopoetischen Konstruktion des Mythos im Zeitalter des Augustus* (p. 69-88), s'attache à l'étude des noms, titres et fonctions d'Octavien devenu Auguste à travers les *Res Gestae*, la *Vie d'Auguste* de Suétone, les *Odes* d'Horace, l'*Enéide* de Virgile et les *Fastes* d'Ovide. J. P. Schwindt approfondit le titre d'« Auguste » qui contient en soi les idées d'accroissement, de pouvoir et de religiosité. Ce titre résonnerait comme une onomatopée qui influencerait la forme même du récit pour atteindre une dimension mythique. – V. Györi, dans *Augustus and Numa. The asses of 23 BC* (p. 89-108), place la culture matérielle au cœur de son sujet. Des monnaies frappées à Rome par les *tres uiri monetales* (Cn. Calpurnius Pison, L. Naevius Surdinus et C. Plotius Rufus) représentent Auguste sur l'avers et sur le revers Numa Pompilius. L'explication traditionnelle se base sur la prétention de la *gens Calpurnia* à descendre de ce roi via son fils Calpus. V. Györi soutient ici que la présence de Numa revêt un sens plus étendu : l'aspiration d'Auguste à être perçu comme un nouveau Numa par sa politique religieuse. L'auteur défend également la date de 23 a. C. pour l'émission de ces as augustéens tout en détaillant la controverse au sujet de leur datation. V. Györi compare Romulus et Numa comme incarnant chacun un modèle particulier de souverain : respectivement un roi-guerrier et un roi-prêtre. Bien qu'il s'agisse d'une thématique connexe, les développements à propos de Romulus sont ici superflus. S'ensuit l'exposé des monnaies républicaines frappées depuis le IIe siècle a. C. évoquant d'une part les ancêtres des *gentes* romaines et d'autre part représentant les rois légendaires de Rome. L'intérêt de la démarche est affaibli par l'abondance des descriptions qui débouchent sur peu d'analyses et qui ne remplissent pas l'objectif d'étayer l'étude des *asses* comme l'auteur le souhaite. En effet, la majorité des informations données sur ces monnaies ne sont en fait pas exploitées pour nourrir le propos. V. Györi établit ensuite le lien entre les *asses* et la poésie augustéenne qui est pour le moins ténu. 23 a. C. correspond à la date des Jeux Séculaires, pour lesquels Horace compose le *Carmen Saeculare*. Cette date est concomitante de la rédaction du livre VI de l'Enéide par Virgile. Le roi Numa apparaît aussi bien dans le *Carmen Saeculare* d'Horace (1, 12) que dans cette partie de l'Enéide (6, 756-846). L'exposé est clair mais il manque de cohésion et est augmenté d'informations superfétatoires. L'on déplore enfin que de nombreuses figures, dont quelques-unes de piètre qualité, se bornent à illustrer de manière passive le propos. – M. Fucecchi, dans *Storia di Roma arcaica e presupposti di un mito moderno nella prima decade di Livio* (p. 109-128), envisage l'histoire de Rome par Tite-Live, et plus spécifiquement la première décade, dans sa dimension poético-épique, ainsi que l'influence de la poésie sur l'œuvre livienne. Il est notoire et évident que Tite-Live réinterprète tout le passé romain à la lumière des événements récents. L'histoire livienne regorge d'anachronismes et puise abondamment dans les *exempla* du passé dans un but didactique.

Par exemple, à lire Brutus appelé *uindex libertatis*, l'on ne peut réprimer l'envie de le comparer à *in libertatem uindicaui* des *Res Gestae* (1, 1) d'Auguste. Ainsi « individuando un principio di imitazione immanente allo sviluppo evenemenziale, la storiographia attinge una dimensione superiore, non molto lontana dalla potenzialità "universale" di significazione che Aristotele aveva riservato alla poesia » (p. 110). Le recours à la poésie pour l'écriture de l'histoire est conscient et cette conscience va au-delà de la préface, où Tite-Live reconnaît que Rome est assez puissante pour imposer sa vision des évènements ainsi que ses légendes. L'œuvre livienne se place ainsi, selon M. Fucecchi, entre les *Annales* d'Ennius et l'*Enéide* de Virgile. L'influence de Tite-Live s'opère aussi, en sens inverse cette fois, sur la poésie. L'auteur l'illustre par le récit de la venue d'Esculape sur l'île tibérine (Ovide, *Métamorphoses* 14, après 774-775). Les Romains, par le passé, ont ainsi été contraints d'appeler au secours une divinité grecque pour être sauvés de l'épidémie, tandis que dorénavant ils assistent à la naissance d'un dieu sur leurs propres terres. L'auteur aborde ensuite en surface la question épineuse et controversée des rapports entre l'Historien et le *Princeps*, qui relèvent d'une collaboration compétitive (M. Jaeger). Malgré les divergences entre le discours historique et la pensée augustéenne, l'objectif demeure le même : forger une nouvelle identité collective à l'image d'une Rome devenue mondiale. Les deux accordent une importance capitale aux *exempla*, lesquels sont autant de « traits d'union [en français dans le texte] fra epoche diverse » (p. 116). L'auteur l'illustre par deux paires de personnages historiques: Appius Claudius Ciecus / Q. Fabius Maximus Rullianus et Quintius Capitolinus / Gaius Canuleius. À travers ces exemples, le contraste entre innovation et conservatisme est flagrant. L'histoire romaine selon Tite-Live consisterait donc en différents essais avant d'arriver à la forme d'équilibre la plus aboutie entre ces deux notions antagonistes : le principat augustéen. Tite-Live cherche dans l'histoire de Rome les prémisses, les fondements de cet aboutissement en vue de construire « un mito che della storia riesce ad inverare – come fa la poesia – il senso più recondito e immanente. » (p. 118-119.). – M. Stöckinger, dans *Inalienable Possessions. The di penates in the Aeneid and in Augustan Culture* (p. 129-148), rappelle le caractère énigmatique des dieux pénates et que, depuis la notice de Wissowa dans la *RE*, l'on est quelque peu réduit à constater la « Verschwommenheit » des *di penates* tels que les présente Virgile. M. Stöckinger apporte de nouvelles clés de compréhension issues des études anthropologiques à travers le concept des « inalienable possessions » qu'il emprunte à A. Weiner (*Inalienable Possessions. The Paradox of Keeping-while-Giving*, Berkeley / Los Angeles / Oxford, 1992.). Il recourt aussi à une analyse littéraire exploitant les "dynamic reader-centred models of reading" qui se fondent sur l'expérience même du lecteur, donc subjective. Les dieux pénates sont également envisagés ici comme un phénomène littéraire. M. Stöckinger traite d'abord de la matérialité des dieux pénates en relation avec les autres objets emportés par les Troyens sur leurs navires, avant d'envisager cette matérialité pour elle-même. Il en vient ensuite à examiner le rôle de ces divinités domestiques dans la création identitaire d'un nouveau peuple dans la péninsule italienne, où se mêlent des apports autochtones et allochtones, des éléments de continuité et de discontinuité. Il détaille particulièrement la symbolique des échanges de dons entre Énée et Latinus (12, 161-215), qui lient étroitement entre elles les deux communautés pour former la *gens Romana*. L'analyse du bouclier d'Énée en comparaison avec les dieux pénates, illustre bien l'incarnation dans la matérialité de valeurs identitaires. M. Stöckinger termine par l'analyse d'un passage issu des *Métamorphoses* d'Ovide (15, 861-870), où se discernent avec ambivalence l'appropriation césaro-augustéenne des cultes en même temps que l'extension de cultes domestiques à l'ensemble de la population romaine. – S. Rebeggiani, dans *Words of Marble. Virgil's Temple of Juno in Aeneid 2 and the Construction of the Augustan Myth* (p. 149-168), se

situe dans le vaste champ d'étude que représentent les relations qu'entretiennent les monuments augustéens et la poésie augustéenne. Plus spécifiquement, il traite du temple de Junon au livre II de l'*Énéide*, en replaçant l'analyse dans le contexte historique romain. Au retour de Troie, Enée passe par Actium et visite le temple d'Apollon où il dédie un bouclier inscrit (*En.*, 3, 286-288.). Ce bouclier serait celui de *magni Abantis*, placé dans l'Héraïon d'Argos, et emporté ensuite par un Grec à Troie. Énée s'en serait ensuite emparé lors d'un combat. L'on sait qu'Héra défend les Grecs et Apollon les Troyens. Par conséquent, cet ex-voto est très symbolique. Il représente le mouvement de transition du pouvoir en Méditerranée des Grecs vers les Troyens (et donc les Romains) comme prophétisé au livre I. Le temple d'Apollon sur le Palatin est le parallèle de celui d'Actium auquel se rend Énée. Le temple de Junon évoquerait donc l'Héraion d'Argos et le temple d'Apollon Palatin ainsi que ce mouvement de transition du pouvoir. S. Rebeggiani s'interroge également sur le sens de l'expression *Iunonis asylum*. Il ne s'agit pas d'un refuge, mais, sur base du *Liber memorialis* d'Ampelius, de Plutarque et de Pausanias évoquerait bien plutôt à nouveau l'Héraïon d'Argos. Ce sanctuaire fédéral symboliserait selon S. Rebeggiani la puissance grecque dans l'Énéide. Virgile semble présenter toujours dans son œuvre la conquête romaine de la Grèce comme une victoire sur Argos. Par conséquent, ce *Iunonis asylum* est la préfiguration par antithèse de la victoire de la nouvelle Troie (Rome) sur la Grèce. Ainsi le sac de Corinthe peut aussi être interprété selon ce schéma explicatif. De même, le temple de *Iuno Regina* dans le *Porticus Octaviae*, restauration augustéenne du *Porticus Metelli* abritant des *spolia* pris aux Grecs, s'interprète comme l'opposé du temple de Junon de la Troie virgilienne abritant le *gaza Troia*. – S. Harrison, dans *Horace Odes 1.37 and the Mythologising of Actium* (p. 169-180), présente successivement les diverses stratégies pour transcender un passé récent en une dimension mythique augustéenne. Celle-ci associe en une même séquence narrative la bataille d'Actium et la mort de Cléopâtre à travers cette ode très connue d'Horace. Premièrement, l'absence même de certains protagonistes est révélatrice. Marc Antoine, et *a fortiori* toute composante romaine de l'armée adverse, n'est pas mentionné pour préserver le thème propagandiste du *bellum iustum*, c'est-à-dire la guerre menée contre un souverain étranger. La reine lagide éclipse ainsi derrière elle le véritable rival d'Octavien. De plus, les descendants de Marc Antoine intègrent la famille d'Octavien-Auguste. Par conséquent, ce dernier n'insiste pas sur la rivalité passée avec Marc Antoine afin de préserver le *consensus* familial. Agrippa, pourtant véritable artisan de la victoire, n'est pas non plus mentionné, probablement pour laisser le rôle principal à Octavien. Paradoxalement, Apollon compte aussi parmi les absents, ceci afin de conserver le caractère dual du conflit entre Octavien et Cléopâtre. Deuxièmement, l'inspiration homérique de l'ode participe à donner au *bellum Actiaticum* l'apparence de l'épopée. Octavien est ainsi comparé de façon très subtile à Achille. Troisièmement, le suicide de Cléopâtre trouve des parallèles pour les moins inattendus avec celui de Caton, archétype de la mort prônée par la philosophie stoïcienne. En outre, le recours modéré à des conceptions provenant des *gender studies* apporte un éclairage intéressant. S. Harrison met ainsi en lumière un mouvement de balancier depuis la féminisation à outrance de la cour royale ptolémaïque, et en particulier du personnage de Cléopâtre, vers une masculinisation de la reine lagide après la défaite navale d'Actium, laquelle, une fois la décision de mourir arrêtée, se voit attribuer des qualités caractéristiques du *uir Romanus*. S. Harrison établit également des parallèles avec les guerres civiles césariennes : Actium et Philippes sont rapprochés de Pharsale, la mort de Caton de celle de Cléopâtre. À la lecture, on a l'impression que l'auteur présente ces analogies comme résultant avant tout de la volonté d'Octavien de parachever l'œuvre de son père adoptif. Cependant, on peut arguer qu'il s'agit plutôt d'une réinterprétation des faits *a posteriori*, donc non exempte de manipulation des

évènements historiques pour accentuer les ressemblances avec les guerres civiles menées par César. Afin de compléter la bibliographie mentionnée par des travaux francophones, en général (trop) peu souvent cités dans cet ouvrage collectif, signalons ici sur la bataille d'Actium les contributions O. De Bruyn / A. Delcourt (p. 369-391) et P. Marchetti (p. 393-407) dans L. Van Ypersele, *Imaginaires de guerre. L'histoire entre mythe et réalité*, Louvain la Neuve / Bruxelles, 2003 ; ainsi que l'article d'A. Foulon, *Quand les poètes écrivent l'histoire. Actium vu par les poètes augustéens. Réalité historique et idéalisation poétique*, in *REL* 87, 2009, p. 76-91. – F. R. Berno, dans *Eccellente ma non troppo. L'exemplum di Augusto in Seneca* (p. 181-196), analyse la réception du personnage d'Auguste dans l'œuvre de Sénèque. Auguste est souvent présenté comme l'incarnation d'un idéal de gouvernement durable, voire éternel, et puissant. Cependant, les traces de ce modèle dans l'œuvre du philosophe se font rares. La faveur est plutôt accordée à des anecdotes intimes, particulières et secondaires sur le plan historique. Cette sorte de « reticenza senecana » (p. 181) rend difficile l'étude du mythe augustéen chez Sénèque, qui présente le portrait d'un Octavien-Auguste contrasté et non immuable à travers le *De clementia*, l'*Octavia*, le *De ira*, le *De beneficiis*, et les *Epistulae*. Pour Sénèque, la cruauté et la brutalité d'un Octavien prêt à tout pour s'emparer du pouvoir lors de la dernière guerre civile de la République finissent par laisser place à la douceur (« mitezza ») et à l'indulgence d'un Auguste qui se maintient le reste de sa vie au pouvoir en affrontant stoïquement les multiples revers de fortune. La dimension mythique d'Auguste chez Sénèque est par conséquent non pas refusée mais fortement relativisée par une ré-humanisation du *Princeps*. – G. Vannini, dans *Cesare contro Cesare. Il divo Augusto nell' Apokolokyntosis* (p. 197-220), approfondit la démarche de F. R. Berno en se concentrant sur l'*Apocolocyntosis*. L'identification de cette œuvre, proposée dès le XVI[e] siècle par Hadrianus Iunius sur base d'une allusion dans l'épitomé de Dion Cassius par Jean Xiphilin (60, 35, 3), est unanimement acceptée. Ce récit satirique raconte la venue de l'empereur Claude parmi les dieux pour débattre au sujet de sa divinisation au cours d'un *concilium deorum* grotesque. C'est ici qu'intervient le personnage d'Auguste, véritable juge de Claude, Auguste qui « svolge infatti un ruolo di primo piano nella satira, la quale, verosimilmente divulgata in forma anonima, poteva contenere opinioni su di lui non necessariamente allineate con quelle espresse ufficialmente dall'autore. » (p. 200.). W. Alexander et à sa suite S. Wolf se sont focalisés sur l'étude du discours fictif tenu par Auguste pour démontrer l'image négative que donne Sénèque du *Princeps*. G. Vannini défend une position plus nuancée et replace ce discours en contexte et dans les codes de la satire ménipéenne pour en arriver à des résultats plus objectifs. Il constate ainsi différents degrés d'ironie. Auguste – tout comme Néron – serait l'objet d'un type d'ironie indirecte à l'instar d'une « luce riflessa » (p. 205), tandis que l'ironie la plus mordante est dirigée contre le protagoniste du récit et qu'une ironie diffuse atteint l'ensemble des personnages. L'auteur rejette aussi l'hypothèse selon laquelle les meurtres de Claude rappelleraient ceux d'Auguste durant les guerres civiles, car ils sont mis en opposition avec la clémence d'Auguste qui choisit l'exil plutôt que l'exécution de certains membres de sa famille. G. Vannini décrit aussi le style adopté dans le discours d'Auguste et son adéquation avec le contexte fictionnel et historique mais aussi avec le genre littéraire de la satire. Le rappel des grands points du programme augustéen n'apparaissent pas aux yeux de G. Vannini comme une parodie, mais comme « una spiccata volontà mimetica, capace di sostanziare con spunti realistici la sua *declamatio* » (p. 209). Ce procédé ne fait que mettre en lumière l'échec de Claude. L'imitation est aussi poussée jusqu'à reproduire la personnalité d'Auguste, ses goûts littéraires, sa culture et même ses tics de langage sur lesquels renseigne d'ailleurs Suétone dans le but de la rendre plus réaliste. L'image d'Auguste chez Sénèque apparaît une fois de plus comme contrastée, non pas purement

idéalisée, tout en restant le modèle auquel doit se référer Néron dont Sénèque est le précepteur. Par conséquent, la satire d'Auguste est dans l'*Apocolocyntosis* d'ordre formel. – S. Citroni Marchetti, dans *Divi Augusti adversa. Un anti-mito augusteo nel I secolo dell'Impero ?* (p. 221-240), atteste de l'existence d'une légende noire à propos d'Auguste. Si un mythe peut être construit, il peut aussi être déconstruit. Elle propose de mettre en lumière ces *aduersa* en croisant les portraits du *Princeps* dressés par Ovide, Pline l'Ancien et Sénèque en jonglant tour à tour avec ces trois auteurs, ainsi qu'avec leurs différentes œuvres. Le caractère très organique du développement adopté donne l'impression que l'on s'écarte parfois de ces *aduersa*. Suite à son exil à Tomis, le poète Ovide s'épanche sur ses malheurs et les dissymétries entre Auguste et lui-même. Ovide peut ainsi être perçu comme la victime d'un pouvoir quelque peu abusif. Pline l'Ancien quant à lui, dans son livre VII, présente comme l'*exemplum* d'*infelicitas* par excellence la vie d'Auguste lui-même. C'est de ce passage (VII, 147-150) pour le moins hostile que s'inspire le titre de la contribution. Chez Pline l'Ancien, le portrait de l'Empereur est uniforme : des malheurs indépendants de sa volonté ne cessent d'affliger Octavien-Auguste qui se contente de les subir passivement. Ces *aduersa* s'opposent à la divinisation d'Auguste en le présentant comme une victime des aléas d'une vie humaine remplie de malheurs susceptibles de s'abattre sur tout le monde sans discernement. Ne refusant pas l'existence d'une tradition hostile à Auguste jusqu'au Ier siècle p. C., S. Citroni Marchetti met sur le compte du caractère scientifique de la *Naturalis Historia* les aspects négatifs relevés avec exhaustivité. Il ne faut pas non plus oublier le goût pour les discours moralistes dans lesquels la rhétorique tend à amplifier le propos. Des liens sont aussi établis avec les œuvres de Sénèque, qui livre un portrait très contrasté de l'Empereur Auguste. Dans le *De breuitate uitae* (*breu.* 4), Sénèque parle aussi de la *felicitas* d'Auguste. Il insiste sur la dangerosité et la difficulté de parvenir et de se maintenir au faîte (*fastigium*) de Rome mais aussi de l'abandonner pour un *otium* auquel aspire en vain Auguste. Le *De clementia*, comme cela a déjà été dit dans la contribution de G. Vannini, comporte une césure radicale entre un jeune et cruel (*crudelis*) Octavien prêt à toutes les atrocités pour acquérir le pouvoir et un Auguste tendre (*mitis*) et mature enclin aux largesses et aux clémences. Chez Sénèque, l'*ira* sépare le tyran du souverain. Cette différence se marque davantage dans la comparaison entre le *De ira* (3, 23) et les *Pontiques* (1, 7, 46). En effet, Ovide attribue son exil à l'*ira* du *Princeps* mais n'en fait pas pour autant un motif de blâme. Le poète aurait ainsi poussé à la sévérité un Auguste bon par nature. Dans les *Consolationes*, Auguste est aussi exposé aux malheurs de la vie que dans le *De clementia* ou la *Naturalis Historia*. Mais à la différence de cette dernière, la victoire sur les malheurs humains ennoblit le *Princeps*, dont la force d'esprit doit s'affirmer en raison de la conscience de ce dernier de se voir un jour divinisé. Le thème de la divinisation est abordé par l'œuvre satirique de l'*Apocolocyntosis*, ainsi que celui de la succession impériale. Dans la tragédie *Octavia* datant de l'époque flavienne, Néron se positionne comme l'émule d'Auguste. Sénèque y affirme que l'apothéose est la récompense du bon gouvernement. Dans les livres II et VII de la *Naturalis Historia* est aussi présent ce thème de la succession. Celle-ci est vue comme un échec, puisque assurée par le fils d'un ennemi : Tibère. S. Citroni Marchetti conclut ensuite en réaffirmant la volonté scientifique de Pline l'Ancien d'établir un *exemplum* à but anthropologique dans le livre VII de la *Naturalis Historia* où le traitement est uniforme à la différence de Sénèque. C'est qu'un portrait est utilisé à des fins littéraires et morales selon les buts particuliers que se fixe un auteur dans une œuvre précise ou un passage précis. – C. Newlands, dans *The « Good Life » in Statius. Baucis and Philemon on the Bay of Naples* (p. 241-266), analyse à travers des extraits des *Sylves* (3, 1) en parallèle de passages issus d'Horace, d'Ovide et de Virgile, la promotion d'un nouveau mode de vie

idéal en réinterprétant les principes augustéens de piété, de famille, d'hospitalité, de prospérité et de sobriété. L'auteur se concentre sur le couple de Pollius et Pollia et leur dédicace d'un nouveau temple à Hercule. C. Newlands les compare à Baucis et Philémon des *Métamorphoses* d'Ovide. Ces comparaisons mettent en lumière des paradoxes que génère la conciliation des idéaux de sobriété et de vertueuse rusticité avec le luxe de l'époque flavienne. La pauvreté se voit ainsi décrédibilisée au profit d'une magnificence qui se doit d'être digne non seulement des hôtes mais aussi des propriétaires. L'analyse se porte aussi sur les caractéristiques de la vie domestique influencée par l'idéologie augustéenne. Les motifs politiques ne sont donc pas absents de la poésie de Stace, lequel promeut en outre sa région natale. – A. Deremetz, dans *Le mythe augustéen chez Martial* (p. 267-284), distingue plusieurs définitions du « mythe » : celle ethnologique/anthropologique et celle sociologique/psychologique. Il détaille dans une optique plus large la dimension sémio-narrative du mythe en s'appuyant sur A. Dabezies. Il aboutit à la conclusion qu'un mythe ne le devient pleinement que lorsqu'il est réutilisé postérieurement à sa fondation pour un contexte historique différent. C'est le cas pour les épigrammes du poète Martial qui exploitent les thèmes de la poésie augustéenne représentée par Virgile, Horace et Ovide, comme « la glorification des Anciens » ou le « retour de l'Âge d'Or ». Enfin, le mythe augustéen est davantage utilisé comme une « matrice sémio-narrative », c'est-à-dire jouant le rôle d'un moule dans lequel Martial n'aurait plus qu'à glisser ses *lasciuos libellos*. Le style léger est justifié par la *Romana simplicitate* d'Octavien lui-même. On ne s'étonne donc guère de l'emploi très conventionnel du mythe augustéen chez Martial. – J. Fabre-Serris, dans *Le Culex et la construction du mythe augustéen. Pratiques et enjeux d'un poème faussement adressé à Octave* (p. 285-302), analyse le *Culex* (litt. « moustique »), un poème à destination d'Octavien. La *recusatio* du *prooemium* le situe *de facto* vers la fin de la République et le début du Principat. L'auteur du poème, inconnu, invite le lecteur à un jeu *leuior*. En effet, l'idée du jeu est primordiale au sein du *Culex* et est annoncée dès le *prooemium* par le verbe *ludere*. Ce jeu est élaboré par un savant agencement de renvois intertextuels aux grands poètes de l'époque augustéenne. Les vers d'Ovide, de Virgile, d'Horace sont ainsi réinterprétés et redéployés dans une nouvelle composition poétique. Autant dire qu'il s'adresse à un public érudit, connaisseur des grands poètes augustéens. Tout le mérite de J. Fabre-Serris consiste, par un examen attentif, à retrouver les vers desquels a pu s'inspirer l'auteur du *Culex*, à « débrouiller l'écheveau des divers renvois, pour arriver à saisir leurs différentes raisons d'être et reconstituer par là les visées des poèmes » pour reprendre ses mots. Davantage que de voir dans le *Culex* une simple contrefaçon à l'instar de G. Most, l'auteur développe un autre point de vue. J. Fabre-Serris réplique que Virgile n'est pas le seul auteur auquel le *Culex* fait allusion et que l'auteur de ce poème renvoie à des passages supposés connus de ses lecteurs. L'auteur le montre par plusieurs exemples. La question de l'apport du *Culex* à la grande littérature augustéenne gagnerait à être posée plus clairement. – P. Hardie, dans *The Augustanism of Ben Jonson's Poetaster* (p. 303-314), clôture l'ouvrage par une analyse de l'« *Augustanism* » présent dans l'œuvre de Ben Jonson (1533-1603), dramaturge anglais de l'ère élisabéthaine. Selon l'auteur, il s'agit de la plus ancienne attestation de ce concept particulier de la littérature anglaise des XVII[e] et XVIII[e] siècles. Après s'être (trop) brièvement interrogé sur la nature de ce concept qui ne semble pas faire consensus (s'agit-il en effet d'une étiquette visant à catégoriser une œuvre, d'un idéal esthétique, d'un équilibre classique, d'un art raffiné ou plutôt d'une manière de concevoir les rapports entre des écrivains et une autorité centrale faisant office de mécène et/ou de destinataire ?) il propose une analyse de la pièce *The Poetaster* de Ben Jonson. En ayant mêlé les considérations d'ordre historique et contextuel (les rivalités entre Ben Jonson, John Marston et Thomas Dekker dans le cadre de « the War

of the Theatres » ; le règne d'Elisabeth I[ère]) aux considérations d'ordre littéraire et textuel (l'influence de la poésie antique sur les auteurs anglais ; les traductions des auteurs antiques et les emprunts dont ceux-ci ont fait l'objet ; la connaissance des langues anciennes de Ben Jonson ; l'analyse purement narrative), le cheminement suivi par P. Hardie apparaît peu limpide. Il n'en demeure pas moins que ce constat ne diminue en rien le mérite d'avoir démontré avec concision la continuité de ce mythe augustéen jusqu'aux Temps Modernes. Loïc BORGIES.

Alessandro LAGIOIA, *Iohannes de Segarellis. Elucidatio tragoediarum Senecae. Oedipus.* Edizione critica a cura di A. L., Bari, Edipuglia, 2012 (Quaderni di "Invigilata Lucernis", 42), 175 p., 25 €, ISBN 978-88-7228-667-8.

Il presente volume propone l'edizione critica dell'*Elucidatio* del senecano *Oedipus* realizzata da Giovanni Segarelli: il lavoro di Lagioia rappresenta, pertanto, un tassello importante per la ricostruzione del quadro relativo alla circolazione e alla conoscenza di Seneca tragico nel mondo medievale, un tema su cui siamo debitori, come doverosamente ricorda la *Presentazione*, in primo luogo a Ezio Franceschini e a Giuseppe Billanovich. Infatti, essi per primi indagarono la tradizione scolastica, intesa come utilissimo canale per ricostruire la storia della trasmissione delle tragedie e della loro ricezione, a partire dalla riscoperta protoumanistica sino alle prime edizioni a stampa rinascimentali. Già nel 1938 E. Franceschini avviò la pubblicazione dell'*expositio* del domenicano inglese Nicholas Trevet (c. 1258-c.1334), colmando un pesante vuoto, ben avvertito dagli editori delle tragedie, a partire da Peiper, che ne evidenziò tutta l'importanza ai fini di ricostruire l'archetipo del cosiddetto "ramo A" della tradizione testuale. È stato poi grazie ai contributi successivi di G. Brugnoli, M. Palma, S. Marchitelli, C. M. Monti e S. Pittaluga che il panorama complessivo relativo alla conoscenza e allo stato degli studi medievali su Seneca tragico si è ampliato di molto: e a tale fine vuole contribuire anche il completamento dell'*editio princeps* dell'*elucidatio tragoediarum* di Segarelli, già iniziata con il contributo di Patrizia Mascoli, la quale, sempre nella collana "Quaderni di Invigilata Lucernis" ha pubblicato l'*elucidatio* delle *Phoenissae* del medesimo autore (P. Mascoli, *Iohannes de Segarellis. Elucidatio tragoediarum Senecae. Thebais seu Phoenissae*, Bari, 2011). – Ma se Trevet è un personaggio ormai noto nel quadro degli studi senecani, diverse sono, per mole e qualità, le conoscenze attualmente disponibili su Segarelli, il quale risulta pressoché ignoto agli studiosi; egli, come dice il curatore del presente volume A. Lagioia, è davvero "un *uir Heliconius* costretto alla *cura forensis*" (p. 9), che operò, probabilmente senza conoscere affatto la produzione esegetica precedente, compresa l'*Expositio tragoediarum* di Trevet, e, forse, scrivendo, per giunta, in un clima di isolamento (cfr. *Introduzione,* p. 26-27), forse in qualche cittadina della campagna laziale, sicuramente non a Parma né a Fondi, giacchè in questi due luoghi avrebbe avuto a disposizione ricche biblioteche, mentre egli ribadisce di operare in una situazione di *carentia librorum* (p. 6, 11), senza poter consultare nemmeno altri dotti o esperti di letteratura e retorica (p. 7, 33 … *non habere quem consulas aut cui conferendo conuenias*). In questa situazione, come nota il curatore, proprio l'esigenza del suo committente di ricostruire un testo delle tragedie più affidabile deve avere indotto a richiedere l'aiuto di Segarelli, che evidenziò, in una lettera a Francesco da Fiano (trascritta in forma assai corrotta nel *Vaticanus Latinus* 5994), il metodo da lui utilizzato, un metodo che forse potremmo definire "agli albori della filologia", intendendolo, in alcuni casi, quasi nel senso di una *emendatio ope ingeni*. Come dicevamo, alla mancanza di altri testimoni utili per la collazione (p. 7, 30-32, dalla già citata lettera: *Scrutare thema, media cum precedentibus et sequentia cum mediis confer, tunc Latinum faciliter et sententia*

concordabis; ma su questo punto torneremo più avanti). Eppure, che nella seconda metà del XIV secolo fosse ancora difficile procurarsi più di un testimone delle opere di Seneca tragico non è un fatto tale da dover suscitare stupore: anche un intellettuale che, rispetto a Segarelli, poteva giovarsi di molti più contatti e risorse, come Giovanni Boccaccio, con tutta probabilità possedeva soltanto un codice delle tragedie, codice che, del resto, sfruttò moltissimo, soprattutto nella redazione della *Genealogia deorum gentilium*. Persino il segretario del conte Onorato Caetani – che pure poteva avvalersi di una biblioteca molto ricca e di contatti diretti con la corte pontificia di Avignone (città in cui era presente dal 1317 una copia commentata delle tragedie) – poteva fruire di una sola copia dell'opera. Non desta quindi meraviglia, date queste diffuse condizioni materiali relative alla conoscenza di Seneca tragico, che Segarelli ignorasse l'esistenza del commento di Trevet. In generale, però, come ricorda Lagioia, il lavoro segarelliano si inserisce a pieno titolo "in un clima generale di fermento culturale e d'impegno profuso dagli umanisti nel rischiarare i testi degli antichi dalle nebbie e dai danni del tempo, nonché nel più specifico contesto della riscoperta di Seneca tragico nel corso del XIV secolo" (p. 29). Tuttavia, rispetto ad altri analoghi prodotti coevi, l'*elucidatio* segarelliana si segnala, stante la povertà di relazioni e contatti del suo autore, per tratti di originalità riconducibili proprio, paradossalmente, alla sua marginalità. Eppure, Segarelli, fin dall'epistola prefatoria, rivela notevoli analogie con il lavoro di Trevet fin per quanto attiene alla struttura dell'opera (epistola prefatoria, *uita*, *argumentum, expositio*), ormai, del resto, standardizzata. Inoltre, entrambi gli autori lavorano con un unico codice senecano, e curiose coincidenze, al di là dello stile e del linguaggio peculiare di ognuno dei due studiosi, si rilevano anche nel contenuto delle opere, a partire da determinati errori di interpretazione, talora generati da lezioni corrotte del ramo A della tradizione testuale (p. 30-31). Per esempio, come annota Lagioia, relativamente all'*Oedipus* possiamo citare i seguenti casi: al v. 282 entrambi gli esegeti sembrano non aver colto, nella menzione delle *bimaris Sisyphi terras*, un preciso riferimento a Corinto, che lasciano invece assai nel vago (*exp.* 25, 9 *et regnauit in terris illis*; *eluc.* 103, 4, *qui regnauit in partibus illis*); sia Trevet che Segarelli, inoltre, identificano Sisifo nel figlio di Eolo, in quanto re dei venti; al contrario, si tratta di un altro Eolo, figlio di Elleno, che fu re di Tessaglia e capostipite degli Eoli. Un altro errore di interpretazione relativo a una peculiarità geografica, evidentemente poco conosciuta a un uomo senza una precisa conoscenza del territorio greco, si ritrova subito dopo, a proposito del v. 283, là dove, a proposito di uno dei sentireri che di dipartono dall'incrocio dove Laio perderà la vita, Trevet legge, correttamente, *adit in arua Olenia*, riconducendo però, erroneamente, l'espressione a un presunto *Aiax Olenius*, confondendo cioè l'aggettivo *Olenius* (da *Olenus*, una cittadina dell'Acaia), con *Oileus* (il padre del meno noto dei due Aiace). Ma il medesimo errore viene commesso anche da Segarelli (p. 103, 1-2), che, però, viene indotto a sbagliare anche dal fatto che il suo testo presenta una lezione corrotta, *in arua Oelia* (a meno che questo errore non sia da imputare, come ipotizza Lagoia, al copista del codice). Un caso di errore dovuto invece a una motivazione più schiettamente filologica è invece quello relativo ai vv. 347-349 della tragedia, là dove si descrive l'infausto prodigio del sangue che sgorga abbondante dalla ferita inferta dalla giovenca e in gocce minuscole dal toro sacrificati. Il testo corretto, tràdito da E, è: *Huius…/effusus amnis, huius esiguo graues / maculantur ictus imbre*. Benché il contesto non faccia ostacolo, come ben annota Lagioia, alla corretta interpretazione del passo, Trevet, secondo la lezione del ramo A, legge, in luogo del primo dimostrativo, *uiuus… amnis*, intendendo il termine proprio alla lettera, spiegando *id est aqua de AMPNE uiuo, id est de fluuio* (*exp.* 29, 19-20). Anche Segarelli, che pure sembra aver letto *huius* (il codice, invece, riporta la lezione corrotta *humus*), intende comunque il passo in modo molto simile, cioè nel senso letterale, non di "un fiume

di sangue", ma di "acqua di fiume, sangue in aspetto di acqua trasparente, in luogo di sangue rosseggiante" (*eluc.* 107, 16, *sanguis aqueus sicut aqua, non sanguis*); e così, di seguito, molte sono le occorrenze in cui entrambi i commentatori, pur operando in momenti diversi, e in contesti profondamente diversi, incappano in analoghi errori, occorrenze che il commento segnala con dovizia (p. 31-36). – Il lavoro di Lagioia, quindi, dopo la *Presentazione* di L. Piacente (p. 5-6), propone un'ampia *Introduzione* (p. 7-65), che ci fornisce una ricca presentazione della personalità e delle opere di Segarelli. Di tutta la sua produzione letteraria, ci restano (cfr. p. 17 ss.) una lettera a Francesco da Fiano, corredata anche da una sua versione poetica, e tre opere, tutte tràdite da testimoni unici, rimaste per lunghi secoli inedite: si tratta dell'*elucidatio* delle tragedie di Seneca, delle *Additiones ad librum Iohannis Bocacii de casibus uirorum illustrium* (in 34 capitoli preceduti da rubriche riassuntive, e dominati dalla figura della regina Giovanna I di Napoli), e, infine, uno scritto particolarmente interessante e originale (oltre che stilisticamente curato), tràdito da un codice miscellaneo della "Kongelige Bibliotek" (*Gl. Kgl. Aamling 3553,* fol. 31^{r}- 32^{r}), risalente al XV secolo, recante il titolo *Iohannis Sagarelli Parmensis poete accusatio et iuditium, apud inferos actitata*, una sorta di processo fittizio, sue genere delle *controuersiae* di Seneca il Vecchio, intentato niente di meno che contro Lucrezia moglie di Collatino, contro la quale l'autore stesso si scaglia con veemenza: un vero e proprio pezzo di bravura, testimonianza del clima culturale del tempo (su un soggetto analogo, segnaliamo la *Declamatio Lucretiae* di Coluccio Salutati, risalente al 1367). Il lavoro di Lagioia, nello specifico, è così strutturato: l'*Introduzione*, che si articola, a sua volta, nelle seguenti sezioni: I. 1, *Giovanni Segarelli: un* uir Heliconius *costretto alla* cura forensis (p. 7-17); I. 2, *Gli scritti inediti di Segarelli* (p. 17-21); II. 1, *Commento alle tragedie di Seneca: il* Parisinus Latinus 10313 (p. 21-25); II. 2, *La circolazione delle tragedie, gli altri commenti e l'*elucidatio (p. 25-29); II. 3, Rudis et indigesta declaratio: *l'esegesi secondo un protocollo* (p. 29-36); II. 4, *Lo "scrittoio" di Segarelli: le fonti materiali e l'immaginario* (p. 36-44); II. 5, *Il Seneca di Segarelli e l'ombra di un correttore* (p. 44-60): II. 6, *Criteri ecdotici* (p. 60-65), utilissimi al lettore non avvezzo alle letture in latino medievale, per ricapitolare, senza pretesa di esaustività, ma con efficace stringatezza, le principali deviazioni dalla grafia classica. Segue una *Bibliografia* (p. 67-72), articolata in *Edizioni* (fra le quali si segnala quella di K. Hafemmann, *Der Kommentar des Iohannes de Segarellis zu Senecas* Hercules Furens, Berlin / New York, 2003; il già citato lavoro di P. Mascoli; il commento di Trevet all'*Oedipus*: N. Trevet; *Commento all'*Oedipus *di Seneca*, edizione critica a cura di A. Lagioia, Bari, 2008) e in *Studi*, che dimostrano come ancora i principali punti di riferimento in materia siano quelli relativi all'opera di Trevet, o alla ricostruzione del panorama culturale del Trecento: cfr., su quest'ultimo punto, i contributi di S. Pittaluga, *Memorie letterarie e modi della ricezione di Seneca tragico nel Medioevo e nell'Umanesimo*, in A. Welkhuysen / H. Braet / W. Verbecke (eds.), *Medieval Antiquity*, Leuven, 1995, p. 45-58, o quello di C. M. Monti, *La* lectura Senecae *nel Trecento*, in L. Gargan / M. P. Mussini Sacchi (eds.), *I classici e l'università umanistica*, Messina, 2006, p. 195-224; mentre l'importante contributo di P. Mascoli, *Commenti medievali a Seneca tragico: iniziative editoriali*, in *Classica et Christiana* 6.1, 2011, p. 153-160, ricapitola le principali novità editoriali che hanno come soggetto lo studio dei commenti medievali delle tragedie del Cordovano. Infine, dopo i *Compendia* (p. 73-74), e l'elenco degli *Scriptores laudati* (p. 74), segue l'edizione critica vera e propria dell'*elucidatio* relativa all'*Oedipus* (p. 76-165), seguita dagli *Indices*, suddivisi, rispettivamente, in *Index locorum* (p. 169-170) e *Index nominum quae in* Segarellis elucidatione Edippi *occurrunt* (p. 171-175). – Per quanto riguarda il testo dell'*elucidatio* di Segarelli, è interessante esaminare il problema relativo alla presenza di sporadiche varianti al testo senecano, spesso, come ricorda l'editore (p. 44 ss.),

limitate “a singole lezioni, che vengono segnalate nel commento in maniera abbastanza cursoria”, introdotte da un semplice *uel* disgiuntivo, per esempio nei casi in cui Segarelli propone una duplice opzione interpretativa (come nel caso di *Herc. f.* p. 61, 14, *Vel potes alium intellectum dare*…; p. 85, 7, *uel uis dicere*…). Alla luce di quanto detto sopra, in relazione alla disponibilità di testi delle tragedie senecane – possibilità invero assai scarsa, come si è visto – e in relazione alla presenza di un testo, al contrario, *nimis incorrectum* e bisognoso di essere emendato, si potrebbero vedere in tali varianti i frutti di un lavoro, ancora agli albori, di “critica del testo”, che, del resto, era stato esplicitamente richiesto a Segarelli, come sappiamo dalla sua stessa ammissione, e che, come ebbe a notare G. Pasquali (si veda G. Pasquali, *Storia della tradizione e critica del testo*, Firenze, 1952, p. 113), in un passo, giustamente celebre, dedicato alle varianti antiche e medievali, causò danni maggiori proprio agli autori che in quei secoli vennero più letti, e, pertanto, più annotati e spiegati. Invece, sia K. Hafemann, curatrice dell’edizione dell’*elucidatio* dell’*Hercules Furens*, che P. Mascoli, editrice dell’*elucidatio* delle *Phoenissae*, avanzano l’ipotesi, valutata anche da Lagioia, di interpolazioni da parte di un correttore (o, forse, di un copista), oppure dell’utilizzo, da parte di Segarelli, di un codice con lezioni doppie (o, magari, di un secondo manoscritto senecano): ma, contro questa seconda possibilità, oltre alla testimonianza dell’esegeta stesso, sopra riportata, sembra opportuno ricordare come anche K. Hafemann abbia espresso un’opinione fortemente dubitativa (K. Hafemann, *Der Kommentar*, *op. cit.*, p. 195, n. 204). Come punto di partenza, pare abbastanza condivisibile l’idea che alcuni luoghi del commento all’*Hercules Furens* sembrino corretti successivamente, probabilmente da una mano diversa da quella di Segarelli: ma, trattandosi di tipologie differenti di intervento, che comprendono anche integrazioni di versi mancanti nel commento, è bene ricapitolarle analiticamente, cosa che Lagioia fa con dovizia di particolari (p. 45 – 55), riflettendo su come, specialmente per le lezioni doppie (p. 53), sia impossibile ricondurle a congetture dell’esegeta o a varianti già presenti nel manoscritto. Pertanto, è possibile ammettere l’esistenza di una sola spiegazione plausibile, ovvero il successivo intervento di un correttore, che avrebbe operato, afferma Lagioia “nel massimo rispetto del lavoro condotto da Segarelli” (p. 53). L’aggiunta di queste varianti, secondo una certa ottica, avrebbe però forse voluto significare anche, da parte del correttore, una buona dose di sfiducia nelle sue competenze: per questo motivo, l’anonimo avrebbe preferito semplicemente aggiungere, cioè giustapporre, le lezioni discordanti, che trovava su un altro codice di Seneca, accanto a quelle del manoscritto utilizzato da Segarelli, ma senza effettuare sostituzioni. Per esempio, nel suo commento, ad *Herc. f.* 1103 K., Segarelli legge *dextra* in luogo di *manu* dei codd. di Seneca, il che costituisce un banale errore per associazione sinonimica, ma sul vocabolo è posta la nota *uel manu* la quale, con tutta probabilità, è “un riscontro del correttore, il quale ha pensato di integrare il vocabolo corretto come variante” (p. 47). Già K. Hafemann, nell’edizione già citata del commento all’*Hercules furens*, attribuendo queste varianti o integrazioni all’intervento di un correttore, tiene conto che si tratta, di aggiunte marginali, e utilizza questo come discrimine anche rispetto alle varianti di Seneca presenti *in textu*, delle quali prende in esame solo pochi esempi (cfr. p. 195, n. 204), tendendo spesso ad attribuirle, pur senza esprimere un giudizio specifico, a Segarelli stesso. Sulla scia della Hafemann si muove anche Lagioia, il quale annota come tali varianti, definibili come “intratestuali”, siano particolarmente frequenti nel commento all’*Oedipus*, in cui risultano assai più numerose di quelle marginali. Di tali varianti Lagioia dà quindi conto nel loro complesso, sia per il commento all’*Hercules furens* che per quello all’*Oedipus* (p. 47-52), annotando come spesso la variante corretta, corrispondente alla lezione senecana genuina, sia quella tra parentesi o avanzata in seconda battuta, essendo le prime, per lo più, banalizzazioni. In altre parole, in 13 delle 14 occorrenze

esaminate, la variante tràdita dai codici di Seneca è sempre quella che, nel commento, risulta invece secondaria: pertanto, soprattutto per queste lezioni doppie, "che non si possono certamente valutare come congetture prodotte dall'esegeta né come varianti già presenti nel suo manoscritto di Seneca" (p. 53), è opportuno pensare, anche secondo Lagioia, con piena plausibilità, all'intervento di un correttore che avrebbe operato nel rispettando il lavoro di Segarelli e che, avrebbe preferito aggiungere le lezioni discordanti che riscontrava su un altro codice senecano, senza però sostituirle, come dicevamo, al testo del commentatore, anche quando sarebbe bastato un po'di senso critico per cogliere sviste, omissioni e corruttele evidenti. E tuttavia, dal momento che un intervento di *emendatio* era stato esplicitamente richiesto a Segarelli dal committente, Lagioia non esclude che a costui possa venire effettivamente ascritta qualche variante. Per esempio, il commento, a proposito di *Oed.* 381-382 (*neque ista, quae te pepulit, armenti grauis / uox est nec usquam territi resonant greges*) sembra attestare una proposta di correzione che, pare quasi timidamente avanzata e sottoposta al giudizio del lettore. – Il lavoro di Lagioia aggiunge un tassello non solo alla conoscenza di un personaggio attivo nella cultura del XIV secolo, ancorché la portata del suo impegno fosse strettamente locale; ma (si noti per esempio la sezione II. 4 dell'*Introduzione*, *Lo scrittoio di Segarelli: le fonti materiali e l'immaginario*, p. 36-44), cercando di definire i contorni del mondo intellettuale di Segarelli, i testi che aveva a disposizione per la sua impresa – per esempio, per le notizie di carattere mitologico ed erudito, egli sembra ricorrere quasi unicamente alle *Origines* isidoriane – si comprende anche il senso ultimo del lavoro di Lagioia: non soltanto ricostruire la figura di un erudito locale dell'Italia trecentesca, ma ricostruire anche una tappa importante di quella cultura che prelude l'Umanesimo vero e proprio, e che ha permesso il passaggio di Seneca tragico e della sua conoscenza attraverso i secoli. Silvia STUCCHI.

Yann LE BOHEC, *La bataille de Lyon, 19 février 197 apr. J.-C.*, Clermont-Ferrand, Lemme Edit, 2013 (Illustoria), 20 × 14 cm, 105 p., 16 pl., 17,60 €, ISBN 978-2-917575-34-5.

Historien de l'armée romaine, Yann Le Bohec nous livre ici un petit ouvrage sur la bataille de Lyon, opposant deux prétendants au pouvoir impérial et dont la partie la plus originale est incontestablement le déroulé des opérations en cinq phases, illustrées de tableaux, un peu à la manière des historiens italiens qui ont reconstitué *in situ* en une quinzaine de tableaux, dispersés sur un parcours de plusieurs kilomètres, la bataille du lac Trasimène en 217 av. J.-C. L'auteur revisite le texte de Dion Cassius, revu par un moine byzantin, Xiphilin, notre seule source en l'occurrence et, à cette occasion, on eût aimé qu'il donne le texte complet en annexe, plutôt que par petits fragments partiels dans le cours du récit. – Car le seul récit de la bataille ne suffit pas. L'auteur s'étend sur l'organisation de l'armée romaine, la carrière des deux rivaux, le contexte politique. Il étudie la composition des deux armées, celle de Clodius Albinus formée des légions de Bretagne, celle de Septime Sévère des légions de Pannonie et des cohortes prétoriennes. Les légions du Rhin sont restées dans l'expectative. Au final, Clodius Albinus devait compter sur environ 25 000 hommes, Septime Sévère sur 75 000. La supériorité en nombre du second explique déjà la victoire finale. En tout cas, on est loin des 300 000 ou 150 000 (selon les traductions) combattants avancés par Dion Cassius. – Les découvertes de sépultures contemporaines et de dépôts monétaires n'apportent aucune preuve, comme le reconnait l'auteur, sur la localisation géographique du champ de bataille que Yann Le Bohec situe au nord de la ville, à l'extrémité du plateau de la Dombes, entre Sathonay et Rilleux-la-Pape. – Sur les conséquences pour Lyon qui avait pris, peut-être

sous la contrainte, le parti de Clodius Albinus, on en est réduit à des hypothèses, en dehors de la dissolution de la cohorte urbaine et de sa reconstitution avec des légionnaires du Rhin. La ville a-t-elle été pillée, ses habitants exilés ? Si la colline de Fourvière, siège de la colonie primitive, commence à se vider de ses habitants à partir de la fin du IIe siècle, ce n'est pas une conséquence directe de la défaite, d'autant que cet abandon a été progressif tout au long du siècle suivant. – En définitive, la bataille de Lyon marque la fin des luttes entre prétendants qui ont suivi la mort de Commode et elle assure la victoire définitive de Septime Sévère. En ce sens elle est importante. Elle clôt une guerre civile qui ne vaut au vainqueur ni triomphe, ni titre, ni salutation impériale sur le champ de bataille, car une guerre civile n'est jamais glorieuse dans l'Antiquité. Celle-ci n'a sans doute pas échappé à la règle. – Une illustration de qualité et très variée complète l'ouvrage.

André PELLETIER.

Matthew LEIGH, *From* Polypragmon *to* Curiosus. *Ancient Concepts of Curious and Meddlesome Behaviour*, Oxford, Oxford University Press, 2013, XII-249 p., ISBN 978-0-1996-6861-8.

Diese Studie untersucht das Bedeutungsspektrum von drei griechischen Begriffen und einem lateinischen einschließlich ihrer Ableitungen: πολυπράγμων, φιλοπράγμων, περίεργος und *curiosus*. Ihnen ist gemeinsam, wie L. in der *Introduction* (1-15, hier: 5) klar zusammenfaßt, daß sie als weitgehend synonym verwendet werden: πολυπράγμων bezeichnet sowohl Personen, die sich um Dinge kümmern, die sie nichts angehen („meddelsome"), als auch solche, die sich intensiv mit einer bestimmten Sache beschäftigen. περίεργος kann wie φιλοπράγμων verwendet werden, aber auch denjenigen bezeichnen, der sich mit überflüssigen oder nebensächlichen Dingen beschäftigt. φιλοπράγμων hat das Bedeutungsspektrum der beiden anderen Wörter, „but the prefix *philo-* suggests an essential disposition, a positive relish for different forms of engagement" (5). Das lateinische *curiosus* hat alle diese Bedeutungen. – Kap. 1 (16-53) skizziert den semantischen Umfang von πολυπράγμων und περίεργος im 5. und 4. Jh. v.Chr. und typische Verwendungsweisen. L. wendet sich hier vor allem der rednerischen Theorie und Praxis zu und zeigt sehr feinsinnig, wie politische Ambition oder das Auftreten als Ankläger je nach Blickwinkel als Engagement für den Staat oder als πολυπραγμοσύνη, verstanden als ungehörige Einmischung, interpretiert werden konnte. Ähnlich ambivalent war die Einschätzung des Auftretens von Philosophen. Es folgt ein Abriß über die Verwendung der Begriffe zur Charakterisierung des athenischen Imperialismus in Historiographie, Rhetorik und Drama dieser Zeit. Zwei weitere Bedeutungen, die L. bespricht, verdienen noch hervorgehoben zu werden: πολυπράγμων hat an einer Stelle bei Aristophanes (*Au*. 471-472) die Bedeutung „eifrig/interessiert (beim Studium der Literatur)" (47) (s. unten). Der περίεργος in Theophrasts *Charakteren* (13) ist niemand, der sich überall einmischt, sondern jemand, der übereifrig ist und immer über das Ziel hinausschießt. – Im 2. Kap. (54-90) analysiert L., wie *curiosus* verwendet wird, um die verschiedenen Bedeutungen von πολυπράγμων und περίεργος wiederzugeben. Er macht zunächst deutlich, daß der lateinische Term nach Varro aufgrund der Endung *-osus* eine „excessive disposition to *cura*" (55) bezeichnet, betont aber zugleich, daß er auch neutral und im positiven Sinn für „sorgfältig" (als Synonym für *diligens* und ἐπιμελής entsprechend) erscheint. Dennoch wird *curiosus* in der römischen Komödie, die auf griechische Vorbilder zurückgeht, verwendet, um πολυπράγμων und περίεργος, verstanden als „busybody/meddler", wiederzugeben. *Curiosus* als „eifrig/interessiert" bei intellektueller Arbeit, eine Bedeutung, die bereits einmal bei Aristophanes erschien, ist mehrfach in der lateinischen Literatur zu finden. L. zeigt luzide, daß πολυπράγμων seit der hellenistischen Zeit verstärkt

diese Bedeutung annahm und sie auch in der Kaiserzeit häufig war, und sieht hier zu Recht einen Einfluß des Griechischen auf das semantische Spektrum von *curiosus*. In diesem Kap. bespricht L. auch das Bedeutungsspektrum des Wortes bei Cicero, bei Dichtern wie z.B. Catull und Horaz und bei Petron. Bei den drei letzteren fällt auf, daß *curiosus* unpassendes Interesse am Liebesleben eines anderen umschreibt. – Der Verwendung von πολυπράγμων v.a. in der historiographischen Literatur zur Bezeichnung eines imperialistischen Staates und eines an Informationen interessierten Historiker oder Geographen ist Kap. 3 gewidmet (91-129). Hier liegt der Schwerpunkt auf der ab dem Hellenismus stets häufiger werdenden Bedeutung „interessiert“, die sich bei denselben Historikern findet, die das Wort auch in der negativen Bedeutung für imperialistisches Verhalten verwenden (z.B. Polybios, Diodor). Bei anderen Autoren wird πολυπράγμων/*curiosus* nahezu ausschließlich (Strabon) oder ausschließlich (Plinius maior) in der positiven Bedeutung verwendet. L. mach hierbei gut deutlich, daß sich die Autoren bewußt waren, daß die πολυπραγμοσύνη von Staaten oder Herrschern (verstanden als Imperialismus) eine Voraussetzung für ihre eigene πολυπραγμοσύνη (verstanden als Ausweitung ihrer Forschung) auf dem Gebiet geographischer Forschung war, da sie ihnen die Möglichkeit bot, einen größeren Teil der Welt als bisher als reisende Forscher zu erkunden. Die fehlende Verwendung der negativen Bedeutung bei Strabon und Plinius führ L. darauf zurück, daß ihnen Imperialismuskritik fern lag. Dies ist alles sehr scharfsinnig beobachtet, doch scheint hier der Zusammenhang zwischen Expansionismus und der Möglichkeit zu erweiterter Forschung etwas forciert zu sein. Natürlich fördert Imperialismus die Möglichkeit weiterer geographischer Forschungen, doch kann ein Historiker oder ein wie auch immer Interessierter auch anderweitig die Intensität und den Umfang seiner Forschung, d.h. seine πολυπραγμοσύνη, erhöhen, wie schon der früheste Beleg bei Aristophanes zeigt. Es gibt so viele Belege für πολυπράγμων für „wissenschaftlich eifrig/intensiv“, daß man sich fragt, was L.s Argumentation hier eigentlich beweist. Sie erklärt jedenfalls nicht, warum es zum verstärkten Gebrauch von πολυπράγμων im positiven Sinne kam. – In Kap. 4 (130-160) untersucht L. die Verwendung von πολυπράγμων und *curiosus* zur Charakterisierung von Neugier an Dingen, die den Bereich des menschlichen Wissens überschreiten und verboten sind (Götter, Himmel, Magie, Astrologie etc.), und die Gefahren, die dem Menschen beim Versuch drohen, Wissen in diesem Bereich zu erlangen. Der Schwerpunkt liegt auf der Rolle, die der Neugier, und nicht zuletzt der Neugier an diesen Dingen, in der Handlung von Lukians *Esel* und Apuleius' *Metamorphosen* zukommt. Hier finden sich einige originelle und überzeugende Interpretation zur „Psychologie der Neugier“ in den *Metamorphosen*. – Sehr erhellend sind in Kap. 5 (161-194) L.s Ausführungen zur Verwendung von περίεργος und *curiosus* als Termini der Literaturkritik zur Bezeichnung übertriebener Stilisierung. Es folgt eine Besprechung der Äußerungen Ps.-Platons (*Anterastai*), Ciceros und Senecas über unstillbaren Wissensdurst sowie nützliches und nutzloses Wissen und ihrer kritischen Haltung gegenüber letzterem. Beim nutzlosen Wissen handelt es sich häufig um antiquarisches Detailwissen. Polybios teilt diese Ablehnung, doch gibt es auch eine Literaturgattung, die gerade dieses zu ihrem Hauptinhalt macht, die Paradoxographie. Gut bemerkt L. hier, daß der Paradoxograph Antigonos (7) genau diejenigen Adjektive (πολυπράγμων, περίεργος) in positiver Weise zur Charakterisierung seiner Quelle verwendet, die Polybios gebraucht, um sich von der von ihm wenig geschätzten *Ktisis*-Literatur abzusetzen. Was L. im folgenden als Ästhetik des Paradoxographen herausarbeitet (Lob des Wunderbaren und des Neugierigen; Selektion; Weglassen von Erklärungen), ist korrekt, aber nicht neu. Hier hätte der Autor mit Gewinn den grundlegenden Aufsatz von G. Schepens / K. Delcroix, *Ancient Paradoxography. Origin, Evolution, Production and Reception*, in O. Pecere / A. Stramaglia (Hgg.), *La letteratura di consumo nel mondo greco-latino*,

Cassino, 1996, 373-460 heranziehen können. – Die *Conclusion* (195-198) faßt die Ergebnisse zusammen. – Ein Buch von fast 250 S. über drei weitgehend synonyme Adjektive mit einem überschaubaren Bedeutungsspektrum zu schreiben, mag Manchen als περίεργον erscheinen. Dennoch besitzen wir damit dank der πολυπραγμοσύνη des Autors die erste umfassende Studie zum Thema, die die gesamte antike Literatur mit der Ausnahme der Spätantike und der christlichen Literatur umfaßt. Dieser globale Ansatz ermöglicht es L., bisher nicht gesehene Verbindungen zwischen unterschiedlichsten Texten zu entdecken, analoge Gedankengänge und Schemata der Verwendung nachzuweisen sowie die Entwicklung des semantischen Spektrums aufzuzeigen. Dies und der Umstand, daß er nicht nur einzelne Passagen, in denen die Begriffe vorkommen, sondern gesamte Werke in den Blick nimmt, führt dazu, daß er viele interessante und richtige Interpretation vorlegen und die Bedeutung der Termini in diesen Werken überzeugend herausarbeiten kann. Das Buch lohnt es, komplett gelesen zu werden, und dies ist auch erforderlich, da der Autor Probleme selten am Stück, sondern oft verteilt über verschiedene Kapitel bespricht. Der gelegentliche Benutzer wird sich mit dem Index behelfen, wenn er wissen will, welche Bedeutung eines der Wörter an der ihn interessierenden Stelle hat. Der sehr vollständigen Bibliographie sollte man eine kleine Monographie hinzufügen, die an entlegener Stelle erschienen ist und selbst in der *Année Philologique* fehlt: K. Vanhaegendoren, *Semantische studie van het woordveld* ἀπραγμοσύνη - πολυπραγμοσύνη *van de aanvang van de Griekse letterkunde tot en met Thucydides*, Leuven, Appeldoorn, Garant, 1999. Dort finden sich interessante Untersuchungen v.a. zu Herodot und Thukydides.

Stefan SCHORN.

María Ángeles MAGALLÓN BOTAYA / Pierre SILLIÈRES, *Labitolosa (La Puebla de Castro, province de Huesca, Espagne). Une cité romaine de l'Hispanie citérieure*, édité par M. A. M. B. & P. S., Bordeaux, Ausonius (De Boccard), Paris, 2013 (Mémoires, 33), 29 × 22,5 cm, 499 p., fig., cartes, 3 dépl. h.t., 70 €, ISBN 978-2-35613-086-0.

En la presente obra se dan a conocer los resultados de las diversas prospecciones y excavaciones arqueológicas llevadas a cabo en la ciudad hispanorromana de *Labitolosa*, situada en la vertiente meridional de los Pirineos. Así pues, tras los correspondientes agradecimientos, un breve prefacio a cargo de los profesores M. Martín Bueno y J.-M. Roddaz, y la introducción por parte de los editores, el volumen se presenta estructurado en diez apartados. El primero de ellos se dedica al territorio de la ciudad, abordándose su posición y límites con respecto a otras ciudades de su entorno como *Barbotum*, *Aeso*, etc. También se tiene en cuenta en este primer apartado los asentamientos ibéricos del territorio de la ciudad, así como los diversos núcleos atestiguados en época alto-imperial, y la situación durante la antigüedad tardía, para terminar con las actividades económicas de este ámbito que tendría en la agricultura su principal pilar. Por su parte a las primeras fases de la ciudad se refiere el segundo apartado, en el que se describen los vestigios de estructuras anteriores a los grandes edificios construidos a partir de mediados del siglo I d.C., añadiéndose también el análisis de las cerámicas de barniz negro, y las cerámicas de técnica ibérica y grises ibéricas del Cerro del Calvario. De interés resultan los dos capítulos (tercero y cuarto), dedicados a la primera fase de la monumentalización urbana de *Labitolosa*. En el primero de ellos se describen las dos construcciones de la zona norte del *forum*, denominados Gran Edificio y su anexo el Edificio Este, y que como bien se indica constituyen una manifestación de la temprana romanización de esta pequeña ciudad del piedemonte pirenaico; también se incluyen en este apartado los fragmentos de placas de bronce encontrados en la sala 2 del Edificio Este, que se trataría de piezas asociadas al conjunto epigráfico del foro. A esta primera fase de monumentalización

se corresponden las Termas I (capítulo cuarto), cuya excavación ha permitido realizar un estudio de sus estructuras (*frigidarium*, *tepidarium*, *caldarium*, etc.), estratigrafía y cronología, así como la evolución experimentada por este importante edificio público. Estas grandes obras muestran, por otra parte, los importantes gastos llevados a cabo por miembros de los estamentos superiores de la población que tendrían en el cultivo de la tierra, como se pone de manifiesto, su principal fuente de riqueza. Igualmente de interés resultan los apartados referentes a la segunda fase de monumentalización de la ciudad en relación a la curia (capítulo quinto), y el segundo edificio termal (capítulo sexto). En cuanto a la curia se lleva a cabo un detallado análisis de todos sus vestigios y estructura, incluyéndose la decoración pictórica conservada; un edificio este de la curia cuya construcción se fecha en la década de los años 80 d.C. Por lo que respecta al segundo edificio termal (Termas II), su construcción parece menos relevante que el de las Termas I, aunque se constata la existencia de una serie de mejoras técnicas sobre todo en cuanto a las salas calientes, cuyas bóvedas se dotarían con conductos para el aire caliente. A estas importantes edificaciones se añade el estudio de forma diferenciada (capítulo séptimo) de una *domus* de finales del siglo I, que conserva restos de decoración pictórica. También se incluye en el volumen que reseñamos un muy destacable apartado (octavo) dedicado a la epigrafía de *Labitolosa*, de gran valor al haber sido descubierta en su mayoría en el transcurso de las excavaciones arqueológicas. Así pues se realiza en primer lugar una detallada tipología de los diferentes pedestales, para pasar posteriormente a presentarse el corpus epigráfico labitolosano (votiva, honoríficas e *instrumentum domesticum*); asimismo en este apartado se aborda muy oportunamente la sociedad de la ciudad a través de la información que proporciona la epigrafía, sobre todo en cuanto a los miembros de sus élites. No se olvida tampoco en la obra un capítulo (noveno) referente a la cerámica engobada de imitación de *sigillata* hispánica, realizándose su repertorio tipológico (formas lisas y formas decoradas), y la caracterización de la producción. Finalmente con un apartado (décimo), dedicado a los restos de fauna encontrados en la ciudad, más unas muy útiles conclusiones generales, a las que se añaden unos siempre convenientes índices de bibliografía, planos y figuras, fuentes, onomástico, geográfico y de materias, se cierra esta obra que constituye, sin duda, un estudio serio y riguroso de la evolución histórica y urbanística de esta ciudad de *Labitolosa*, permitiendo una mejor comprensión de la estructura y carácter del poblamiento romano en estas tierras pirenaicas de Hispania.

Gregorio CARRASCO SERRANO.

Patrizia MASCOLI, *Iohannes de Segarellis. Elucidatio tragoediarum Senecae Thebais seu Phoenissae*. Edizione critica a cura di P. M., Bari, Edipuglia, 2011 (Quaderni di "Invigilata Lucernis", 40), 24 × 17 cm, 149 p., 24 €, ISBN 978-88-7228-648-7.

The *Phoenissae* is the riddle-me-ree of Senecan tragedy: its two unconnected scenes are named after a chorus that is non-existent. Parmesan Giovanni Segarelli had been invited to exegete Seneca's aptly "cheesy" (*sit venia verbo*) Latin (cf. his dedicatory epistle in K. Hafemann, *Der Kommentar des Iohannes de Segarellis zu Senecas Hercules furens: Erstedition und Analyse*, Berlin / New York, 2003, p. 5: *ut emendem testus, Latina diuulgem poemata figurasque reducam* [l. 12-13]). Segarelli obliged with a separate commentary for each play: since Seneca writes "as a boar does piss, *scilicet* by jerks" (cf. J. Aubrey, *Brief Lives*, ed. A. Clark, II, Oxford, 1898, p. 25), Segarelli wisely cuts the Senecan text into little pieces ("slashes", so to speak), which he then proceeds to paraphrase. Segarelli's paraphrastic commentary to the *Phoenissae* is now made available for the first time – *dankenswerterweise* – by M(ascoli). – M.'s valuable "Introduzione" consists of the following: (1) a necessarily twiggy "Biografia dell'Autore"; (2) "La

tradizione manoscritta" (the lone MS Paris. B. N. Lat. 10313); (3) "Descrizione del codice" (Italy; quattrocento); (4) "Genesi e composizione dell'*elucidatio*" (the afore-mentioned dedicatory epistle); (5) "Il metodo esegetico" (the afore-mentioned paraphrase); (6) "Criteri dell'edizione" (stick to the spelling of the MS); (7) "Critica del testo" (Segarelli as textual critic); (8) "Note linguistiche e stilistiche" (Segarelli as literary critic). – M.'s edition of the Segarellian text itself evinces much philological *Fingerspitzengefühl*. Two suggestions for improvement have been made in the review of M. by I. Deligiannis in *BMCRev* 2012.10.54. It would seem however that both of his proposals are in fact *Verschlimmbesserungen*. At p. 67, 17-18 M.'s text has Oedipus say that, even before he was born, *parens s. meus Lagus dampnauit me morti <…> illo s. Appolline teste*, where the apparatus states that the *stiple* of the MS "non liquet". Deligiannis accordingly emends to *stipulante*. The objection may however be raised that *stipulante* does not sync well with *teste*, which is tendentiously omitted by Deligiannis, who fails moreover to supply a meaning for his participle. There would in fact seem to be no need to meddle with the text at all; cf. G. Goetz / G. Loewe, *Corpus glossariorum latinorum*, VII, Leipzig, 1901 [Amsterdam, 1985], p. 300, where *strophula*, *stropola*, *stopola* and *stipla* are all glossed as *impostura*. Such a "deceitful death" fits the context perfectly (cf. *Phoen*. 243-253): unborn Oedipus was "framed". For the kind of genitive at issue in *stiple* cf. J. B. Hofmann / A. Szantyr, *Lateinische Syntax und Stilistik*, Munich, 1972 [1997], p. 64: "die Typen mit Gen. statt mit abgeleitetem Adj." For the derivative adjective *strophosus* meaning "deceitful" cf. J. F. Niermeyer / C. van de Kieft / J. W. J. Burgers, *Mediae Latinitatis lexicon minus*, II, 2nd ed., Leiden / Boston, 2002, p. 1298. For Segarelli's sweet tooth for such recherché lexemes cf. K. Hafemann, *Kommentar*, p. 247-249. Deligiannis' other *paradiorthoma* concerns Seneca's description of a helmet as a *triste tegmen*, which is glossed in the MS thus (p. 91, 20): *i. cohoperturam tristitiam mictiantem*. On this problematic participle Deligiannis comments: "perhaps for *minctiantem* = *emittentem*, although I have never come across *minctio* ["a slash"] as a verb and I am not even sure if it ever existed as a verb, and even so, such a use of it in a text like this would admittedly be rather inappropriate". Quite so: while such *aeschrologia* may fit the afore-mentioned image of an aprinely micturient Seneca, it is a no-no for his stylistically potty-trained commentator. The suggestion may be advanced that the right reading is in fact *minitantem*. The change is palaeographically easy, since there is similar confusion between "n" and "c" in the gloss on the text just 30 lines earlier (p. 88, 10), while the next two letters ("i" and "t") have simply swapped places: the rare iterative has flummoxed the scribe. For such use of *minitor* cf. *TLL*, VIII, *s. v.*, col. 1025, 40-50, citing *inter alia* Amm. XVI, 12, 36 (*tela … mortem minitantia*). Unlike Deligiannis' conjecture (*minctiantem* = *emittentem*), *minitantem* also fits the immediately ensuing *uel inferendo uel recipiendo* ("whether inflicted or received"). – M.'s warmly-to-be-welcomed volume ends with Zwierlein's Oxford text of Seneca's *Phoenissae*, the last line of which (*imperia pretio quolibet constant bene*) is an aptly Senecan *sententia minutissima* (cf. Quint., *Inst*. X, 1, 130) – just like Segarelli's yummily comminuted and ready-to-sprinkle Parmesan.

Neil ADKIN.

Agnès MOLINIER-ARBO, *La Vie de Commode dans* l'*Histoire Auguste*, Nancy, A.D.R.A., 2012 (Études anciennes, 49), 291 p., 30 €, ISBN 978-2-913667-33-3.

Zwei Probleme stellen sich bei der Beschäftigung mit einzelnen Biographien der *Historia Augusta* (*HA*) regelmäßig. Erstens verschlingt es viel Zeit und Raum, aus den tausend verstreuten Einzelbeiträgen zu Form, Inhalt, Glaubhaftigkeit und historischem Kontext eine kontinuierliche, dabei problemorientierte Darstellung zu schaffen. Zweitens

ist der Aufwand, die Kaiservita in Bezug zu den übrigen 29 Komponenten der *HA* zu setzen und ihre jeweils einmalige Problemlage zu beschreiben, kaum geringer – erst recht, falls nicht allein die privaten Lieblingstheorien demonstriert werden sollen, von denen es traditionsgemäß in der *HA*-Forschung wimmelt. Als Antwort auf diese Nöte haben sich in den letzten Jahrzehnten zwei Konzepte etabliert, die einander gegenseitig ergänzen: Hier die in fester Einheit mit der zweisprachigen Textausgabe angebotene Kompaktfassung, verwirklicht in den Einzelbänden der *HA*-Edition in der „Collection des Universités de France", dort der mehrere hundert Seiten starke Bonner Detailkommentar in der Serie *Antiquitas* zu den Einzelviten, der einen ausführlichen Überblicksteil mit eingehender Betrachtung, Satz für Satz, verbindet. – Das langsame Fortschreiten des Bonner Projekts deutet an, wie sehr die Kommentararbeit eine Einzelperson an die Grenzen des Möglichen führt, ganz zu schweigen von der aktiven Entmutigung, die von Universitätsseite durch Publikationsziele und Geldzuweisungen betrieben wird: Wer drei Aufsätze so hoch anrechnet wie eine Monographie, subventioniert das Wachstum zwanzigseitiger Literaturverzeichnisse, bestehend aus zehnseitigen Essays. Kompromisse – ein Einzelkommentar im Umfang von 150-200 Seiten – sind einige Male vorgelegt worden, haben sich jedoch oft als qualitativ problematisch erwiesen. Für die Zwecke einer akademischen Qualifikationsarbeit ist die Beschäftigung mit der *HA* erfahrungsgemäß ohnehin toxisch... – Um so mehr ist Molinier-Arbo dafür zu beglückwünschen, mit ihrem nun vorgelegten *mémoire d'habilitation* ein handhabbares und in menschenmöglicher Zeit abgeschlossenes, nicht künstlich verkürztes Format gefunden zu haben. Nach Zuschnitt, Umfang und Qualität handelt es sich um das Äquivalent zum ersten Teil eines Großkommentars nach dem Bonner Schema. Die umfassende Einführung der Autorin in strukturelle, quellenkundliche und qualitative Probleme der *Vita Commodi* löst nun endlich die nach wie vor lesenswerte, doch in den Grundannahmen völlig überholte Arbeit von Joseph Michael Heer für diese Kernfragen ab (*Der historische Wert der* Vita Commodi *in der Sammlung der* Scriptores historiae Augustae, in *Philologus* Suppl. 9, 1904, 1-208). Drei Hauptteile zu Aufbau, genereller Verlässlichkeit und dem Bild des Protagonisten („La *Vita Commodi*, septième Biographie Principale de l'*Histoire Auguste*", 13-88), zu nachweisbaren und potentiellen Quellen („Les sources de la *Vita Commodi*", 89-162) sowie zur möglichen Ausrichtung auf die Gegenwart des *HA*-Autors unter Verwendung literarischer Zitate und Anregungen („Réécritures", 163-212) schaffen eine zuverlässige Diskussionsgrundlage für jede künftige Beschäftigung mit dieser Biographie, ohne dass Molinier-Arbo auf das Vorstellen eigener, sehr nuanciert und behutsam angebotener Hypothesen verzichtet. Im notorisch theoriefreudigen Arbeitsfeld der *HA*-Forschung ist dieses Verfahren wegweisend; es ist nur zu hoffen, dass die Autorin Gelegenheit findet, beizeiten einen zweiten Teil mit dem Stellenkommentar folgen zu lassen. Mit ihrer Beherrschung der uferlosen Sekundärliteratur, die sich bei weitem nicht nur im so imposanten wie durchdachten Quellen- und Literaturverzeichnis spiegelt (217-262), ist die größte Vorarbeit dazu schon geleistet. – Bereits an der Charakterisierung des Gesamteindrucks („Architecture d'ensemble", 15-33) überzeugt der pragmatische Rat, nicht mit Eingriffen in den Text gegen dessen sprunghafte Komposition anzukämpfen und dadurch Artefakte zu schaffen (17). Davon bleibt die Möglichkeit unberührt, späte Einschübe des *HA*-Autors könnten für zusätzliche Unordnung gesorgt haben; als sicher betrachtet Molinier-Arbo dies im Fall der Textblöcke zur Umbenennung der Monate (*Comm.* 11, 13-12, 9) und mit den Senatsakklamationen (18, 3-20, 9). Der Endzustand des Textes, den sie mit François Paschoud als „œuvre ouverte" begreift, ergibt sich also durch Collagen, Anreicherung und Nachträge. – Die Bilanz der nur in dieser erzählenden Quelle greifbaren Angaben („Valeur historique de la *Vita Commodi*", 35-73) fällt – wie auch in den übrigen sogenannten Hauptviten von Hadrian bis Caracalla – relativ ermutigend

aus: Überraschend viele Details lassen sich teilweise verifizieren oder erscheinen mit Blick auf den Kontext plausibel – etwa Personalien wie der hohe Verschleiß an Prätorianerpräfekten (41-43) oder das Absetzen des Beinamens *Amazonius* von den offiziellen Komponenten der Kaisertitulatur (45). Den schon erwähnten Anhang mit den Akklamationen nach Commodus' Tod, den Molinier-Arbo bereits in mehreren Aufsätzen bearbeitet hat, weist ihre kompakte Präsentation (53-67) mit starken Argumenten letztendlich den *Acta senatus* zu; auch für *Comm.* 11, 13-12, 9 schließt sie sich der traditionsreichen Zuschreibung zu den *Acta urbis Romae* an und folgt Herbert Nesselhaufs Vorschlag, die Akklamationen seien auf demselben Weg überliefert. Eine Deformation zugunsten der bekannten Lieblingsmotive des Autors sei nicht erkennbar, redaktionelle Kürzungen dagegen plausibel bis sicher. Zu den Streichungen könnte etwa die Wiederholungszahl jedes Sprechchors zählen, die in spätantik überlieferten Akklamationen ja durchaus notiert wird. Inhaltlich ist in dieser Passage auch zukünftig noch einiges zu holen – der befremdliche Vorwurf, Commodus habe „die Tempel geplündert" (62 zu *Comm.* 19, 4), könnte darauf beruhen, dass er wichtige Kultgegenstände aus einem Heiligtum in ein anderes transferierte. – Das entworfene Portrait des Commodus („Entre biographie et pamphlet", 75-88), reich an Superlativen und vagen Andeutungen auf enorme Untaten, schöpft aus der reichen Literaturtradition der Tyrannentopik. Dem *saepissime* in den S. 76 zitierten Passagen wären aus anderen Viten leicht weitere Beispiele und verwandte Wendungen (*frequens*/*frequenter*, *innumeri*, *multi alii*...) an die Seite zu stellen – übrigens nicht nur in negativem Zusammenhang. Konsequent werden die Leistungen von Commodus und seinen Untergebenen verkleinert oder diffamiert – die angebliche Umbenennung Karthagos in *Alexandria Commodiana* (S. 80 zu *Comm.* 17, 8) könnte den Kaiser in Verbindung mit Caracalla bringen wollen, der als Alexanderimitator von der *HA* verspottet wird. (*Cc.* 2, 1f.). Dreihundert Konkubinen (S. 83 zu *Comm.* 5, 4) werden übrigens – vielleicht kein Zufall – auch Salomo zugeschrieben (*1 Reg.* 11, 3). Warum Commodus sich *Pius* betitelte, nachdem er einem Liebhaber seiner Mutter den Konsulat verschafft hatte (84 zu *Comm.* 8, 1), dürfte gern noch expliziter erklärt werden: Der Kaiser selbst – so die Unterstellung – ist überzeugt, hier *pietas* zu seinem leiblichen Vater bewiesen zu haben. So kurz wie klar wird abschließend die (mitunter verzweifelt) senatsfreundliche Haltung der Vita nachgezeichnet. – Im quellenkundlichen Teil entscheidet sich Molinier-Arbo abwägend gegen die von Frank Kolb vertretene These, die *Vita Commodi* habe weite Teile ihres Materials, partiell verfremdet, von Cassius Dio und Herodian bezogen. Den Ausschlag gibt unter anderem das Fehlen der bei Dio – und noch ungleich stärker bei Herodian – ausgeprägten Tendenz, dem jungen Commodus einen guten, wiewohl verdorbenen Charakter zu bescheinigen. Auch die unterschiedlichen religiösen Beiklänge einer Szene im Circus und die Haltung der drei Quellen zu Tigidius Perennis werden angeführt. Nicht ganz so belastbar erscheint die Annahme, Dios ungekürztes Original habe mit prosopographischen Einzelnotizen sehr gespart (109-111). Herodian schätzt die Autorin – sicher zu Recht – eher als Zusatzimpuls an besonders dramatischen Stellen ein. – Als mit Abstand wichtigste Quelle wird damit Marius Maximus identifiziert, der auch auf Herodian stark einwirke, während Cassius Dio den Rivalen Maximus zumindest im Stillen verwendet habe (126). Das berührt die schwierige Frage, in welchem Zeitverhältnis beide stehen; erfreulich ist der klare Hinweis auf die vielen Unwägbarkeiten (131). Die kontroverse Suche nach sprachlichen Spuren des severerzeitlichen Kaiserbiographen betrachtet Molinier-Arbo mit Vorsicht als erfolgreich; auf die Komplikation, dass die namentlichen Maximus-Zitate in der *HA* nicht zuverlässig sein könnten, geht sie in diesem Zusammenhang nicht ein. Die Affinität weiterer denkbarer Quellen steht dahinter weit zurück, so die punktuellen Gemeinsamkeiten mit Aurelius Victor und Eutrop oder einige Wertungen in Julians *Caesares*. Erkennbar sieht die Autorin

eine Vermittlung von Maximus-Material über die erschlossene Enmannsche *Kaisergeschichte* (EKG) im Hintergrund; unter den von diesem Werk abhängigen Quellen scheidet sie die *Epitome de Caesaribus* als nach der *HA* entstanden aus. Besonders nah stehen der Vita mehrere Notizen in der Chronik des Hieronymus. Ammianus Marcellinus wird unter Auswertung der noch erhaltenen Bücher eine Nutzung der lateinischen Überlieferung zum ausgehenden 2. Jh. abgesprochen. – Aktualisierende Umdeutungen des Geschehens liegen laut Molinier-Arbo durchaus vor, wenn auch nicht in radikaler Form: überlieferte Angaben und Wertungen würden zugespitzt und übersteigert („La *Vita Commodi* et l'empire romain à la fin du IV[e] siècle", 167-189). Commodus habe Züge eines Kinderkaisers und sogar eines *princeps clausus* (aber ist dies beim chronologisch unverdächtigen Herodian nicht wesentlich ausgeprägter?). Das geschärfte Augenmerk für Versorgungskrisen in Rom, Reserven gegen Kulte von jenseits der griechisch-römischen Sphäre und die Empfindlichkeit gegen Korruption bei Justiz und Ämtervergabe verrieten ebenfalls den Horizont der Jahrzehnte um 400. Angesichts dieses Befundes erwägt Molinier-Arbo, eine Spiegelung von Arcadius in der Hauptfigur der *Vita Commodi* zu sehen, wie es etwa für Elagabal (als Anti-Konstantin) vorgeschlagen worden ist, doch warnt sie vor allzu bestimmten Aussagen (187-189) – hierin kann man ihr nur beipflichten. – Der knappen Bilanz zu formalen Vorlagen und umfunktioniertem Textmaterial („Réminiscences littéraires", 191-199) folgt ein Extrakapitel zu Sueton, dessen Ausbeutung und Imitation sich in dieser Vita stellenweise zu einem Pastiche verdichtet („Du *Caligula* de Suétone au *Commode* de l'*Histoire Auguste*", 201-212). Neben Einflüssen Sallusts und natürlich Ciceros diagnostiziert Molinier-Arbo hier eine einleuchtende Reminiszenz an die *Naturalis historia* des älteren Plinius (S. 195f.: *Nat. hist.* 10, 120 zu *Comm.* 10, 4.6). Auch die vorgeschlagenen Bezüge auf Apuleius' *Metamorphosen* haben viel für sich ; wie präsent Apicius wo in der *HA* ist, dürfte noch nicht ganz geklärt sein. Stark zweifeln muss man leider an den Vorschlägen des entdeckungsfreudigen Jacques Schwartz zu Hieronymus (198 f.): es leuchtet nicht ein, wie ein Virtuose im Zerbrechen von Bechern als *artifex* bezeichnet werden könnte, wenn man *Comm.* 1, 8 (mit seiner Aufzählung ansonsten ‚konstruktiver' Kunst- und Unterhaltungstalente) entsprechend ändert, und gerade für *helluari/helluo(r)* (vgl. *Comm.* 3, 7) könnte, falls das nötig ist, ein Dutzend Stellen allein in Ciceros Reden Pate gestanden haben. – Die knappe Zusammenfassung (213-215) hebt als besondere Eigenart der Vita im Unterschied zu den anderen Hauptviten ein größeres Maß an spielerischer Aggressivität hervor, insofern größere Freiheit mit – rhetorisch gesprochen – der *pronuntiatio* des Stoffs. Drei Indices der zitierten Quellenstellen, Eigennamen und *res notabiles* (263-287) folgen dem Literaturverzeichnis; auch mit Blick auf die Erschließung für die weitere Forschung darf der Band damit als vorbildlich gelten. Dasselbe trifft für die sorgfältige Druckvorbereitung zu; nur auf S. 99 f. stehen einzelne griechische Wörter nicht im gewünschten Zeichensatz. Angesichts des mehr als demokratischen Preises kann man dieses neue Standardwerk jeder altertumswissenschaftlichen Bibliothek nur dringend zur Anschaffung empfehlen. Für die Offenlegung und Vermittlung einer langen Tradition der Spezialforschung an das allgemeine Fachpublikum leistet es Beachtliches; parallel wird auch die Diskussion im Kreis der *HA*-Spezialisten mit bleibendem Gewinn darauf zurückgreifen.

Jörg FÜNDLING.

Jesús LUQUE MORENO, *Poder o no poder (impotens / potens)*, Grenade, Universidad de Granada, 2011 (Biblioteca de Humanidades / Estudios clásicos, 28), 22 × 15,5 cm, 143 p., 14 €, ISBN 978-84-338-5222-9.

L'ouvrage, dont les objectifs sont présentés dans une introduction de six pages, est organisé en six chapitres. Dans les quatre premiers, l'auteur propose une étude lexicale

de lat. *impotens* et des autres lexèmes latins formés sur **pot(i)*, qu'il conclut dans le cinquième chapitre. Un sixième chapitre présente trois prolongements à l'étude. Une bibliographie comprenant cent-vingt titres et une table des matières détaillée viennent clore l'ouvrage. Dès l'introduction, le *o* du titre se trouve explicité : il faut le comprendre au sens d'« ou plutôt », « ou pour mieux dire » ; les termes de l'alternative ne sont pas symétriques et plutôt que le pouvoir lui-même, c'est bien le manque ou l'absence de pouvoir qui intéresse J. Luque Moreno ici. L'auteur exclut ainsi d'emblée une grande partie du lexique latin lié au pouvoir que l'on pourrait s'attendre à voir étudié dans un ouvrage sur ce thème, notamment *rex* et ses dérivés *regnum*, *regere* ou *regnare* ; *dominus*, *dominium*, *dominatio* / *dominatus* ; *imperium*, *imperare*, *imperator* ; le vocabulaire de l'ordre avec *iussum* / *iubere*, *praeceptum*, *mandatum* ; la famille de *dicere*, avec *dictare*, *dictatio*, *dictatus*, *dictitare*, *dictatura*, *dictator* ; d'autres noms de magistrats : *consul*, *praetor*, *princeps*, etc. ; enfin, le nom de l'autorité, *auctoritas*, dont l'auteur compare le sens avec les différentes définitions d'esp. *auctoridad* dans le *DRAE*. Il centre ensuite son propos sur la famille latine formée sur **pot(i)-*, se rangeant aux arguments d'E. Benveniste et, à sa suite, de F. Bader, qui rapprochent cette racine de « la particule d'ipséité **-pot-* / **-pet-* » ; il convient de signaler que ce rapprochement fit l'objet de nombreuses discussions depuis le XIX[e] siècle (voir notre synthèse sur la question dans l'article *potentia* du *DHELL* (*Dictionnaire Historique et Encyclopédie Linguistique du Latin*), accessible à l'adresse suivante : http://www.dhell.paris-sorbonne.fr/dictionnaire:potentia6). J. Luque Moreno définit ensuite la distinction qui existe entre *potentia* et *potestas* en attribuant au premier le sens de « capacité de », « pouvoir potentiel » et au second le sens de « pouvoir réel, effectif » que les lois assignent à un magistrat. Ces deux définitions, fondées sur l'opposition entre potentiel ou virtuel d'une part, effectif ou réel d'autre part, nous paraissent discutables. En effet, tout pouvoir, qu'il soit fondé sur des lois (*potestas*) ou sur des ressources personnelles (*potentia*) a, par définition, un caractère potentiel et demande à être actualisé par une action précise ou à se manifester par des signes extérieurs. Il nous semble que la distinction entre ces deux termes réside plutôt dans ce qui fonde le pouvoir qu'ils dénotent : le droit dans le cas de *potestas*, des ressources personnelles (richesses, clients, forces armées, etc.) dans celui de *potentia* : ce terme désigne ainsi un pouvoir diffus, potentiellement illimité, ce qui explique la connotation péjorative qu'il acquiert dans certains contextes. Au premier chapitre, l'auteur s'interroge sur le double sens paradoxal de l'adjectif *impotens*, signifiant à la fois « impuissant » et « tout-puissant ». Il commence par situer *impotens* parmi d'autres formations nominales à premier élément privatif et montre que le sens de « qui ne possède pas le pouvoir, la capacité » est premier dans cet adjectif. Il aborde ensuite plus précisément, dans un deuxième chapitre, la question du sens du préverbe. Comme l'avaient bien remarqué les grammairiens latins, plusieurs préfixes privatifs véhiculent deux sens contraires et peuvent tantôt inverser ou diminuer la signification de la base lexicale, tantôt l'augmenter ; autrement dit, ils ont tantôt une valeur privative, tantôt une valeur intensive. Par exemple, le préverbe *de-* a une valeur privative dans *deformis* « laid », mais une valeur intensive dans *deparcus* « excessivement avare ». Pour *in-*, la situation est plus complexe dans la mesure où le préverbe de sens privatif entre en collision homonymique avec le préverbe *in-* correspondant au grec ἐν-. En outre, les cas où philologues anciens et modernes reconnaissent une valeur intensive au préverbe *in-* sont rares et tardifs. L'auteur conclut de ce parcours que le sens « tout-puissant » d'*impotens* ne s'explique pas par une valeur intensive du préverbe ; dans cet adjectif, *in-* a toujours sa valeur privative. Ces prémisses une fois établies, l'auteur entreprend, dans un chapitre plus important que les deux premiers, l'étude proprement sémantique de l'adjectif *impotens* et des autres mots avec lesquels il est en relation en considérant leurs emplois dans les textes et leurs différentes constructions syntaxiques. Il montre ainsi qu'*impotens*

a le sens primaire d'« impuissant » (esp. « impotente ») lorsqu'il est construit de manière absolue, référant à celui qui manque de forces ou de ressources, qui est invalide ou en position de faiblesse ; toujours dans le même sens, l'adjectif peut aussi être construit, à date plus récente, avec la préposition *ad* suivie d'un gérondif à l'accusatif ou avec un infinitif ; on le trouve également suivi d'un génitif au sens d'« incapable de (retenir ou contrôler) quelque chose », le nom ou le pronom au génitif référant le plus souvent à l'esprit ou à ses affections. L'auteur montre ensuite que ce dernier emploi mène au sens secondaire de « tout-puissant ». En effet, dans presque toutes les occurrences de cet emploi, et en particulier dans le syntagme *impotens sui*, l'adjectif dénote souvent le manque de maîtrise de soi et de ses émotions, qui peut mener à l'intempérance et à la démesure. De là, il suffit que le génitif (*sui* ou *animi*) soit sous-entendu pour que l'adjectif prenne à lui seul le sens de « démesuré », « effréné » et s'applique à un exercice incontrôlé et excessif du pouvoir. La valeur du préverbe n'est donc pas en jeu. L'auteur propose ensuite un parallèle avec la famille grecque de κράτος : ἀκρασία et ἀκράτεια ainsi que d'autres mots de cette famille ont le même double sens paradoxal de « faiblesse », d'une part, « absence de contrôle (sur soi) », d'où « intempérance », d'autre part. Le parallèle avec la famille grecque est intéressant mais, de manière générale, l'auteur aurait pu aller plus loin dans les rapprochements sémantiques qu'il établit entre mots latins et mots grecs. En effet, il donne souvent l'impression que les mots ou les familles lexicales grecques et latines se correspondent terme à terme, de manière simple et univoque, comme lorsqu'il associe dans son introduction *potentia* à δύναμις et *potestas* à κράτος. En réalité, la situation est beaucoup plus complexe, comme suffit à le montrer la pluralité des choix de traduction des auteurs latins pour rendre un seul mot grec (dans certains de ses emplois, δύναμις peut ainsi être traduit à la fois par *potentia* et par *potestas*). Avec le sens secondaire de « démesuré », « effréné », *impotens* se rapporte à des êtres animés ou bien à des noms comme *animus* ou *affectus*. Pour illustrer ces emplois, un nombre conséquent d'exemples est cité, dont on peut toutefois regretter qu'ils ne soient pas traduits ni analysés précisément. Dans les paragraphes suivants, l'auteur étudie les dérivés de l'adjectif, l'adverbe *impotenter* et le substantif *impotentia* : dans les deux cas, même si l'on peut trouver des exemples illustrant le sens primaire, c'est le sens secondaire de « démesure », « manque de contrôle », « toute-puissance » et « pouvoir absolu et sans mesure » qui apparaît le plus fréquemment. Dans le quatrième chapitre, J. Luque Moreno situe *impotens* par rapport aux autres adjectifs formés sur **pot(i)*. Il étudie d'abord les emplois d'*impos*, de formation ancienne, qu'*impotens* concurrença et supplanta dans le sens de « sans contrôle » ; puis il s'intéresse à son antonyme *compos* qui, lui aussi, se trouve fréquemment complété par un génitif du type *sui* ou *animi*. Il reconnaît dans cet adjectif les deux valeurs du préverbe *com-*, la valeur sociative et la valeur intensive, et distingue sept emplois : dans le premier, *compos* a une valeur positive et le sens actif de « qui peut vraiment » ; dans le deuxième et le troisième emplois, dérivés du premier, l'adjectif se construit avec un génitif du type *sui*, *mentis* ou *rationis* et signifie « vraiment maître de soi-même » ou « de son esprit, de sa raison » ou encore, pour le troisième emploi, « de certains aspects de son esprit », une décision ou un savoir-faire par exemple ; *compos* peut aussi avoir une valeur négative lorsque le nom au génitif qui le complète est celui d'une mauvaise action. Dans cette première série d'emplois, l'auteur identifie la valeur sociative de *com-*, car *compos* implique la participation de celui qu'il qualifie. Mais l'adjectif peut aussi avoir le sens de « qui est arrivé à obtenir, à être en possession de », lié à la valeur intensive du préverbe. Le sixième emploi se distingue des autres par le fait que *compos* ne se rapporte plus à un homme, mais à une collectivité, à un trait humain, à un concept abstrait ou encore à un dieu. Enfin, dans le dernier emploi, rare en latin classique et plus étendu

chez les auteurs chrétiens, il a le sens passif de « obtenu » ou « disponible ». Dans les deux derniers paragraphes consacrés à *compos*, l'auteur analyse les deux formes du verbe qui en est dérivé, *compotire* / *compotiri*, et la forme *compotens*, qui ne connaît qu'une seule attestation dans une inscription votive. Ce quatrième chapitre s'achève par l'étude de *potens*, participe présent de *possum* employé comme adjectif depuis la période archaïque, et plus encore à partir de Cicéron. Selon l'auteur, *potens* neutralise la distinction entre *potestas* et *potentia* dans la mesure où il se rapporte autant à celui qui peut (faire quelque chose) qu'à celui qui domine dans la société. D'après nos propres recherches, nous pensons pour notre part que *potens*, même lorsqu'il s'applique à un personnage investi d'un pouvoir officiel (d'une *potestas*), réfère à la puissance de fait (plutôt qu'au pouvoir de droit) de ce personnage, en tant qu'elle est fondée sur des richesses, des ressources militaires ou un charisme particulier. Employé surtout de manière absolue, *potens* peut toutefois recevoir des compléments spécifiant l'entité sur laquelle s'exerce le pouvoir ou la capacité qu'il dénote. J. Luque Moreno distingue trois grandes valeurs pour *potens* : « qui est maître de, en possession de », « qui possède le pouvoir », « qui possède une capacité ou une faculté ». Avec le deuxième sens, l'adjectif peut s'appliquer au pouvoir d'une divinité, au pouvoir politique ou militaire ou encore au pouvoir sur soi : il est alors complété par un génitif comme *sui* ou *animi* et concurrence *compos* dans le même emploi. Lorsqu'il signifie « capable de (faire quelque chose) », *potens* se construit avec l'infinitif, avec *ad* suivi de l'accusatif d'un verbe au gérondif, d'un nom ou d'un pronom, ou encore avec un génitif. D'autres constructions, plus rares et plus tardives, peuvent être observées, avec une complétive au subjonctif introduite par *ut* notamment. Pour conclure, au chapitre 5, l'auteur reprend les grandes lignes de son étude en insistant particulièrement sur la formation des mots étudiés : il montre ainsi qu'*impotens*, avec son préverbe à sens uniquement privatif, entre dans une relation d'antonymie aussi bien avec *potens* (à préverbe Ø) qu'avec *compos*, dont le préverbe *com-* a une valeur sociative ou intensive. Au chapitre 6, qui constitue près d'un tiers de l'ouvrage global, l'auteur s'intéresse à trois expressions particulières. Dans un premier temps, il confronte les occurrences des syntagmes *impotens mulier* ou *impotentia muliebris*, dénotant ce que les Romains considéraient comme l'incapacité caractéristique des femmes à se maîtriser, aux cas où, au contraire, les femmes sont qualifiées par *potentes*. Si *potens* s'applique rarement à une femme, on le trouve souvent à propos d'une déesse, soit dans une construction absolue, soit complété par un génitif indiquant la sphère d'exercice du pouvoir de la déesse. Selon l'auteur, cet emploi expliquerait, au moins en partie, l'origine du syntagme *uirgo potens* en référence à la vierge Marie dans les litanies de Lorette. Dans un deuxième temps, l'auteur s'interroge sur la formule *compos uoti*, que l'on trouve à la fois dans les textes littéraires (Tite-Live, Tibulle, Sénèque…) et dans des inscriptions. Il montre qu'elle a pour sens « qui est capable de réaliser un vœu » ou « qui a réalisé un vœu ». De là, il interprète l'adjectif seul, qualifiant, dans les inscriptions, une divinité ou un héros, dans le même sens de « qui a tenu sa promesse », « qui a réalisé un vœu », plutôt que dans le sens de « puissant ». En revanche, il pense que l'unique occurrence de *compotens*, attestée dans une inscription votive adressée à Diane, a plutôt soit le sens de « très puissante » ou « qui exerce largement sa puissance », si *com-* a sa valeur intensive, soit le sens de « puissante avec », si *com-* a sa valeur sociative, en vertu de son association fréquente avec Apollon. Enfin, l'auteur se demande pour finir s'il convient de lire *mentis inops* ou *mentis inpos* chez Tacite, *Annales* XIV, 10. En effet, à première vue, *mentis inpos* paraît plus approprié pour exprimer la perte de la raison, l'absence de maîtrise de son esprit. Mais l'auteur démontre de manière très claire qu'il faut bien lire *mentis inops* chez Tacite : de fait, les deux adjectifs ont une structure morphologique, un profil combinatoire et

des valeurs sémantiques très proches. En outre, l'expression *mentis inops* est bien attestée chez Ovide et chez d'autres auteurs, notamment par le fait qu'elle s'insère parfaitement dans l'hexamètre dactylique, contrairement à *mentis inpos*. Ces trois études ponctuelles viennent compléter avec bonheur l'ensemble de l'ouvrage qui, s'il est parfois un peu rapide, n'en reste pas moins d'une lecture très claire et très stimulante.

Peggy LECAUDÉ.

Danilo NATI, *Ceramica attica a figura nere nel Museo archeologico nazionale di Tarquinia*, I.1, voir: Anne COULIÉ, *La céramique grecque aux époques géometrique et orientalisante*.

Mario PANI, *Augusto e il Principato*, Bologne, Il Mulino, 2013 (Introduzioni), 19,5 × 12,5 cm, 210 p., 18 €, ISBN 978-88-15-24564-9.

En 2014, il y aura deux mille ans qu'Auguste est mort : nombreux seront les colloques consacrés à celui qui fut le fondateur du Principat et acheva ainsi le retour de la monarchie à Rome, déjà bien initié par son père adoptif César. Mario Pani ne pouvait donc choisir meilleur moment pour s'adresser aux étudiants d'histoire ancienne, mais aussi d'histoire contemporaine et de politologie, auxquels est destiné cet ouvrage, afin de leur montrer toute l'importance de l'œuvre d'Auguste qui se révèle unique à la fois pour l'histoire de Rome et pour l'évolution de la notion d'État à travers les siècles. Pour ce faire, il s'appuie sur une très riche bibliographie (p. 191-203 pour les titres les plus importants) abondamment discutée et mise en perspective, tout en citant très régulièrement les auteurs antiques et surtout le Cicéron du *De republica*. Le lecteur sera aidé par un index de notions présenté à la fin de l'ouvrage. – Son ouvrage s'organise en trois chapitres : le premier, qui est assez bref (pp. 21-43), est consacré à la crise de la République romaine et aux prodromes de nouvelles formes d'organisation étatique. Commençant avec le constat très juste que l'on trouve à Rome une combinaison extraordinaire de respect de la tradition et d'ouverture au changement, M. P. met l'accent tout d'abord sur la naissance d'une société civile, autrement dit sur le désintérêt grandissant des citoyens romains pour la politique et le *cursus honorum*. Il en prend comme exemple la vie d'Atticus, le grand ami de Cicéron (p. 24 en particulier). Il met en lumière ensuite les aspirations de la plèbe (p. 30-36) en s'intéressant à la tradition *popularis* et en considérant que le peuple romain attendait un homme providentiel. Le dernier point de cette démonstration visant à montrer que Rome était mûre pour une monarchie concerne les réflexions théoriques de la fin de la République en se fondant principalement sur le *De republica*, mais aussi sur l'apport épicurien d'un Philodème de Gadara, auteur, comme chacun le sait, du *Bon Roi selon Homère*. – La deuxième partie, de loin la plus dense (p. 45-118), porte donc très logiquement sur la mise en place d'une nouvelle forme d'État par Auguste, mais également ses successeurs, en insistant dès le titre sur son aspect novateur (« La novità statuale del Principato »). M. P. emploie à juste titre le terme de mystification (p. 46) pour décrire la façon de procéder d'Auguste qui conserva le vocabulaire et les apparences de la République en imposant le régime d'un seul, le Principat. Ce changement était fragile en fait, et l'on caressa plus d'une fois le rêve d'un retour au régime républicain, empêché par l'habileté de certains de ses successeurs tel Tibère, qui fut détesté par les historiens romains en bonne partie parce qu'il leur parut être le véritable fossoyeur de la *Res publica*. – L'auteur insiste ensuite (p. 51-57) sur le nouveau rapport qui s'instaura entre citoyen et État : le citoyen se retrouve sans plus aucune responsabilités en politique et délègue son pouvoir au Prince. Et, à son tour, celui-ci délègue des fonctions aux citoyens. Donc, pour les élites, faire carrière n'était plus un acte d'individualisme mais

un engagement au service de l'État, c'est-à-dire au service du Prince. Une fois ce principe admis, M. P. s'intéresse brièvement (p. 58-59) à la mise en place d'un cabinet politique de gouvernement, le *consilium principis*, ce qui fut l'œuvre de Claude surtout plus que d'Auguste, nous semble-t-il. – M. P. aborde alors la question de la dépersonnalisation du Prince qui devient représentant de son peuple (p. 60-69) : rechercher la caution de Pline le Jeune dans le *Panégyrique* ou celle de Sénèque dans sa *Consolation à Polybe*, autrement dit d'une œuvre de propagande et d'un ouvrage de circonstance pour flatter Claude et obtenir son rappel d'exil, nous semble un peu risqué. – Les pages suivantes (p. 69-89) sont consacrées à la mise en place de rouages de l'État autour du Prince, ce que M. P. appelle les processus de dépersonnalisation et d'étatisation : le rôle des affranchis, la place de l'ordre équestre et des procurateurs, l'importance des *amici principis*, la transformation de la maison privée sur le Palatin en palais royal, la distinction entre patrimoine du Prince et trésor public, la mise en avant de certaines valeurs (*indulgentia*, *liberalitas*…) dans un effort de propagande… – L'auteur poursuit cette étude de l'organisation administrative (p. 89 sqq.) avec la naissance de la bureaucratie : les postes de *curatores*, les *praefecti*, etc… Le lecteur peut ainsi avoir une idée de l'extraordinaire effort de mise en ordre de l'Empire afin d'assurer les principales fonctions d'un État : le ravitaillement, l'entretien des routes et autres infrastructures comme les ports, la poste… Pour M. P., on assiste au passage d'un système de magistratures avec élections à un univers de fonctionnaires choisis pour leurs compétences (p. 101-102). Le dernier pilier du temple est la constitution d'une armée permanente (p. 113-116) : l'auteur retrace brièvement l'historique du processus depuis la République. Cette deuxième partie s'achève avec une réflexion sur les notions d'*imperium* et de *limes*, la frontière qui sépare désormais le monde romain du reste (p. 117-118). – Le troisième et dernier chapitre (p. 119-170) porte sur les fondements d'une politique pour le nouvel État : M. P. s'intéresse à la possibilité d'une continuité derrière les apparents désordres dus à un Néron ou un Caligula, en prenant en considération les trois premiers siècles du Principat. Le premier aspect étudié est la politique économique avec l'attention portée au budget par les différents Princes (p. 121-143) et l'inventivité fiscale qui pouvait en résulter. Un autre point important est la circulation de la monnaie et son contrôle : M. P. part de la période républicaine pour faire ressortir les spécificités du Principat. L'auteur montre ensuite comment l'État a endossé le rôle d'une banque centrale avec le Prince comme régulateur, un Prince qui intervient finalement dans tous les domaines de l'économie. – Après les finances, le social (p. 143-150) : M. P. met en lumière un souci de veiller au bien-être des citoyens, en prenant comme exemple l'affaire du *saltus Burunitanus*, les congiaires, et l'importance accordée à l'alimentation des enfants de milieux modestes (avec en arrière-plan des préoccupations natalistes). Il mentionne également une politique de grands travaux que l'on voyait déjà à l'œuvre avec Caius Gracchus. Les derniers aspects étudiés sont la valorisation d'une école publique, l'administration judiciaire (p. 153-156), amenant à conclure avec une étude des rapports parfois houleux des Princes et des juristes se terminant par la mise au service de l'État de la science de ceux-ci. – Au total, on a là une synthèse utile et claire sur la place du Principat dans l'histoire de la mise en place d'un État « moderne ». Comme toutes les synthèses, l'ouvrage de M. P. peut sembler pécher par moments par le souci d'une démonstration trop systématique : si la République romaine avait été le terrain de l'abstentionnisme et du désintérêt pour la politique, pourquoi autant de procès pour contester les élections (sans parler de la corruption électorale) à la fin de la République ? Si Rome avait été mûre pour une monarchie, pourquoi fallut-il vingt ans de guerre civile de 50 à 31 avant J.C. au terme desquels en effet fut décimée une bonne partie des élites qui pouvaient contester à Auguste sa place ? Nous restons très sceptiques sur la prétendue neutralité d'Atticus ou son manque d'intérêt pour

la politique, démentis par la correspondance de Cicéron. Mais l'ensemble est vivant, alerte, bien écrit et la synthèse est un art difficile surtout quand le sujet est aussi complexe que le passage d'une République à une monarchie de mieux en mieux organisée. Bravo dunque al Mario Pani ! Yasmina BENFERHAT.

Dennis PAUSCH, *Livius und der Leser. Narrative Strukturen in* ab urbe condita, Munich, C. H. Beck, 2011, X-310 p., ISBN 978-3-406-62188-8.

Disons le d'emblée, cet ouvrage, version remaniée d'un mémoire d'habilitation soutenu à Giessen en 2010, s'inscrit dans la lignée des travaux qui ont renouvelé ces dernières années les études liviennes. L'*Ab urbe condita* est profondément ancrée dans la réalité historique, politique et sociale de la Rome de la fin de la République et du Principat. C'est à la lumière d'un nouveau modèle d'interprétation (« Interpretationsmodell », p. 13) que Dennis Pausch choisit d'examiner l'œuvre du Padouan. Le titre même de son travail est révélateur à cet égard. Dennis Pausch ne s'attache ni au contenu purement historique de l'œuvre, ni aux procédés littéraires, pris pour eux-mêmes, auxquels Tite-Live a pu recourir. Son ouvrage est censé être « un pont » entre ces deux écoles (p. 8). Pour ce faire, il choisit de se placer sur le plan de la communication établie entre l'historien et son public (« Livius UND der Leser ») et étudie les structures narratives et les techniques littéraires utilisées par l'auteur pour établir précisément cette communication. – L'étude s'organise en quatre grands chapitres. Ces quatre parties sont précédées, comme il se doit, d'une introduction (« Einleitung », p. 1-16). Cette dernière s'articule elle-même en quatre points, destinés à mettre le sujet en perspective : « Livius als Historiker. Livius als Literat » – occasion de faire le point sur la recherche livienne antérieure à son propre travail – ; « Livius und der Erzähler » – développement qui permet d'exposer les théories narratologiques modernes relatives à l'historiographie antique – ; « Die Kommunikation zwischen Historiker und Leser als Interpretationsmodell » – court ensemble qui pose le sujet –; « Struktur und Ziele der Arbeit ». – Le premier grand chapitre (« Kontexte und Transformationen : Leser und Historiker im 1. Jahrhundert v. Chr. », p. 17-74) examine le cadre historique et culturel dans lequel s'inscrivent la production et la réception de l'historiographie en ce 1er siècle avant J.-C. Cette partie suit un cheminement logique. Après s'être penché sur le changement que connaît la « Geschichtskultur » en cette période charnière qu'est le passage de la République au Principat en raison de l'élargissement tant géographique que social du public qui s'intéresse à l'histoire, on passe à l'examen de l'évolution, entre le 2ème et le 1er siècles av. J.-C., des formes de plus en plus littéraires prises par l'historiographie, avant de se focaliser sur les réflexions mêmes de Tite-Live sur les besoins de ce nouveau public telles qu'elles se dégagent de son œuvre. – Les trois chapitres suivants ont pour but d'analyser les moyens mis en œuvre par l'historien pour gagner ce nouveau public et le tenir en haleine tout au long des cent quarante-deux livres de l'*Ab Urbe condita*. Le premier de ces moyens, traité dans le chapitre qui a pour titre « Die Struktur der Geschichte : Zeit und Erzählung im annalistischen Schema » (p. 75-110), est, paradoxalement, le retour, après la montée en puissance au cours du 1er siècle des monographies, à la structure annalistique. Celle-ci présente en effet l'avantage d'impliquer le lecteur grâce à un savant dosage entre linéarité et variations. Le chapitre intitulé « Polyphone Geschichtsschreibung : Fokalisierung und Multiperspektivität » (p. 125-190) insiste quant à lui sur la multiplication des points de vue, elle aussi destinée à retenir l'attention du lecteur : point de vue romain bien évidemment, mais aussi point de vue de l'autre, ce qui permet à D.P. de parler de « Fokalisierung als literarische Strategie » à ce propos (p. 140 sqq.). Le point de vue de l'autre l'amène à placer ici un développement bienvenu sur les discours, notamment les

discours critiques des « barbares ». Le dernier chapitre enfin, « Der involvierete Leser : Spannung als historiographische Strategie » (p. 191-250), dont la formulation fait habilement écho à la « Literarische Strategie » vue plus haut, a pour sujet l'art de Tite-Live pour faire naître et entretenir le suspense. Sont étudiées en particulier les techniques du retardement, de l'empathie et de l'anticipation. – Le travail proprement dit s'achève par un « Fazit » (p. 251-254), qui revient sur les points forts de l'argumentaire et dégage une conclusion en forme de pirouette puisque D.P. s'adresse à son tour à son propre lecteur pour l'inviter à juger de la pertinence de son interprétation de l'œuvre livienne. Cette conclusion est suivie d'une bibliographie, fort volumineuse (p. 257-301), et d'un double index (p. 302-310). – L'intérêt du volume est incontestable. D.P. procède à une lecture originale de Tite-Live. La thèse qu'il défend repose sur une connaissance solide de l'*Ab Urbe condita* et de l'historiographie antérieure et contemporaine. L'argumentation est claire, ponctuée par des « Fazite » intermédiaires. Si l'étude conduit peut-être parfois à des interprétations quelque peu subjectives ou d'une acribie trop subtile pour emporter entièrement l'adhésion, elle n'en est pas moins fort stimulante et enrichissante. Elle jette un regard pertinent sur un texte qu'on considère souvent rebattu. On ne peut que s'en féliciter.

Martine CHASSIGNET.

Francesco Paola PORTEN PALANGE / Cristina TROSO, *La terra sigillata italica della collezione Stenico*, voir: Anne COULIÉ, *La céramique grecque aux époques géometrique et orientalisante*.

Claude POUZADOUX, *Éloge d'un prince daunien. Mythes et images en Italie méridionale au IVe siècle av. J.-C.*, Rome, École française de Rome, 2013 (Bibliothèque des Écoles françaises d'Athènes et de Rome), 28 × 21 cm, X-403 p., 183 fig., 32 pl., cartes, 77 €, ISBN 978-2-7283-0937-5.

Ce bel et grand ouvrage, somptueusement illustré (notamment par un cahier de 32 planches en couleurs), est issu au départ de la thèse de doctorat que l'auteur, qui dirige maintenant le Centre Jean Bérard à Naples, a soutenue en 1999 sous la direction d'Agnès Rouveret à l'Université de Nanterre. Ce travail était consacré à l'étude d'une des plus riches tombes qu'a livrées le site daunien de Canusium, l'actuelle Canosa, remontant aux environs de 330 av. J.-C. : la tombe dite de Darius, d'après le nom donné à un des grands cratères apuliens, chefs d'œuvre de la production apulienne tardive, dus à celui qu'on a appelé depuis « peintre de Darius », qui en sont issus. Il faut dire que cet hypogée a été découvert lors de fouilles clandestines, en juillet 1851, ce que la législation de protection du patrimoine archéologique adoptée par les Bourbons de Naples dès 1822 n'avait pas suffi à empêcher : un des gardes-champêtres qui avait surpris les *tombaroli* de l'époque s'était même acoquiné avec deux trafiquants d'antiquités, un chanoine de Canosa, Basta, et un sellier de Ruvo, Fatelli. Néanmoins, devant l'apparition des pièces remarquables qui avaient fait partie de son mobilier (et qui ont heureusement pu être récupérées et sont actuellement conservées au musée de Naples), l'architecte Carlo Bonucci put se rendre sur place dès 1853 pour recueillir des informations et donner un plan de l'hypogée, documentation que la redécouverte d'une série d'aquarelles en 1996 au musée de Capodimonte à Naples a permis d'enrichir. Ce sont là nos seules sources d'information sur la découverte : l'hypogée n'a pas été retrouvé depuis. Mais les données fournies par Bonucci permettent de penser qu'il se présentait comme une tombe voûtée, sur plan axial avec deux chambres successives, la première ayant livré, outre les restes d'un défunt équipé de casque, cuirasse, jambières, huit vases dont les deux grands cratères apuliens (l'un mesurant 1,31 m, l'autre 1,42 m), la seconde des armes – dont une

cuirasse appuyée contre un mur – et d'autres vases. Devant une telle situation, le travail de l'auteur comporte inévitablement un minutieux travail de reconstitution de ce qu'a été cette tombe, appuyé sur une documentation d'archives dont elle fournit l'essentiel (p. 331-340). Mais la reconstitution de la découverte n'aurait certes pas suffi à justifier qu'on consacrât une thèse à ce monument : aussi la majeure partie du travail regarde-t-elle l'étude de ce qu'elle a livré, et en particulier les deux cratères, tout à fait exceptionnels, dont la face principale est ornée respectivement par la scène des funérailles de Patrocle et par une scène qui se déroule à la cour d'un roi en costume oriental que l'inscription qui l'accompagne désigne comme Darius. Ces scènes sont particulièrement riches et complexes : étant donné les dimensions de ces vases qui offrent un espace très étendu au décor, chacune s'organise sur un triple registre, pour les funérailles de Patrocle avec, en bas, Achille traînant derrière son char le cadavre d'Hector, au centre, le bûcher funéraire et les funérailles proprement dites, en haut, une série de personnages, soit humains, comme les sages conseillers Nestor et Phénix, soit divins, d'un côté Pan, Hermès, Athéna, de l'autre les Dioscures accompagnés (selon l'interprétation de l'auteur, qui paraît fondée) d'Hélène. Pour le vase de Darius, en bas, une scène économique, avec un versement de tribut, au centre, une scène politique, le roi siégeant dans son conseil, en haut, une scène divine, où quatre divinités, Apollon, Artémis, Zeus, Athéna, côtoient quatre abstractions, la Victoire, la Grèce, la Tromperie (Apatè), l'Asie. Ce décor a été très souvent étudié, mais l'auteur n'hésite pas à le reprendre sur des bases nouvelles, en introduisant souvent des observations pertinentes qu'on ne trouvait pas dans la bibliographie antérieure. Ainsi on appréciera ses remarques, prolongeant les analyses de J.-P. Vernant, sur le pendant négatif que le cadavre sanglant d'Hector vient apporter à la « belle mort » du héros, comme si l'héroïsation du vainqueur avait pour corollaire obligé l'enlaidissement de l'adversaire vaincu, ou sur la réconciliation qui s'opère autour du bûcher funéraire entre Achille et Agamemnon, représenté en train de verser une libation et participant ainsi, comme le fils de Pélée, à un acte qui est autant funéraire que sacrificiel, puisqu'il passe par la mise à mort des captifs troyens (même si, on peut le rappeler, la thématique des prisonniers égorgés par Achille ne s'est pas prolongée, comme cela a été le cas en Étrurie à la même époque, par une pratique de sacrifices humains effectifs). Mais c'est surtout sur l'interprétation du cratère des Perses que l'auteur apporte du nouveau. Montrant les insuffisances des propositions jusqu'ici avancées – celles qui, dans la ligne de l'exégèse philologique du XIX[e] siècle, voyaient une illustration de tragédies, comme les *Perses* d'Eschyle (où le roi perse est Xerxès) ou la pièce homonyme, connue par la *Souda*, de Phrynikos, l'auteur d'une *Prise de Milet* qui arracha des larmes aux spectateurs athéniens, voire d'un modèle littéraire comme Hérodote, ou encore l'application de schémas de l'art royal achéménide, comme les porteurs de tribut ou les dignitaires des reliefs de Persépolis (alors que, comme elle le montre bien, on a affaire à un « Orient de convention », recomposé, ne serait-ce que dans la scène de versement de tribut où l'intendant utilise un abaque avec des chiffres grecs) – elle avance l'hypothèse d'une scène d'actualité, liée à la toute récente conquête d'Alexandre. La scène où on voit le roi recevant un messager vêtu à la grecque et entouré de conseillers, alternativement en costumes grecs et orientaux, dont la gestuelle montre qu'ils émettent des avis contradictoires, serait l'illustration des nombreuses discussions qui ont eu lieu au conseil du Grand Roi, avant Issos en 334, avant le Granique en 333, avant Gaugamèles en 332 av. J.-C., et dont l'issue a été à chaque fois une décision désastreuse pour la Perse. C'est en effet la destruction de l'Empire et la conquête de l'Asie qui semblent se profiler. La scène de versement de tribut, en bas, si elle témoigne de la richesse de la Perse, montre aussi les populations pressurées par le monarque, suppliant son intendant. Surtout le registre des dieux, tout en haut, montre les dieux du Panthéon grec dominant les événements, avec

Zeus regardant d'un air bienveillant Hellas, la Grèce personnifiée, tandis qu'Asie est rejetée à l'extrémité, et qu'une Apatè qui, plus que Drauga, le mensonge des conceptions avestiques, représente la ruse trompeuse dont le dieu suprême se sert pour induire le monarque perse dans l'erreur et conduire son empire à la perte. On le voit, l'auteur est de ceux qui interprètent de telles représentations en fonction d'un programme iconologique, donnant son sens à l'ensemble. Dans ce cas même, il conviendrait de jouer sur une thématique poursuivie à travers plusieurs vases différents, mais illustrant chacun à sa manière une même question : celle de la confrontation entre Orient et Occident, mise en scène à travers des moments successifs, le temps passé des héros et celui de l'histoire récente, avec la mise en avant de valeurs comme la nécessité de l'Homonoia, de la concorde entre les représentants de l'hellénisme, montrée par la réconciliation entre Achille et Agamemnon, le héros principal et le chef de l'expédition contre Troie, autour du bûcher de Patrocle. Comme l'auteur le dit, reprenant ironiquement une remarque de J.-P. Morel sur l'art des peintres de vases d'Italie du Sud, « un cratère apulien n'est pas la colonne trajane (mais) il m'a paru néanmoins possible de montrer que les vases rassemblés dans l'hypogée de Darius appartenaient à un programme unitaire destiné à faire l'éloge d'un prince daunien ». En effet, si l'analyse en termes de confrontation entre l'Occident et l'Orient, le monde grec et les barbares, apparaît fondée pour les représentations si remarquables qui ornaient les vases du mobilier funéraire, l'originalité de cette trouvaille tient aussi à ce que ces vases proviennent non d'une tombe grecque, mais de celle d'un prince indigène. Cela montre que, dans ce centre non grec de la Daunie, région qui, à la différence des zones indigènes situées plus au sud, au contact direct de Tarente, a livré très peu de vases pour la période apulienne ancienne et moyenne, jusque vers 340 av. J.-C., mais dont l'afflux de telles céramiques ensuite, dans la période finale du IVe siècle av. J.-C., en concomitance avec l'apparition de tombes aristocratiques de grandes dimensions, localisées dans des emplacements significatifs, montre qu'elle s'ouvre désormais sur le monde grec et les influences tarentines, jusque dans l'adoption d'un langage symbolique commun, mettant en avant les mêmes valeurs idéologiques grecques, renouvelées dans le contexte de l'expédition d'Alexandre. La ville de Canusium est quasiment absente de nos sources littéraires : une telle trouvaille, magistralement étudiée par l'auteur, montre comment elle est entrée dans la sphère d'influence tarentine, culturellement, intellectuellement et sans doute politiquement, juste avant que l'avancée de Rome dans la région, que Tite-Live fait intervenir à partir de 326 av. J.-C., ne bouleverse radicalement la situation.

Dominique BRIQUEL.

James H. RICHARDSON / Federico SANTANGELO (eds.), *Priests and State in the Roman World*, Stuttgart, Fr. Steiner, 2011, 643 p., ill., 88 €, ISBN 9783-515-09817-5.

By the late Republic, Roman discourses on religion were beginning to decipher the complexities of their own religious institutions, rites and beliefs. Notably the philosophical works of Varro and Cicero do not reveal a religion focused on the nature of the gods (although this was evidently an important question) or on temple worship (as in other great ancient civilisations) but one dominated by its priesthoods: in particular, the *pontifices*, *augures* and *XVuiri sacris faciundis*. In addition there was a bewildering array of other *sacerdotes* with varying degrees of importance within Roman religion as practised by the state (e.g. Vestal virgins, *septemuiri epulones*, *flamines*) or at community level (e.g. *Augustales*, *magistri*, *Cereres*). – The editorial intent in this weighty volume, the results of a conference held at the University of Wales, Lampeter, in 2008, 'is to offer a variety of approaches to, and discussions of, the relationship between the Roman State – along with the cities and communities that came to be incorporated into

Rome's Empire – and the various priests and priesthoods that existed within that Empire' (p. 17). It consists of twenty-four articles evenly distributed in two sections. "Part One" explores "Priests and Priesthoods" (J. Rüpke, *Different Colleges – Never Mind!?*, p. 25-38; J. A. North, Lex Domitia *Revisited*, p. 39-61; Ch. Kvium, *Inauguration and Foundation. An Essay on Roman Ritual Classification and Continuity*, p. 63-90; J. H. Richardson, *The Vestal Virgins and the Use of the* Annales Maximi, p. 91-106; F. Glinister, *Bring on the Dancing Girls': Some Thoughts on the Salian Priesthood*, p. 107-136; M. Torelli, *The* haruspices *of the Emperor: Tarquitius Priscus and Sejanus' Conspiracy*, p. 137-159; F. Santangelo, Pax deorum *and Pontiffs*, p. 161-186; J. Rich, *The* fetiales *and Roman International Relations*, p. 187-242; A. dalla Rosa, *Dominating the Auspices: Augustus, Augury and the Proconsuls*, p. 243-269; D. Wardle, *Augustus and the Priesthoods of Rome: the Evidence of Suetonius*, p. 271-289; D. Hunt, *'Fellow-Servants of God': Roman Emperor and Christian Bishops in the Age of Constantine*, p. 291-311; D. Noy, *Jewish Priests and Synagogue Officials in the Greco-Roman Diaspora of Late Antiquity*, p. 313-332.). "Part Two" is then devoted to "Regional Contexts" (A. Raggi, *Religion' in Municipal Laws?*, p. 333-346; A. Clark, Magistri *and* ministri *in Roman Italy: Associations with Gods*, p. 347-372; E. Isayev, *Just the Right Amount of Priestly Foreigness: Roman Citizenship for the Greek Priestess of Ceres*, p. 373-390; R. Haeussler, *Beyond* 'polis *Religion' and* sacerdotes publici *in Southern Gaul*, p. 391-428; L. Allason-Jones, *Priests and Priestesses in Roman Britain*, p. 429-443; B. Goffaux, *Priests*, conventus *and Provincial Organisation in Hispania Citerior*, p. 445-469; V. Gaspar, *Status and Gender in the Priesthood of Ceres in Roman North Africa*, p. 471-500; J. M. Reynolds, *What Did Ancient Priests Do? Some Evidence from Roman Cyrenaica*, p. 501-505; L. Capponi, *Priests in Augustan Egypt*, p. 507-528; S. Dmitriev, *The* neokoriai *of Ephesus and City Rivalry in Roman Asia Minor*, p. 529-552; S. B. Aleshire† / S. D. Lambert, *The Attic* gene *and the Athenian Religious Reform of 21 BC*, p. 553-575; B. Rossignol, *Municipal and Provincial Priests from the Danubian Provinces [Pannonia, Dacia, Moesia Superior]*, p. 577-603.). – There is no unifying principle but a wonderful diversity of contributions. Individual articles, therefore, are probably best taken on their own merits. However, for the purposes of this review, I shall also try to highlight some commonalities and strands of thought which emerge from these studies. – Rüpke's opening article is a valuable introduction to the nature of Roman priesthood and an excellent complement to his magisterial *Fasti sacerdotum* (Franz Steiner, 2005). He identifies five factors to explain the nature of Roman priesthood: 1. They followed a specific economy of prestige; 2. There was a process of *institutional isomorphism* in that they conformed in appearance and function to the clubs of ordinary people; 3. Priestly colleges were *social clubs*. Members were drawn from the same social classes primarily by co-optation and thus had a relatively flat social structure; 4. The *large diffusion of religious authority* amongst the Republican élite was a feature of the Republican system. This led, however, to regular attempts to control the colleges especially under the Empire; 5. All of these factors led to a specific form of Roman religion organised by priesthood. Foreign and dangerous religious organisations were fought, suppressed, or compelled to conform to 'Roman' ideals. This analysis helps to frame our understanding of Roman priesthoods and affords a convenient backdrop against which to evaluate other articles in the volume. – Readers focused on the major priesthoods might want to go straight to Santangelo's discussion of the pontiffs and the *pax/ira deorum*. Santangelo demonstrates that these familiar phrases are something of an illusion. They occur rarely in the sources and had no set definition. The vagueness of definitions and rules associated with such terminology was a feature of Roman religion and divination. For this very reason, from the 2nd century BC onwards, it is possible to observe the necessity for scholarly exegesis on aspects

of pontifical law, and the development of a specific branch of Roman law devoted to the divine. – Still on the subject of the pontifical college, Santangelo's co-editor, Richardson argues that narratives regarding the entombment of the Vestal virgins found in the Roman historians were unlikely to have featured in the pontifical chronicle, indeed that they were annalistic fabrications. Thus this does not support the view that the Roman annalists used the chronicle. – North and Kvium touch on the importance of augury and the augurs. On the basis of Sulla's augurate and the interpretation of the augural coinage of Metellus Pius (including the vexed question of the meaning of the jug and *lituus*), North argues that the *lex Domitia* (104-3 BC) and the later *lex Labiena* (63 BC) attempted to diffuse religious authority by dispersing the priesthoods among the leading families more widely. Kvium discusses the importance of the *pomerium* and its expansion by Servius Tullius. His investigation of the ritual *inauguratio* associated with the sowing of the stresses a series of oppositions (inside-outside; female-male; domestic-foreign). – Torelli employs precedent, an inscription discovered at Tarquinia in 2003 with the reconstruction of fr. 2 of the *elogia Tarquiniensia* (Torelli 1975), and historical sources for the reign of Tiberius, to identify Tarquitius Priscus, the celebrated author of works on haruspicy, as an imperial *haruspex* situated close to the seat of power who encouraged the emperor to establish an official cult to *Iustitia* and warned him of the criminal activities of the praetorian prefect, Sejanus. Torelli's manipulation of the available evidence is, as ever, ingenious and convincing. – In a detailed analysis of Festus 439, 18L, Glinister examines the status, purpose and functions of the *Saliae*. They emerge as genuine counterparts to the male *Salii* with an active ritual role to play in the *Regia*. In a singularly detailed contribution – the longest in the volume – Rich revisits and reworks his observations on the *fetiales* (*Declaring War in the Roman Republic in the Period of Transmarine Expansion*, Brussels, 1976). He considers the character of the priesthood, the *fetiales*' involvement in treaties, their role in dealing with Roman offenders, the character and history of the fetial preliminaries to war, the spear rite, the fetial procedure for demanding restitution (*res repetere*). A careful analysis of the literary sources shows that Livy 1.32 has conflated the spear rite and demand for restitution, and moreover, that his description and others did not accurately reproduce the right but introduced elements of doubtful historicity. It is doubtful (as with the celebration of the Roman triumph) that the procedure with regard to the preliminaries to war was identical in all cases. Rich demonstrates too that from the 3rd century BC the rites of the fetials *vis à vis* war became intertwined with philosophising notions of the 'just' war. Thus later sources such as Dionysius, but also Cicero and Varro, offer something of an 'idealising construct' of the role played by the fetials. Nonetheless, Rich demonstrates the complexity and necessity of their ritual actions which will have focused on the notion of communal responsibility. – Two pairs of articles give us insights into the major transitions which occurred with the accession of Augustus and the legitimisation of Christianity. Beginning with the right of the proconsul C. Carrinas to hold a triumph in 28 BC when he seems to have fought under the auspices of Augustus, dalla Rosa reconstructs the manner in which the auspical superiority of Augustus had become a reality by AD 6. Wardle, however, focuses closely on Suetonius' account to argue that the author's selection of details (Augustus as *pontifex maximus,* the transfer of the Sibylline Books to the Temple of Apollo, the calendar reform, increase in the number of priesthoods, the enhanced status of the Vestals, the *augurium salutis*, *flamonium diale*, the *Lupercalia*, the *ludi saeculares* and *ludi compitalicii*) stress the association between priest and state. This shows, he suggests, how in the eyes of Suetonius Augustus had gone beyond normal expectations to demonstrate what an individual with supreme power might do when he personally held a leading position in all the priestly colleges. – Hunt considers Eusebius' harmonious image of the

Emperor Constantine with the Christian bishops. He notes that even prior to Constantine's accession the Roman emperors were beginning to utilise 'the established networks of episcopal communication and collective jurisdiction'. Constantine is shown to have treated the bishops with respect especially with regard to their decisions in the ecumenical council but this did not amount to indifference. As his reign progressed, the boundaries between the episcopal process and the imperial tribunal become more blurred. In contrast, Noy focuses on the place of Jewish priests and their privileges during the reign of Constantine. Their prominence in the local communities, but limited role in worship and community life, meant they were not, like the clergy, granted full immunity but received an exemption from *munera corporalia* (e.g. official bread-baking and road-building duties) in common with doctors, teachers and philosophers. – Part I then offers the reader a somewhat disparate set of articles. A common theme, however, is of priestly authority and how it was exercised in relation to the ruling power (Torelli, dalla Rosa, Wardle, Hunt); there is the question too of the institutionalisation of the priesthoods (Santangelo, Richardson, Rich, Noy); and efforts at diffusing or controlling priestly power (North, dalla Rosa, Wardle, Hunt). One or two subsidiary issues are also evident: oppositional notions (Romanness/other; man/woman; inside/outside; human/divine) played important roles in the characterisation of Roman religion(s) (Richardson, Kvium, Glinister, Rich); and, finally, the dangers of treating the literary sources too seriously in reconstructing an accurate record of religion as practised at Rome (Rich, Wardle, Hunt). – Part II goes beyond the city of Rome to the provinces. Raggi's analysis of the *lex Ursonensis* demonstrates once more how limited the legal code is for an understanding of the workings of religion within the colony or for any sense of the 'exportation' of Roman religion to the provinces. His article shows that the statute addresses only questions of an administrative and judicial nature. He argues that the legislator had effectively transferred to the hands of the local municipal élite the same central role held at Rome by the Senate and its magistrates. One significant observation relates to the position of priests who are deprived of all significant authority (e.g. control of the calendar and the ability to prevent public action). While this placed power in the hands of the magistrates of the colony, it would also have avoided any potential conflict of authority if a Roman magistrate or priest were visiting the colony. Clark and Isayev remain in Italy with their investigations of the *magistri/ministri* and the priestess of Ceres respectively. Other articles span the Roman Empire: Southern Gaul (Haeussler), Roman Britain (Allason-Jones), Hispania Citerior (Goffaux), Roman North Africa (Gaspar), Cyrenaica (Reynolds), Egypt (Capponi), Asia Minor (Dmitriev), Athens (Aleshire† and Lambert), the Danubian provinces (Rossignol). – Some general conclusions arising from these 'provincial' articles may be noted. The evidence is a testament to the variety of religious experience and a tendency to individualisation across the Empire. In many cases the holding of priesthoods was closely tied into the conceptualisation of relationships between individuals, provincial cities and Rome (Roman Britain, the Danubian provinces, Asia Minor). They could assist in keeping provinces peaceful and stable (for example, in Britain and on the Danube), helped to promote Roman culture and identity, sometimes by changing the organisation and nature of local practices (Hispania Citerior, Egypt, Asia Minor, and at Athens). The local governments played essential roles in local cults, albeit with differences in status *vis à vis* cults at Rome (Southern Gaul, Roman Britain, Hispania Citerior, Asia Minor, Athens). Political or military office and priestly office holding could also go hand-in-hand (Southern Gaul, Roman Britain). Even minor provincial priesthoods, along the lines outlined by Rüpke, offered individuals (freedmen/women and slaves included) social, political, and economic mobility (Italy, Southern Gaul, Roman Britain, Egypt, Roman North Africa, the Danubian provinces). – Throughout this volume the contributors have invariably offered conscientious and well-worked articles. They draw

on a wide range of literary, epigraphic, and numismatic evidence. Appropriate figures, tables and appendices provide useful guides to the available archaeological evidence which more than ever illustrates the limitations and deficiencies of the literary sources for an understanding of religious practices throughout the Roman Empire. Each contribution is carefully footnoted and accompanied by a comprehensive bibliography. – Nevertheless, some articles, by their authors' own admission, offer somewhat hypothetical conclusions (e.g. North, Richardson, dalla Rosa), others point to the poverty of the source material (e.g. Glinister or Reynolds). Occasionally authors fail to escape the notion of the 'Roman State religion' or indeed 'Roman religion' (e.g. Glinister, Wardle, Isayev). What this was, exactly, has continued to defy attempts at definition. It is not apparent that the Romans themselves understood how their *sacra publica* and *sacra priuata* stood in relation to the State, so complex were the institutional arrangements. Indeed as Cicero's *de haruspicum responsis* and *de domo sua* prove, even matters pertinent to the gods could be open to human debate. – Researchers, however, will discover in this volume a wealth of information to inform and indicate further directions for study. Taken as a whole, it is a striking testament not only to the sheer complexity of dealing with priesthoods in the Roman world but also to the amount of work which still remains to unravel the interactions of priest and state from Republic to Empire. Dedicated to the late Keith Hopkins, this volume is indeed a *monumentum* worthy of 'Keith's humanity, company and scholarship'. Alex NICE.

Veit ROSENBERGER, *Divination in the Ancient World. Religious Options and the Individual*, edited by V. R., Stuttgart, Fr. Steiner, 2013 (PAwB, 46), 24 × 17 cm, 177 p., 10 fig., ISBN 978-3-515-10629-0.

Ce travail est issu d'une rencontre qui s'est tenue, sous la direction de V. Rosenberger, à l'Université d'Erfurt en octobre 2011, dans le cadre des recherches animées par Jörg Rüpke sur la question de l'individualisation en matière religieuse dans le monde de l'Antiquité classique. J. Rüpke a d'ailleurs contribué à l'ouvrage par un article introductif, « New Perspectives on Ancient Divination », où il rappelle (outre les formes du recours aux formes traditionnelles d'auguration à Rome, avec le poids du contrôle politique et la souplesse d'adaptation qui les ont toujours caractérisées) les réflexions les plus récentes sur la question de la divination, y compris dans des secteurs éloignés de la Grèce et de Rome, insistant sur le jeu entre la forme rituelle et le poids de la tradition, en même temps que sur la capacité de jeu laissée aux individus, ce qui est précisément le thème abordé en ces pages. Les sept communications qui suivent explorent en effet comment un processus d'individualisation s'est fait jour dans l'histoire des oracles et d'autres formes divinatoires en usage dans le monde grec. E. Eidinow, à partir de la fameuse réponse delphique sur le mur de bois d'Athènes au moment de la seconde guerre médique, montre le jeu qui s'instaure alors entre bien sûr Thémistocle, mais aussi les chresmologues, qui donnent une partie de l'interprétation (sur le lien avec la marine), et les Athéniens qui jugent de l'affaire. L'oracle n'est pas une vérité absolue, assénée comme telle par le dieu, mais introduit un processus de délibération. C'est un cas général, et l'auteur le retrouve dans le formulaire des demandes retrouvées dans le sanctuaire de Dodone, où le consultant questionne « Est-il préférable de ? », autrement dit engage la divinité dans un processus de délibération d'où il n'est pas absent. H. Bowden, soulignant que la célébrité des oracles politiques ne doit pas faire perdre de vue que la majorité regardait des questions religieuses, comme l'édification d'autels, note une évolution entre la période classique et la période romaine (où l'épigraphie des grands sanctuaires comme Delphes ou Didyme montre que, mis à part le Ier siècle av. J.-C., on ne peut parler d'une désaffection envers les oracles), la forme impersonnelle, où seule la communauté était

mise en avant, des témoignages les plus anciens, laisse place à une présence de plus en plus visible de l'individu qui a procédé à la consultation, entrant dans un processus de célébration de celui qui a servi d'intermédiaire par rapport à la divinité. L. Maurizio, reprenant la question de l'ambiguïté des oracles et rappelant des exemples classiques comme la destruction d'un grand empire prédite à Crésus ou le Cyrnos donné comme horizon de leur établissement aux Phocéens partis s'établir à Alalia, et qui se révèlera être le héros ainsi nommé et non la Corse, montre combien le type de réponse engage à un jeu de dialogue avec le consultant, où celui-ci a un rôle à jouer dans l'interprétation. L'article suivant, dû à S. William Rasmussen, s'attache à l'affirmation, qu'on lit dans la *Vie de Cicéron* de Plutarque, que l'orateur aurait consulté la Pythie et dénonce à juste titre les interprétations qui verraient là la trace d'une évolution de ses convictions ou surtout celles qui, sur ce point comme sur d'autres, dénoncent un double jeu de l'Arpinate, affichant en privé des convictions hostiles à la divination mais adoptant une attitude différente en public. Rappelant, à la suite de J. Scheid et d'autres, que c'est le respect des pratiques traditionnelles et non une croyance qui détermine le comportement des Anciens en matière de religion, elle y voit un exemple de la non-contradiction qui pouvait exister entre une telle démarche de la part de Cicéron et les idées philosophiques qu'il exprimait dans son traité sur la divination, en insistant en particulier sur la dimension globale, et pas seulement sociale, que prend le respect du rite, qui s'inscrit dans l'ordre du cosmos. R. Gordon traite non des oracles, mais de l'astrologie et de sa manière de procéder, telle qu'on la suit jusque dans des textes médiévaux. Il en scrute la démarche, qui se veut rationnelle et fondée sur des schémas d'analyse tirés de la réalité astronomique – quand bien même ceux-ci sont appliqués aux données les plus diverses : p. ex. la même structure zodiacale est appliquée à la vie humaine (mais avec des principes différents chez Dorothée et Thrasylle), mais pas au banquet chez Héphaistion. Cependant la complexité des facteurs susceptibles d'entrer en ligne de compte (comme on le constate dans un exemple comme celui du bateau de Smyrne, qui se réfère à un cas survenu en 479), montre que la part d'interprétation de l'astrologue, et aussi celle du client avec qui il dialogue et lui fournit des informations, laisse une grande part de jeu à l'individu par rapport à ce qui serait l'affirmation d'un destin immuable. Enfin, les deux dernières études sont consacrées à l'attitude vis-à-vis de la divination de deux figures de la littérature grecque, qui illustrent deux positions antithétiques. W. Spickerman s'intéresse à Lucien de Samosate, dont la personnalité s'affirme par un rejet radical de toute forme de prédiction de l'avenir, dénoncée (mais, note l'auteur, à partir d'exemples barbares et en se gardant bien de mentionner un cas comme celui de Delphes) comme une supercherie mise en œuvre par des charlatans qui abusent de la crédulité d'un public ignorant, qu'une saine *paideia* devrait éclairer. À l'opposé, V. Rosenberger s'attache aux *Discours sacrés* d'Aelius Aristide, description d'une longue suite de rêves à travers lesquels le rhéteur hypocondriaque estime être entré en contact avec la divinité, et principalement Asclépios : dans son cas, c'est au contraire le contact répété avec le dieu, affirmé par l'auteur, qui lui permet d'affirmer sa personnalité, le mettant à la hauteur de Démosthène, le faisant dialoguer avec Platon – en une attitude que la singularité de l'écrivain ne doit pas amener à dissocier de réalités du temps, que font connaître par exemple des prétentions analogues affirmées dans des inscriptions. Dominique BRIQUEL.

Ricardo ROVIRA, *La educación política en la Antigüedad clásica. El enfoque sapiencial de Plutarco*, Madrid, Uned-Bac, 2012, 529 p., ISBN 978-84-220-1589-5.

Rovira's book aspires to explore the principles of political philosophy in the Graeco-Roman Antiquity with special emphasis on Plutarch of Chaeronea. The author's main

sources for his examination are the life-pairs of *Theseus and Romulus* and *Numa and Lycurgus*, as well as the political essays from the *Moralia*. – In the Introduction, Rovira refers to the importance of politics and the necessity of state management on the basis of a quite unusual combination between modern and ancient politics (one cannot really see how Churchill and Aristotle might go together, p. XVII); in the following subsection that comes rather abruptly, he gives a bibliographical synopsis of Plutarch's corpus accompanied by a summary of the main biographical events marking Plutarch's life. – The book's first chapter is concerned with the government of the *polis* with reference to Periclean Athens. The exposition encompasses a range of citations from a number of classical authors: Plato, Xenophon, Isocrates, Aristotle, Demosthenes, which are given in self-standing sections rather than through comparison and contrast that could yield a more critical sort of analysis. One also notices the absence of key historical accounts especially that of Thucydides. The second chapter on Roman political ideas moves in the same spirit: many passages from various works by Cicero and Seneca are quoted; although free from thorough engagement, the two chapters are supposed to set the background to Plutarch's political philosophy. – The second part of the book starts with a descriptive – almost encyclopaedic – introduction to the *Parallel Lives* (149-64). The analysis of the two life-pairs contain interesting points on the political activities and reformations of the four heroes, but again the convoluted treatments (165-346) in combination with the lack of acute comparisons often hamper the author's main thesis. The last section of the book (347-515) explores in detail Plutarch's four political essays (*Cum princ. philos.*, *Ad princ. ind.*, *An seni resp.*, *Praec. ger. reip.*) and offers valuable insights into Plutarch's political notions. All in all, this study offers a nice description of Plutarch's political theory.

Sophia XENOPHONTOS.

Ari SAASTAMOINEN, *The Phraseology of Latin Building Inscriptions in Roman North Africa*, Helsinki, Societas Scientiarum Fennica, 2010 (Commentationes Humanarum Litterarum, 127), 25 × 18 cm, 646 p., ISBN 978-951-653-377-6.

Ce volumineux ouvrage, fruit d'une thèse de doctorat, a pour objet l'étude de la formulation de plus d'un millier de « Bauinschriften » latines provenant d'Afrique romaine (Afrique proconsulaire, Numidie, Maurétanie Césarienne et Maurétanie Tingitane) et datées du I[er] siècle avant notre ère à l'an 429. Par ce terme, l'auteur entend des inscriptions honorifiques généralement placées sur le monument qui a fait l'objet d'une construction ou d'une restauration et mettant en valeur l'évergète (particulier, magistrat, empereur ou une communauté) (p. 21). En termes diachroniques, les textes datés, après avoir connu un pic entre 150 et 249, illustrent une chute drastique à partir du milieu du III[e] siècle (p. 47-48). C'est à partir du IV[e] siècle que l'auteur constate une véritable emphase du formulaire épigraphique avec, en particulier, le développement de la titulature impériale ainsi que de la description du bâtiment et des opérations dont il a fait l'objet, au détriment des informations relatives à l'évergète (p. 165-166). – L'ouvrage s'articule autour de quatre grandes parties (non définies telles quelles) : 1. Les chapitres 1 et 2 abordent des questions liées à la méthodologie et présentent des analyses statistiques (p. 15-62). 2. Les chapitres 3 à 7 examinent des aspects particuliers de la syntaxe, à savoir la partie introductive (p. 63-100), le sujet (p. 101-154), l'objet (p. 155-234), la « predicate part » (p. 235-283) et les parties supplémentaires du formulaire épigraphique (p. 284-383). 3. L'auteur tire ensuite les sommes de son étude dans une ample conclusion organisée de manière chronologique (p. 384-404). 4. L'ouvrage comprend enfin le détail des textes recensés (p. 406-538), des tableaux signalant la concordance des inscriptions entre les principaux *corpora* (p. 539-601), la bibliographie (p. 602-621), et l'index

(p. 622-646). – Cette étude régionale, véritable somme d'informations, dont la multiplicité de débouchés s'impose rapidement au lecteur, constitue un travail remarquable, soigné et clairement organisé ; elle procurera par ailleurs d'utiles points de comparaison avec d'autres régions de l'Empire. Michaël VANNESSE.

Peter SCHOLZ / Uwe WALTER / Christian WINKLE, *Fragmente römischer Memoiren*, Herausgegeben, übersetzt und kommentiert von P. SCHOLZ und Uwe WALTER unter Mitarbeit von Chr. WINKLE, Francfort s. Main, Verlag Antike, 2013, (Studien zur Alten Geschichte, 18), 22,5 × 15 cm, 189 p., ISBN 978-3-938032 -59-6.

Das hier zu besprechende Buch ist in gewisser Weise die Fortsetzung der von Hans Beck und Uwe Walter vor rund einem Jahrzehnt herausgegebenen Fragmente der Geschichtsschreiber aus der Zeit der Republik (*Die Frühen römischen Historiker*, 2 Bde., Darmstadt, 2001 und 2004). Trotz der Veränderungen in der Zusammensetzung des Autorenteams und des Wechsels von der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft zum Verlag Antike ist das bewährte Format und das damit verbundene Anliegen im wesentlichen gleich geblieben: Das von den Verfassern benannte Ziel besteht nicht darin, eine eigenständige Edition der einschlägigen Fragmente vorzulegen, sondern diese Texte in einer zuverlässigen, den maßgeblichen Ausgaben folgenden Zusammenstellung einerseits übersichtlich zu präsentieren, andererseits für die weitere Beschäftigung zu erschließen, und zwar durch die Beigabe einer Übersetzung ins Deutsche sowie eines sich auf der Höhe der Forschung bewegenden, vorwiegend historisch akzentuierten Kommentars. Dieser Anspruch wird durchgängig erreicht, ja deutlich überschritten, nicht zuletzt durch den klaren Blick auf die Gattung im Ganzen, der sich aus der Konzeption dieses Bandes ergibt. – Denn während die Mehrzahl früherer Herausgeber sich entschieden haben, die Fragmente autobiographischer Schriften nicht von der übrigen Überlieferung der historischen Literatur zu trennen (so etwa Hermann Peter, Martine Chassignet oder Tim Cornell und sein Team in den jüngst vorgelegten *Fragments of the Roman Historians*), ist hier eine andere Vorgehensweise gewählt worden, was die konzentrierte Beschäftigung mit dieser spezifischen Textsorte ermöglicht. Der denkbare Nachteil, daß auf diese Weise zeitlich und inhaltlich Zusammengehöriges getrennt wird, wird dadurch aufgefangen, daß die vorliegende Sammlung sich gut zusammen mit den oben erwähnten *Frühen römischen Historikern* benutzen läßt (der Aufbau ist ähnlich, Überschneidungen ergeben sich allenfalls bei der Einführung zu Leben und Werk von Rutilius Rufus). – Zu den Vorteilen, die sich aus dem gewählten Format ergeben, gehört die von den Autoren nachhaltig genutzte Gelegenheit, in einer ausführlicheren Einleitung diese Gruppe von Texten in ihren gemeinsamen Grundzügen wie ihren vielfältigen Problemen allgemein vorzustellen (S. 20-37, davor findet sich eine ebenfalls sehr nützliche elfseitige Bibliographie). Dabei wird unter anderem die Frage ausführlicher behandelt, ob es sich bei den betreffenden Werken um eine Gattung im engeren Sinne handelt und wie sich diese von der Geschichtsschreibung abgrenzen läßt. Ferner wird auf das – in der Antike wie in der Neuzeit diskutierte – Problem der Glaubwürdigkeit der autobiographischen Erzählinstanz eingegangen sowie der soziopolitische Hintergrund der Verfasser und ihre möglichen Motive bei der Entscheidung für diese kontroverse Gattung näher beleuchtet. Vor allem der letzte Abschnitt bietet eine lesenswerte Kurzfassung der wesentlichen Charakteristika dieser Textsorte („Memoiren als Experiment“, S. 34-37). – In der Einleitung werden auch die Gründe genannt, die aus Sicht der Herausgeber gegen die Aufnahme der Fragmente weiterer Werke gesprochen haben. So hat man sich am Beginn der autobiographischen Literatur in Rom für eine Berücksichtigung der von C. Gracchus und Q. Caecilius Metellus Numidicus wahrscheinlich in Form halböffentlicher Briefe verfaßten

Memoiren entschieden, während man beispielsweise die ähnlich gelagerten Schriften von Scipio Africanus unter Verweis auf die vermutlich fehlende Verbreitung innerhalb der römischen Oberschicht nicht aufgenommen hat. Das zeitliche Ende der Sammlung hat man mit demjenigen der römischen Republik zusammenfallen lassen, also sich bereits gegen eine Behandlung der verschiedenen autobiographischen Projekte des Augustus und damit auch der von ihm begründeten Tradition des Verfassens von Memoiren durch viele seiner Nachfolger entschieden (S. 36f.). Diese Entscheidung ist aus inhaltlichen Gründen nachvollziehbar und paßt im übrigen gut zu der parallelen Konstruktion des vorliegenden Bandes zu den *Frühen römischen Historikern*, sie hätte aber im Titel vielleicht deutlicher markiert werden sollen, um falschen Erwartungen auf Seiten der Benutzer vorzubeugen. – Der Hauptteil bietet dann jeweils eine biographische Einführung zum Autor unter besonderer Berücksichtigung seiner politischen Karriere und eine Kurzcharakterisierung des betreffenden Werkes, bevor die Fragmente einzeln behandelt werden. Auf die bereits erwähnten frühen Beispiele C. Gracchus (S. 38-43) und Q. Caecilius Metellus Numidicus (S. 44-48) folgen mit M. Aemilius Scaurus (S. 49-58), P. Rutilius Rufus (S. 59-70) und Q. Lutatius Catulus (S. 71-79) die „Klassiker" des Genres. In Übereinstimmung mit dem Überlieferungsbefund stellen die zahlreichen Bezeugungen von Sullas skandalträchtigen Memoiren auch den Löwenanteil des vorliegenden Bandes (S. 80-135). Sowohl quantitativ als wohl auch in Hinsicht auf die mit seinen Schriften verbundene Kontroverse bei Mit- und Nachwelt folgt Cicero an zweiter Stelle (S. 136-168), während der Abschluß von dem einzigen Fragment aus Varros *De sua uita libri tres* gebildet wird (S. 169-173). Am Ende des Buches finden sich als die Benutzung erleichternde Zugaben eine Konkordanz sowie ein Sach- und Stellenregister. Dennis PAUSCH.

Michael SQUIRE, *The Iliad in a Nutshell. Visualizing Epic on the* Tabulae Iliacae, Oxford, Oxford University Press, 2011, 25 × 20 cm, XXVIII-467 p., 177 fig., pl. 85 £, ISBN 978-0-19-960244-5.

Cet ouvrage de Michael Squire (M.S.) constitue la première monographie en anglais sur lesdites *Tabulae Iliacae* (« Tables iliaques »), en l'occurrence vingt-deux plaques de marbre où furent gravés, entre la fin du Ier s. av. J.-C. et le début du Ier s. ap. J.-C., des petites scènes et des récits synoptiques relatifs à la guerre de Troie. Ainsi que s'en font l'écho le titre de l'ouvrage et celui du chapitre 1 (« Opening Sesame : The Book in a Nutshell »), l'auteur met en rapport ces tentatives de miniaturisation avec l'ambition attestée à plusieurs reprises, dans la littérature antique, de contenir tout l'*Iliade* dans une « coquille de noix » : les auteurs de ces *tabulae* s'inscriraient ainsi dans la continuité de Callicratès et de Myrmécidès. – La combinaison d'éléments visuels et textuels, ainsi que les multiples 'jeux' interprétatifs auxquels sont ainsi conviés les destinataires de ces tablettes sont au centre du volume (chap. 2-7). M.S. entreprend d'y relever le défi interprétatif au centre de ces *tabulae*, en 'jouant leur jeu', en explorant toutes les pistes qu'elles suggèrent ; d'où une composition d'ensemble très souple, qui examine ces chefs d'œuvre de miniaturisation sous des angles divers et variés. Une vue générale en est donnée dans l'Appendice I (p. 387-412), où sont récapitulées toutes les informations techniques (taille, matière, état de conservation, provenance, etc.) ; y sont également spécifiés les sujets traités et la forme retenue. L'Appendice II est consacré à la tablette 23Ky (*Tabula Cumaea* ?). – Le chapitre 2 vise à « rassembler les différentes pièces du puzzle » (« Putting the Pieces together »), en présentant sommairement ces tablettes (en particulier leur état de conservation, puisqu'elles sont presque toutes fragmentaires) ainsi que les différentes analyses et interprétations proposées à ce jour dans la littérature. M.S. y prend notamment position sur l'identité de de leur(s) auteur(s) et leur date de composition : les

Tabulae Iliacae seraient la réalisation de plusieurs artistes (et non d'un dénommé Theodorus), qui auraient œuvré au début de l'époque julio-claudienne. La question des destinataires est au centre du chapitre 3 (« Mastering Theodorean Technê ») : contre la thèse traditionnelle des 'nouveaux riches', l'auteur avance l'idée que ces artistes auraient œuvré pour une clientèle hautement lettrée et raffinée, qui savait goûter les jeux érudits de la tradition hellénistique, en particulier ceux qui jouent des frontières entre représentations visuelles et verbales. De là, la réflexion sur les liens entre images et textes au centre du chapitre 4 (« Choosing your Own Adventure »). Fort de la conception antique des images – qui n'ont pas, dans l'Antiquité gréco-romaine, une simple valeur illustrative –, l'auteur montre la complexité insoupçonnée de la dialectique permanente qui s'instaure à divers niveaux entre images, hypotextes homériques et textes inscrits sur les *tabulae*. Le récepteur est ainsi amené à parcourir ces tablettes dans diverses directions, à choisir son propre chemin. Dans le chapitre 5, l'auteur examine la face opposée des douze tablettes qui étaient décorées des deux côtés (« Turning the Tables »). À sept reprises, les lettres y sont arrangées en carrés magiques, et peuvent donc, là encore, être lues dans plusieurs directions ; il appartient au lecteur de découvrir le texte caché derrière l'image apparente, dans un mouvement de relation inverse à celui qui est au centre de la face principale (il s'agissait alors d'aller du texte à l'image). Le chapitre 6 revient sur la taille réduite de ces tablettes pourtant riches de signification : l'auteur les resitue dans la longue tradition gréco-romaine des jeux sur le 'grand' et le 'petit', en particulier l'intérêt marqué, dans la tradition hellénistique, pour le *multum in paruo* : l'attribution de certains poèmes à un dénommé Theodorus serait d'ailleurs un clin d'œil à cette tradition. Le chapitre 7 explore enfin le lien étroit qu'entretiennent certaines tablettes avec des *ekphraseis* homériques, en particulier la description du bouclier forgé par Héphaïstos. Dans un mouvement circulaire (« Ecphrastic Circles »), les illustrateurs des tablettes ont mis le texte de l'*Iliade* en images, tout en l'accompagnant, dans la tablette la mieux conservée (4N), du texte original dans son intégralité : le jeu sur les liens entre images et textes, et le renversement des rapports traditionnels, est une fois de plus patent. – Les multiples directions explorées par MS dans cet ouvrage ne permettent pas seulement de comprendre ces tablettes au regard de leur contexte littéraire, artistique, intellectuel et culturel, mais aussi de les resituer dans le cadre historique où elles ont vu le jour. À l'instar de la matière inépuisable des *Tabulae Iliacae*, sa richesse dépasse du reste largement le cadre de ces tablettes : il s'agit d'un ouvrage fondamental sur les rapports entre 'grand' et 'petit', épopée et épigramme, texte et image, original et copie dans l'antiquité gréco-romaine. Le parcours proposé est, en ce sens, très stimulant, parfois audacieux, dans tous les cas fort agréable à suivre, en raison du style très oralisé de l'auteur, ainsi que des nombreuses illustrations – pour certaines en couleurs – qui agrémentent ce 'beau livre'.

Céline URLACHER-BECHT.

Christian TOURATIER, *La fibule de Préneste,* Aix-en-Provence, Publications de l'Université de Provence, 2013 (Langues et langage, 23), 24 × 16 cm, 273 p., fig., 29 €, ISBN 978-2-85399-874-1.

Appelée « Fibule de Préneste » d'après le lieu de provenance supposé (elle aurait fait partie du mobilier de la tombe Bernardini) ou « Fibule de *Manios* » d'après le premier des mots gravés sur l'étrier, la fibule en or (de 37 grammes) conservée aujourd'hui au Museo Nazionale Etnografico Preistorico Luigi Pigorini de Rome, fut présentée pour la première fois par Wolfgang Helbig à l'Institut archéologique allemand en 1887. L'inscription considérée comme la plus ancienne attestation de la langue latine comprend quatre mots : *Manios med fhefhaked* et *Numasioi*. Très rapidement des doutes concernant

l'authenticité de la fibule ont été émis qui se sont amplifiés et ont préoccupé jusqu'à une époque récente de nombreux philologues et archéologues, parfois de façon polémique. Ce sont surtout les chercheurs italiens qui se sont déclarés adversaires de l'authenticité, parfois comme le souligne Touratier, en utilisant un ton qui s'éloigne de l'argumentation scientifique. Margherita Guarducci qui, en 1967, avait pourtant considéré qu'il s'agissait d'un document précieux pour l'histoire de l'alphabet, est particulièrement mise en cause. Revenant sur son premier avis, elle attribuait, à la suite d'une analyse graphologique de l'inscription, la responsabilité de la falsification à Wolfgang Helbig. L'affaire fut même portée devant les tribunaux : la fille de l'archéologue allemand qui estimait que la réputation de son père était ternie, fut déboutée mais l'affaire de la « Fibule de Préneste » prenait ainsi des proportions inattendues. C'était surtout l'inscription et la transcription par un digraphe *vh* (ou rétroverse *hv*) de la valeur phonétique du son *f* qui interpellait les savants. Touratier dans les premiers chapitres de son livre rappelle, avec beaucoup d'érudition, les diverses opinions des uns et des autres et l'intérêt de l'inscription pour la connaissance des écritures étrusque et vénète. Il conclut que le digraphe *fh* si souvent considéré comme la preuve que la fibule était l'œuvre d'un faussaire, est au contraire une preuve de son authenticité. Ce digraphe se serait ensuite simplifié pour noter le son *f* (avec disparition du *h*) ou *h* (avec disparition du *f* et arrondissement des deux carrés pour former le signe *8* étrusque). Mais ce n'est pas uniquement l'inscription qui suscita la polémique. Son lieu de conservation fut aussi l'objet de controverses beaucoup moins glorieuses, sur lesquelles je n'insisterai pas, entre les grands noms de l'archéologie de l'époque : Luigi Bernabei, Margherita Guarducci, Luigi Pigorini notamment (p. 33-34). En fait, il faut dissocier deux problèmes, ce qui ne fut pas toujours très clairement fait : celui de l'ancienneté de la fibule et celui de l'authenticité de l'inscription. Les analyses récentes, bénéficiant de moyens techniques sophistiqués (examen avec radiographie et microscope électronique des restaurations, des détails comme les incrustations, la corrosion), auxquelles s'est livré Edilberto Formuigli (*Indagini archeometriche sull'autenticità della fibula prenestina* dans *MDAI (R)*, t. 99, 1992, p. 329-343) ne laissent aujourd'hui plus aucun doute : la fibule est bien authentique (p. 201 et sq.). Quant à l'épigraphe, depuis les recherches parues en 2007 d'Annalisa Franchi De Bellis, *La fibula di Numasio e la coppa dei Veturii* in*Quaderni dell'Istituto di linguistica dell'Università di Urbino*, 12, p. 65-142, il n'y a plus lieu également de douter de son authenticité ni de son intérêt incontestable pour l'épigraphie vénète et étrusque. L'inscription est bien le premier texte latin « utilisant l'écriture étrusque avant création et diffusion de l'alphabet latin ». Elle n'est pas davantage « un faux partiel », une hypothèse pour le moins hasardeuse, qui considérait que l'inscription authentique aurait été recopiée au XIX[e] siècle sur une fibule authentique ! C'est donc à une véritable instruction judiciaire à charge et à décharge que nous convie Touratier. Le souci d'être le plus complet possible peut parfois laisser une impression de longueur. On peut se demander aussi s'il était judicieux de traduire en français les très nombreuses citations extraites des auteurs allemands, italiens, anglais. Cependant, ce travail critique qui réhabilite ou égratigne certains noms, a finalement le grand mérite de remettre à l'ordre du jour un document épigraphique essentiel et, espérons-le, de clôturer le dossier.

Pol DEFOSSE.

Anna Maria WASYL, *Genres Rediscovered : Studies in Latin Miniature Epic, Love Elegy and Epigram of the Romano-Barbaric Ages*, Cracovie, Jagellonian University Press, 2011, 24 × 17 cm, 290 p., 40 pl., ISBN 978-83-233-3089-9.

Voici un ouvrage de 290 pages, d'une typographie plutôt dense, avec en moyenne un bon tiers de notes par page et une bibliographie plurilingue, et réellement utilisée, de

32 pages. On n'observe, dans cette dernière, pas de manques notoires, sauf à penser à des travaux qui auraient pu être utiles, mais qui n'ont pas encore été publiés (par exemple les thèses d'A. Stoehr-Monjou ou d'I. Bergasa) ou l'ont été peu de temps avant l'impression (comme les ouvrages de M. Bazil ou de L. Galli Milic). L'on y relève peu de coquilles, mais il n'y a pas de *n* à la fin du nom de M. Petschenig, et R. Martin a été classé sous son prénom (René) à la p. 286. En revanche, des subdivisions excessives et des répétitions inutiles ne rendent pas toujours commode l'emploi de cette bibliographie. – Une très (trop !) rapide introduction, de 4 pages, place cette enquête sous le signe du mélange des genres dans l'Antiquité tardive (sans jamais le questionner, comme cela se voit parfois : ne peut-il s'agir aussi d'un élargissement des genres antérieurs, d'ailleurs rarement « purs » eux-mêmes ?) et annonce l'intention de sonder quelques « réexplorations génériques » (p. 8) dans les domaines de l'épopée miniature, de l'élégie amoureuse et de l'épigramme martialienne. La rencontre de l'épopée et du panégyrique y aurait également eu toute sa place, mais il est vrai que la riche synthèse de Cl. Schindler, *Per carmina laudes*, avait été publiée en 2009. On aimerait, en revanche, connaître les critères qui ont présidé au choix des trois genres retenus. – La partie I porte sur « l'épopée miniature dans l'Afrique vandale et l'héritage d'un non-genre », pour reprendre et réévaluer une expression de D. Bright en 1987. Après une bonne récapitulation initiale, cette forme est associée à des périodes de « crise » (mais cela vaudrait aussi pour des épopées plus longues, comme celle de Lucain), à un refus du modèle homérique, à une remise en cause des valeurs épiques, à un intérêt pour la psychologie amoureuse. Le mélange des genres ferait ici la part belle au lyrisme et au drame, et la subjectivité auctoriale y serait bien plus forte que dans l'*epyllion* alexandrin (mais la même chose vaudrait pour l'épopée longue de l'Antiquité tardive : voir les réflexions de R. Herzog sur le développement, à cette époque, des épopées « secondaires »). Après quoi A. M. Wasyl étudie successivement, en les examinant dans chacun des quatre *epyllia* dracontiens concernés (*Hylas, Rapt. Helenae, Medea, Orestis trag.*), la présence du narrateur dans ces textes, leur poétique d'épopées non-homériques et le mélange des genres qui s'y opère, avant de brèves remarques finales et un *excursus* de 10 pages sur l'*Aegritudo Perdicae*. Ces études sont très sérieusement menées, mais on peut s'étonner de la quasi-absence de Claudien à l'arrière-plan et de la perspective qui fait succéder, chez Dracontius, l'inspiration chrétienne à la Muse profane, par une sorte de « conversion » (p. 39 ; p. 42, n. 125). Faut-il voir en ces *epyllia* l'on ne sait quel reste de « paganisme », ou plus simplement la marque d'un attachement à la culture classique et à son permanent intérêt dans l'Afrique vandale ? La composition des *epyllia* en question est soigneusement étudiée, p. 49 sq, avec de fines distinctions entre les textes examinés ; de même pour l'étude des personnages et des ressorts, ou, quant au mélange des genres, pour la part du lyrique et du tragique dans ces épopées miniatures, d'où l'épique n'est tout de même pas absent (par exemple avec la tempête de *Rapt.*, habilement analysée, p. 81-84). A. M. Wasyl s'abstient toujours de généralisations commodes, sur un auteur dont la grande diversité est au contraire soulignée (p. 99). – La partie II, en 50 pages, est consacrée aux élégies de Maximien (qui viennent de recevoir, aux Belles Lettres, dans « La roue à livres », une traduction richement annotée par B. Goldlust), avec quelques pages introductives et conclusives encadrant un exposé portant successivement sur chacune des six élégies conservées, selon la division héritée de Pomponius Gauricus, par ailleurs problématique et contestée par de récents éditeurs du texte, sur la base, entre autres, de sa tradition manuscrite ; pour autant, il est difficile de lire ce texte, en son état, comme un *carmen continuum*, et cela pose quelques questions : s'agit-il d'un agrégat aléatoire de poèmes disparates aux frontières mouvantes ? L'auteur adopte-t-il délibérément de multiples *personae* ? Un poème continu intégrant divers *exempla* constitue une hypothèse séduisante

(W. C. Schneider), mais cela revient à admettre que Maximien se démarquerait de l'élégie classique plus qu'il ne s'y référerait, même en pensant à l'élargissement de l'élégiaque vers l'épique chez un Ovide. Il y a donc une originalité de Maximien au sein de la tradition élégiaque, qui apparaît cependant aussi, comme l'a bien vu B. Goldlust dans un article de la *REL* (89, 2011), lorsque l'auteur abandonne l'aspect purement privé du genre « originel » : *defleo generale chaos* (5, 110). Pour le reste, on notera ici l'intéressant relevé d'une présence bien moins forte, dans l'élégie 1, de l'Ovide plaintif des *Tristes* que du leste poète des *Amours*, mais pourtant aussi du langage de l'épigraphie funéraire, des thèmes éthiques des satiristes Horace et Juvénal, d'un goût pour l'expression aphoristique et sentencieuse, sur un ton sérieux ou ironique, et d'un *erôs* qui n'est ni augustéen ni chrétien. Il s'agit donc là d'un auteur complexe, dont notre collègue polonaise étudie ensuite les « épisodes » des *Mémoires d'amour* dans les élégies 2 à 5, en portant une attention particulière aux points de suture entre les différentes péripéties et à la combinaison des influences littéraires et des formes poétiques. À propos (p. 141) de l'élégie 3, où apparaît Boèce, on observera un jeu sur l'étymologie (*Boethi, fers… opem*, v. 48), et un ironique renvoi de Boèce vers ce genre élégiaque que rejetait Philosophie au début de la *Consolation*, mais sous l'espèce de l'élégie érotique, complément ovidien de l'élégie « triste ». L'élégie 4 (*Candida*) ne serait-elle pas une sorte d'éthopée de l'amoureux, dépossédée de toute *grauitas* ? Au sujet de l'élégie 5, A. M. Wasyl analyse finement les rapprochements et les différences avec Ov., *Am.* 3, 7 et le sens du poème, anti-ascétique sans être *ipso facto* anti-chrétien (n'en déplaise à W. C. Schneider) ; peut-être faudrait-il cependant creuser davantage le sens de *generale chaos*, au v. 110, qui ne se réfère pas seulement à la force cosmique de l'amour physique, car, dans les écrits de l'époque de Maximien, chez un Cassiodore par exemple, *generalitas* désigne souvent ce que nous appellerions l'État : crainte de le voir en crise ? La conclusion du parcours (p. 159-161) souligne la continuité dans l'ambiguïté de cette œuvre polyphonique. – La partie III, la dernière, en 90 pages environ, porte sur le genre épigrammatique et son évolution dans la latinité tardive, depuis Martial – notons au passage, à propos de ce dernier, que les travaux de M. Citroni sont beaucoup plus utilisés que ceux de P. Laurens. Luxorius, « follower » et « innovator » à la fois, s'y taille naturellement la part du lion, avec presque 50 pages, le reste étant consacré à l'*Anthologie latine* (90-197 Riese) et à Ennode (avec environ 20 pages pour chacun des corpus). A. M. Wasyl y fait preuve d'une grande attention envers les thèmes et les « cycles », les marqueurs génériques, le rapport à la « réalité », et surtout la transmission des textes, leur constitution en collections et les options des éditeurs ; ici encore apparaît une louable volonté de saisir ce qui distingue tel auteur des autres dans un genre donné, en s'appuyant sur une vaste bibliographie à jour. Raison de plus pour recommander ce beau livre comme une synthèse autorisée, pas toujours originale (ce qui n'est d'ailleurs pas une fin en soi), mais en général sûre. Vincent ZARINI.

Rainer WIEGELS, *Kleine Schriften zur Epigraphik und Militärgeschichte der germanischen Provinzen*. Herausgegeben von Kresimir MATJEVIC und Wolfgang SPICKERMANN, Stuttgart, Fr. Steiner, 2010, 24,5 × 17,5 cm, 643 p., fig., cartes, 82 €, ISBN 978-3-515-09732-1.

Ce recueil rassemble trente travaux du Prof. R. Wiegels, en grande majorité des articles de revues, publiés de 1973 à 2007. Classés par ordre de parution, ils abordent des problématiques très diverses relatives à l'épigraphie (inscriptions et graffiti) de la *res militaris* d'époque impériale romaine tout en étant centrés sur les provinces germaniques dans leur ensemble. On citera ainsi quelques sujets, à titre exemplatif, traitant du *numerus*

exploratorum Tribocorum et Boiorum (p. 57-82), d'un *haruspex* dans une dédicace à Mithra provenant de Speyer, accompagné d'une liste des inscriptions connues citant ce terme (p. 155-185), d'un *beneficiarius* de Neustadt/Wied (p. 265-273), de l'occurrence du gentilice *Ulpius*/*Ulpia* dans les provinces germaniques (p. 395-430), etc. – L'ouvrage se clôture sur une liste des acronymes utilisés (p. 605-608), ainsi qu'un index des recueils (p. 609-624), des noms (625-632) et des lieux (p. 633-643) mentionnés dans les diverses contributions. Le principal intérêt de ce genre d'ouvrage réside bien entendu dans le fait de rassembler, autour d'un thème fédérateur et en un seul et unique volume, des travaux parus sur plusieurs décennies et disséminés dans de nombreuses publications.

Michaël VANNESSE.

Friedhelm WINKELMANN / Luce PIETRI / Marie-Joseph RONDEAU, *Eusèbe de Césarée. Vie de Constantin*, texte critique par Fr. W., introduction et notes par L. P. et traduction par M.-J. R., Paris, 2013, Éditions de Cerf (Sources chrétiennes, 559), 568 p., 53 €, ISBN 978-2-204-10134-9.

Diese zweisprachige französische Edition der „Vita Constantini" (VC) ist die (vorerst) letzte einer Reihe moderner, z.T. zweisprachiger Ausgaben, die in Schottland (E.C. Richardson, Edinburgh, 1991), Spanien (M. Gurruchaga, Madrid, 1994), England (A. Cameron, S.G. Hall, Oxford, 1999), Deutschland (H. Schneider, Turnhout, 2007; P. Dräger, Oberhaid, ^{2}2007) und Italien (L. Franco, Mailand, 2009) erschienen sind. Die letzte französische Übersetzung stammte von Louis Cousin aus dem Jahre 1675! Eine neue war also mehr als überfällig. Sie ergänzt die unlängst erschienene Übersetzung der Kirchengeschichte Eusebs (Eusèbe de Césarée, *Histoire ecclésiastique*. Introduction de François Richard, traduction de Gustave Bardy, revue par Louis Neyrand, Paris, 2003), so dass jetzt die im engeren Sinne historischen Werke des Eusebius, von der Chronik abgesehen, in einer modernen französischen Übersetzung vorliegen. Der griechische Text ist der Winkelmanns (GCS), an dem allerdings 9 Veränderungen vorgenommen werden (S. 143). Im Vergleich dazu listet Dräger (^{2}2007) 57 Abweichungen auf (S. 307f.), meist Schreib- bzw. Akzentfehler, darunter allerdings nicht 1,22,2, 2,71,8, 3,12,2 und 4,16, die in der vorliegenden Ausgabe als Verbesserungen vorgeschlagen werden. – Das Werk ist dreigeteilt: 1. Einer Einführung (introduction, S. 9-112), einem Abkürzungsverzeichnis und einer Bibliographie (S. 113-139) folgt 2. der griechisch-französische Text der Vita (S. 176/7-544/5), dem die nicht von Eusebius stammenden Inhaltsüberschriften aller vier Bücher (*kephalaia*) vorangestellt sind (S. 145-175). Den Abschluss bilden 3. verschiedene Anhänge: eine Zeittafel (S. 547-50), Indices des Alten und Neuen Testamentes (S. 553f.), ein Verzeichnis von Eigennamen (S. 555-58) und geographischen Angaben (S. 559-64). – Zunächst zwei allgemeine Bemerkungen: Alle in der Einleitung und in den Textnoten gemachten Aussagen können durch Fettdruck der Referenzstellen verifiziert werden. Dies ist sehr zu begrüßen. – Zum zweiten sollte man die prinzipielle Zielsetzung des Eusebius in dieser Schrift immer im Hinterkopf haben: Seine Absicht (σκοπός), die er 1,11,1 formuliert, lautet: μόνα τὰ πρὸς τὸν Θεοφιλῆ συντείνοντα βίον λέγειν τε καὶ γράφειν, also „... de dire et d'écrire seulement ce qui a trait à sa vie aimée de Dieu". Also fallen alle Schlachten, Siege, innenpolitische Maßnahmen der Verbesserung des Gemeinwesens und der Lage des Einzelnen sowie die Gesetze angeblich aus der Darstellung heraus, behauptet Eusebius (1,11,1). Wie wenig das zutrifft, wird S.193, Anm.2 aufgelistet (vgl. 4,1-4; 26-28), denn was sind die Gott geliebten Taten anders als die oben genannten? Es bleibt aber die Vermeidung aller negativen Handlungen und dunklen Seiten des Kaisers und auch seines Vaters (man vergleiche nur 1,13,2 mit Lactanz, m.p. 15,7), so dass hier ein biographischer Torso

vorliegt, was Eusebius natürlich bewusst war. Das hätte vielleicht insgesamt noch mehr betont werden können, als es hier geschieht. – In der dreigeteilten Einleitung (Luce Pietri) geht es 1. um den Autor und sein Werk, 2. um die Konzeption der VC und 3. um die Quellen der Schrift, um Einflüsse allgemeiner Kultur, um sprichwörtliche Redensarten, um Stellen aus dem Alten und Neuen Testament. Thematisiert wird das Verhältnis Konstantins zu Eusebius und umgekehrt im Lichte der modernen Forschung bis 2011. Die Frage der Authentizität lässt sich positiv beantworten, gewisse Dopplungen und Widersprüche (S. 16-19) deuten auf zwei Redaktionen, eine um 335/6 und eine partielle um 339, wobei die Schrift vielleicht im Mai 339 fertig war. Eusebius zitiert 15 Briefe Konstantins (S. 37-39), deren Echtheit unterstellt wird. Insgesamt sind allerdings 41 Briefe bekannt. Ferner werden 27 Gesetze angesprochen, davon 22 aus dem *Codex Theodosianus* (46-48). Ohne dortige Parallele sind 2,44; 46,3-4; 3,45; 4,25,1. Beim Arianismus stößt man auf eine „verschwundene theologische Debatte“ (87-95): Eusebius als Vertreter einer gemäßigten „Subordination“ (vgl. aber Athanasius, Apol. sec. 63,3) hat seine Probleme mit dem überzeugten Vertreter des Credos von Nicaea, Konstantin. Als Ergebnis stellt sich die VC als Mischung aus Panegyrik, Historik und Biographie dar. Sie ist die erste Lebensbeschreibung eines christlichen Kaisers (S.63-65). – Die französische Übersetzung (Marie-Joseph Rondeau) ist ganz vorzüglich, soweit der Rez. dies beurteilen kann. Die erklärenden Anmerkungen (wiederum von Luce Pietri) erfassen die jeweils wichtigen Stellen der Erklärung und bieten ein breites Spektrum von Referenzautoren, als da sind: Ambrosius; Ammian; Anonymus Valesianus; Apokryphen; Athanasius; Augustinus; Aurelius Victor; Basilius v. Caesarea; Clemens Alexandrinus; Diodor; Eusebius; Gregor Naz.; Hieronymus; Hilarius v. Poitiers; Homer; Lactanz; Minucius Felix Optatus v. Mileve; Panegyrici Latini VI, VII, IX; Philostorgios; Porphyrius; Praxagoras; Prudentius; Rufinus; Socrates; Sozomenos; Tertullian; Theodoret; Xenophon und Zosimus. – Schade, dass über die *kephalaia* nichts Näheres gesagt wird. Die Rede Konstantins *Oratio ad sanctorum coetum* (À l'assemblée des saints), die Eusebius in 4,32 ankündigt und sich in allen erhaltenen Handschriften findet, fehlt, so auch in den meisten modernen Übersetzungen. – Zusammenfassend liegt hier ein sehr gutes Arbeitsinstrument auf neuestem Stand vor, das sowohl den Text selbst hervorragend erschließt als auch den Studierenden und fachlich Interessierten die Möglichkeit bietet, mithilfe der Anmerkungen neben kurzen und treffenden Sacherläuterungen auch weitere Themenbereiche im Anschluss an Eusebius sich erarbeiten zu können. Karl Leo NOETHLICHS.

PUBLICATIONS ADRESSÉES À *LATOMUS*

Nous établissons ici la liste complète des ouvrages reçus au cours du trimestre écoulé, afin d'assurer une information rapide. Tous ceux d'entre eux qui relèvent du domaine de *Latomus* feront ensuite l'objet d'un compte rendu ou d'une notice bibliographique dans la mesure du possible.

Allison, P.M, *People and Spaces in Roman Military Bases,* Cambridge, Cambridge University Press, 2013, XX-487 p., fig.

Ando, Cl., *Roman Social Imaginaries. Language and Thought in Contexts of Empire,* Toronto, University of Toronto Press, 2015 (The Robson Classical Lectures), X-124 p., 45 $ can.

Baldus, Chr. / Miglietta, M. / Santucci, G. / Stolfi, E., *Dogmengeschichte und historische Individualität der römischen Juristen – Storia dei dogmi e individualità storica dei giuristi romani. Atti del seminario internazionale (Montepulciano 14-17 giugno 2011) a cura di Chr.B., M.M., G.S., E.St.*, Trente, Università degli Studi di Trento, 2012 (Quaderni del Dipartimento di Scienze Giuridiche, 107), VIII-734 p., 35 €.

Bartsch, Sh., *Persius. A Study in Food, Philosophy, and the Figural,* Chicago, The University of Chicago Press, 2015, VIII-260 p., 50 $.

Beltrán, A. / Sastre, I. / Valdés, M., *Los espacios de la esclavitud y la dependencia desde la antigüedad. Actas del XXXV del GIREA. Homenaje a Domingo Plácido. A.B., I.S., M.V. Editores*, Besançon, Presses Universitaires de Franche-Comté, 2015, 822 p., fig., cartes, 49 €.

Biella, M.Cr., *Impasti orientalizzanti con decorazioni incise in agro falisco,* Trente, Tangram, 2014 (Aristonothos. Quaderni, 2), 429 p., nombr. fig., 42 €.

Canali De Rossi, F., *Le relazioni diplomatiche di Roma. Volume IV. Dalla « liberazione della Grecia » alla pace infida con Antioco III (201-194 a.C.)*, Rome, Scienze e lettere, 2014, X-197 p., 35 €.

de Callataÿ, Fr., *Quantifying the Greco-Roman Economy and Beyond. Fr. de C. (ed.)*, Bari, Edipuglia, 2014 (Pragmateiai, 27), 260 p., 60 €.

Devillers, O., *Neronia IX. La villégiature dans le monde romain de Tibère à Hadrien. Actes du IX*[e] *congrès de la SIEN, édités par O.D.,* Bordeaux, Ausonius (diff. De Boccard, Paris), 2014 (Scripta Antiqua, 62), 380 p., fig., 25 €.

Engels, D. / Martens, D. / Wilkin, A. (dir.), *La destruction dans l'histoire. Pratiques et discours,* Bruxelles *et al.*, Peter Lang, 312 p., ill.

Erdkamp, P. / Verboven, K. / Zuiderhoek, A., *Ownership and Exploitation of Land and Natural Resources in the Roman World. Edited by P.E., K.V. and A.Z.*, Oxford, Oxford University Press, 2015 (Oxford Studies on the Roman Economy), XIV-407 p., fig., cartes.

Estèves, A. / Meyers, J., *Tradition et innovation dans l'épopée latine de l'Antiquité au Moyen Âge. Édité par A.E. et J.M.*, Bordeaux, Ausonius (diff. De Boccard, Paris), 2014 (Scripta Receptoria, 1), 234 p., fig., 25 €.

Fenet, A. / Lubtchansky, N., *Pour une histoire de l'archéologie XVIII*[e] *siècle - 1945. Hommage de ses collègues et amis à Ève Gran-Aymerich. Textes réunis par A.F. & N.L.*, Bordeaux, Ausonius (diff. De Boccard, Paris), 2015 (Scripta Receptoria, 5), 499 p., fig., 25 €.

Fleury, Ph. / Jacquemard, C. / Madeleine, S., *La technologie gréco-romaine. Transmission, restitution et médiation. Actes du colloque organisé par l'ERSAM à Caen (10-12 mars 2010),*

publiés sous la direction de Ph.F., C.J. et S.M., Caen, Presses Universitaires de Caen, 2015, 283 p., fig., 28 €.

GALAND, P., *Nicolas Bérauld. Praelectio et commentaire à la Silve rusticus d'Ange Politien (1518). Édition, traduction et commentaire de P. G. avec la collaboration de George André BERGÈRE, Anne BOUSCHARAIN et Olivier PEDEFLOUS,* Genève, Droz, 2015 (Travaux d'Humanisme et Renaissance, 537), LXX-614 p.

GALLI, M.T. / MORETTI, G., *Sparsa colligere et integrare lacerata. Centoni, pastiches e la tradizione greco-latina del reimpiego testuale a cura di M.T.G. e G.M.*, Trente, Dipartimento di Scienze Filologiche e Storiche, 2014 (Labirinti, 155), 233 p.

GEERTS, W. / CACIORGNA, M. / BOSSU, Ch., *Scipione l'Africano, un eroe tra Rinascimento e Barocco. Atti del convegno di studi. Roma, Academia Belgica, 24-25 maggio 2012. A cura di W.G., M.C., Ch.B.*, Milan, Jaca Book, 2014, XX-348 p., nombr. pl., 34 €.

GORSKI, G.J. / PACKER, J.E., *The Roman Forum. A Reconstruction and Architectural Guide,* Cambridge, Cambridge University Press, 2015, XXII-437 p., fig., dépl.

GRASS, B. / STOUDER, Gh., *La diplomatie romaine sous la République : réflexions sur une pratique. Actes des rencontres de Paris (21-22 juin 2013) et Genève (31 octobre-1er novembre 2013), édités par B.G. et Gh.St.*, Besançon, Presses Universitaires de Franche-Comté, 2015, 219 p., 18 €.

GUÉRIN, Ch., *La voix de la vérité. Témoin et témoignage dans les tribunaux romains du Ier siècle av. J.-C.,* Paris, Les Belles Lettres, 2015 (Mondes anciens), 424 p., 27,50 €.

GUÉRIN-BEAUVOIS, M., *Le thermalisme romain en Italie. Aspects sociaux et culturels aux deux premiers siècles de l'Empire,* Rome, École française de Rome, 2015 (Bibliothèque des Écoles françaises d'Athènes et de Rome, 364), XIV-519 p., fig., 9 pl., 55 €.

GUILLAUMIN, J.-Y., *Les arpenteurs romains. Tome III. Commentaire anonyme sur Frontin. Texte établi et traduit par J.-Y.G.*, Paris, Les Belles Lettres, 2014 (Collection des universités de France), XLVIII-159 p. en partie doubles, fig., 53 €.

KIMMERLE, N., *Lucan und der Prinzipat. Inkonsistenz und unzuverlässiges Erzählen im Bellum Civile,* Berlin / New York, W. de Gruyter, 2015 (Millenium-Studien, 53), X-344 p., 109,95 €.

KNIGHT, S. / TILG, St., *The Oxford Handbook of Neo-Latin. Edited by S.K. and St.T.*, Oxford, Oxford University Press, 2015, XVIII-614 p., 97 £.

LE QUÉRÉ, E,, *Les Cyclades sous l'Empire romain. Histoire d'une renaissance*, Rennes, Presses Universitaires de Rennes, 2015 (Histoire), 455 p., fig., cartes, 23 €.

LOWE, D., *Monsters and Monstrosity in Augustan Poetry,* Ann Arbor, The University of Michigan Press, 2015, VIII-274 p.

MARCONE, A., *L'imperatore Giuliano. Realtà storica e rappresentazione a cura di A.M.*, Florence, Le Monnier, 2015 (STUSMA, 5), VIII-349 p., fig., 28 €.

MINEO, B., *A Companion to Livy, Chichester 2015. Ed. by B.M.*, Chichester / Oxford / Malden (MA), Wiley-Blackwell, 2015, XXXIX, 462 S., 122 £.

NEEL, J., *Legendary Rivals: Collegiality and Ambition in the Tales of Early Rome,* Leyde / Boston, E. J. Brill, 2015 (Mnemosyne. Supplements, 372), X-274 p., fig., 114 €.

PEPE, Cr. / MORETTI, G., *Le parole dopo la morte. Forme e funzioni della retorica funeraria nella tradizione greca e romana a cura di Cr.P. e G.M.*, Trente, Dipartimento di Scienze Filologiche e Storiche, 2015 (Labirinti, 158), 379 p., 1 fig.

PERGAMI, F., *Nuovi studi di diritto romano tardoantico*, Turin, Giappichelli, 2014, X-223 p., 22 €.

PITTS, M. / VERSLUYS, J.M., *Globalisation and the Roman World. World History, Connectivity and Material Culture. Edited by M.P. and M.J.V.*, Cambridge, Cambridge University Press, 2015, X-296 p., fig., 65 £.

POIGNAULT R. / STOEHR-MONJOU, A., *Présence de Sidoine Apollinaire. Textes réunis par R.P. et A.St.-M.,* Clermont-Ferrand, Centre de Recherches A. Piganiol, 2015 (Caesarodunum, 44-45 bis), 629 p., fig.

PORTUESE, O., *Il carme 67 di Catullo. Introduzione, edizione critica, traduzione e commento. A cura di O.P.*, Cesena, Stilgraf, 2013 (Quaderni di « Paideia », 16), 417 p., fig., 39 €.

RAMSEY, J.T., *Sallust. Fragments of the Histories. Letters to Caesar. Edited and Translated by J. T.R.,* Cambridge, Mass. / Londres, Harvard University Press, 2015 (LCL, 522), XLIV-618 p., 4 cartes, 16,95 £.

RAYDON, V., *Héritages indo-européens dans la Rome républicaine,* Avion / Marseille, Éditions du Cénacle de France et Terre de promesse, 2014 (Au cœur des mythes, 2), 124 p., 16 €.

REBILLARD, É. / RÜPKE, J., *Group Identity and Religious Individuality in Late Antiquity. Edited by E.R. and J.R.,* Washington, D.C., Catholic University of America Press, 2015 (CUA Studies in Early Christianity), VIII-331 p., fig., cartes, 65 $.

RICHARDSON, J.H. / SANTANGELO, F., *The Roman Historical Tradition. Regal and Republican Rome. Edited by J.H.R. and F.S.*, Oxford, Oxford University Press, 2014 (Oxford Readings in Classical Studies), X-372 p., 40 £.

Saguntum. 46. 2014, Valence, Universitat de València – Departament de Prehistòria i Arqueologia, 2014, 239 p., fig., cartes.

SALAPATA, G., *Heroic Offerings. The Terracotta Plaques from the Spartan Sanctuary of Agamemnon and Kassandra,* Ann Arbor, The University of Michigan Press, 2014, X-393 p., fig., cartes.

SARULLO, G.S., *Il Carmen Saliare. Indagini filologiche e riflessioni linguistiche,* Berlin / New York, W. de Gruyter, 2014 (Untersuchungen zur antiken Literatur und Geschichte, 117), XIV-432 p., fig.

SCHÄFER, F.F., *Praetoria. Paläste zum Wohnen und Verwalten in Köln und anderen römischen Provinzhauptstädten*, Mayence, Nünnerich-Asmus, 2014, 469 p., 331 fig., 4 suppl. dépl., 59,90 €.

SCHULZ, M.-W., *Caesar. Karriere eines Feldherrn. Glück, Versagen und Grausamkeit des berühmten Kriegers,* Heimbach, Patrimonium-Verlag, 2014, 236 p., fig.

SCHWAMEIS, Chr., *Die Praefatio von Ciceros De inventione. Ein Kommentar,* Munich, Herbert Utz, 2014 (Sprach- und Literaturwissenschaften, 50), 201 p.

SEIBERT, S., *Ovids verkehrte Exilwelt. Spiegel des Erzählers – Spiegel des Mythos – Spiegel Roms,* Berlin / New York, W. de Gruyter, 2014 (Beiträge zur Altertumskunde, 335), X-309 p., 109,95 €.

SENA CHIESA, G., *Gli asparagi di Cesare. Studi sulla Cisalpina Romana*, Florence, All'Insegna del Giglio, 2014 (Flos Italiae, 11), 606 p., fig., cartes, 50 €.

SIRKS, B., *Nova Ratione. Change of Paradigms in Roman Law. Edited by B.S.*, Wiesbaden, Harrasowitz, 2014 (Philippika, 72), VIII-181 p., 48 €.

SUERBAUM, W., *Nouvelle histoire de la littérature latine. I. La littérature de l'époque archaïque. Des origines à la mort de Sylla. La période prélittéraire et l'époque de 240 à 78 av. J.-C. Éditée par W.S.*, Turnhout, Brepols, 2014, XLVI-652 p.

SWETNAM-BURLAND, M., *Egypt in Italy. Visions of Egypt in Roman Imperial Culture,* Cambridge, Cambridge University Press, 2015, XII-249 p., fig., 8 pl. coul. h.t., 70 £.

TAPLIN, O., *Sophocles. Four Tragedies. Oedipus the King, Aias, Philoctetes, Oedipus at Colonus. A New Verse Translation by O.T.*, Oxford, Oxford University Press, 2015, XXXX-341 p., 4 cartes, 20 £.

TIETZ, W., *Dilectus ciborum. Essen im Diskurs der römischen Antike*, Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 2013 (Hypomnemata, 193), 408 p.

UDEN, J., *The Invisible Satirist. Juvenal and Second-Century Rome,* Oxford, Oxford University Press, 2015, XII-260 p.

UGGERI, G., *Camarina. Storia e topografia di una colonia greca di Sicilia e del suo territorio,* Galatina, Congedo, 2015 (Rivista di topografia antica, Suppl. 8), 311 p., fig., cartes, 75 €.

UNTERMANN, J., *Iberische Bleiinschriften in Südfrankreich und im Empordà,* Berlin / New York, W. de Gruyter, 2014 (Madrider Forschungen, 20), VI-138 p., fig., 4 pl.

VAHTIKARI, V., *Tragedy Performances outside Athens in the Late Fifth and the Fourth Centuries BC,* Helsinki, Finnish Institute at Athens, 2014 (Papers and Monographs of the Finnish Institute at Athens, 20), XXII-334 p., fig., 21 pl., cartes.

VAN MAANEN, W. / POELWIJK, M., *Dodenlijst. Appianus en Cassius Dio over de verschrikkingen van de proscripties. Vertaling W.v.M. & M.P.*, Hilversum, Verloren, 2014 (Zenobiareeks, 3), 84 p.

WALLACE, L.M., *The Origin of Roman London*, Cambridge, Cambridge University Press, 2014 (Cambridge Classical Studies), XVI-192 p., 76 fig., 75 £.

WALTER, A., *Erzählen und Gesang im flavischen Epos,* Berlin / New York, W. de Gruyter, 2014 (Göttinger Forum für Altertumswissenschaft, 5), XII-393 p., 109,95 €.

TABLES DU TOME 74

I. — Table des Articles

II. — TABLE DES VARIA

III. — Table des comptes rendus